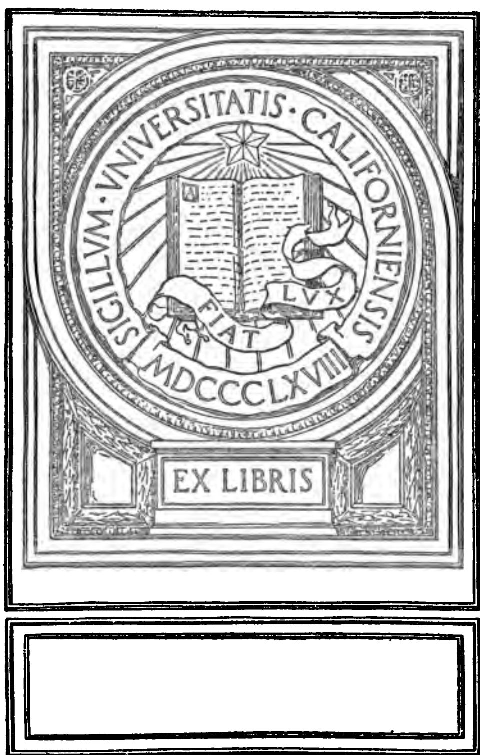
E. G. Kolbenheyer

AMOR DEI

Ein Spinoza-Roman


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

[redacted]

E. G. Kolbenheyer / Amor Dei



46. bis 55. Tausend

Printed in Germany

*

Nicht eines Lebens kunstgetriebne Schale
Soll spiegelnd sich vor deinen Augen drehn.
Sie barst, zerfiel, und nicht zum andern Male
Kann klingend sie und rein vor dir erstehn.

Tot und verloren. — Doch: der sie erfüllte,
Wein aus der Ewigkeit, floß von den Scherben
In offne Herzen; und sein Rausch enthüllte
Fürchtige Augen geistesfroher Erben.

So sinkt der Tod. Ihn überwallt die leise,
Uralte Melodie, die einst erklang,
Als sich das erste Menschenauge schwang
In Sternentiefen. — Jene hohe Weise,

Die klingen wird, wo eine Menschenbrust
Sich öffnet, ihre Welt ins All zu gießen,
Sich weitet, Ewigkeiten zu umschließen,
Und gibt und nimmt in gottestrunkner Lust.

I

Pieter Keezer van Dort hegt keine Träume. Wie seine Stirne, kurz und breit, ist seine Gestalt.

Über den engen, sonnigen Platz vor der Alten-Kirch schreitet Pieter Keezer wohlgesetzten Schrittes, nicht im spärlichen Mittagsschatten den Häusern entlang, sondern in gerader Richtung dem Seitengäßlein zu, das in die Warmmußstraße führt. Ihm folgt zappelnd der junge Kontordiener, eine Ledermappe unterm Arm. Ungeduldig zwingt er seinen Eifer in die gemächliche Gangart des Meisters. Das Glockenspiel der Alten-Kirch hat längst den Choral der Mittagstunde über Amsterdam ausgeklungen, längst muß der Börsenhof vom schwirrenden Gedränge erfüllt sein.

Endlich schwenken sie auf den Feigendamm. Des jungen Gesellen Herz pocht in der stolzen Erregung des ersten Kaufmannsdienstes. Sie betreten den Brückenbogen der Börse. Sie werden hart aneinander gedrängt und arbeiten sich mühsam zum Platze der Tuchhändler durch. Dort wird die Handelslage ruhig erwogen.

Die Hauptmasse der Versammelten, die der Kornmakler, erschüttert den Hof mit betäubendem Lärm, der dem Neuling die Brust beengt. Tausend kämpfende Klänge ineinandergepreßt zu einem wirren Dröhnen: die rauhen Laute der Niederdeutschen stürmen gegen das schmiegsame, durchdringende Genäsel der Franzosen und Spanier — dazwischen surren die Silben der Moskowiter und Polen — Perser und Türken befreien ihre Brust mit dumpfen Rufen und greifen hastig, Verständnis heischend, in die Luft — bronzefarbene Inder raunen dem Nachbar in die Ohren — die Magyaren

suchen den Schwall zu überbrüllen. Die Dolmetsche vermögen kaum vernehmlich zu werden ... Als hätten die Meere ihr Sturmgeheul und ihre Wellenwucht in die Brust der Weitgereisten gegossen, um mit ihnen die Dämme Hollands zu überfluten für diese eine Stunde, so braust es und schwillt es aus dem Menschenwirrsal, daß die Mauern erzittern und der Boden. Deutsche und Slaven, Romanen und Türken, Inder und Juden, die Völker der Erde, einander stoßend und überschreiend in der Gier nach den schweren Säcken holländischer Silberdukaten.

Draußen im Ijstrom liegen ihre Schiffe, die Frucht der fernsten Sonnenländer im Bauche. Sie alle schütten ihren Reichtum in die Kornhäuser der Amstelbürger; abertausend Scheffel. Die Briten und Venetianer berichten darüber voll Bewunderung.

Amsterdam ist der Speicher Europas.

Während die deutsche Saat von den schwedischen und kaiserlichen Kriegsvölkern zermalmt wird, und Dörfer und Städte in Asche sinken, sprengt Amsterdam seinen Mauergürtel und muß seine Wälle in weiterem Bogen führen, da sein Reichtum überquillt. Und während in Flandern der erbitterte Erbfeind vor den Söldnern Hollands Schritt für Schritt zurückweicht, häuft der Kaufmann am Ij schimmerndes Gepräge von ganz Europa in seinen Eisentruhen.

Amsterdam, Schlagader der alten Welt!

Inmitten der Erregung stehen die Herren der Indien-Kompanien. Alle Nationen schreien auf sie ein. Sie verharren ruhig und gelassen, kein Patrizier kann sich an ihrer Würde messen. Ihre Kinne sitzen in dicken Halskrausen. Von ihren Schultern fallen kunstvoll geraffte Mäntel. Die «Herren» — sie haben den Titel des Adels an sich gerissen und tragen ihn ohne Widerspruch. Sie ziehen einen entschlossenen, unbezwinglichen Machtkreis, der alle Werte bannt: die Kompanie. Nur wenige haben den Mut, neben ihr eigene Wege zu gehen, und werden von den geringen Kaufleuten gefeiert und bewundert. Diese wenigen nennen sich «Signeurs» und

tragen trotzige Mienen. Sie haben stark zu ringen, denn die Kompanie verfügt über unversiegliche Quellen. Darum sind die Signeurs stolz und trotzig. Sie schöpfen ihre Kraft aus dem Volke und sind strenge Kalvinisten; doch ihre Zahl schmilzt von Jahr zu Jahr.

Die Stunde der Börse eint alle. Verblaßt sind die Farben der Politik in dem bunten Gewühle der Trachten, erdrückt sind die Stimmen persönlicher Neigungen vom Wogengange der Handelswerte, erstickt liegen die Flammen religiösen Eifers, die halb Europa verderben, unter dem Atem des Länder und Meere beherrschenden Gottes: Gewinn.

Und wieder klingt der Stundenchoral vom Turme der Alten-Kirch. Er senkt seine milden Wellen besänftigend in das Getümmel. Die Kaufleute drängen aus den Toren. Ihre Köpfe glühen, und ihre Augen leuchten.

*

Einen Teil des Kaufhauses bildet die Laken-Hall; Sitz und Versammlungsort der Niklasgilde. Die öffnet dort ihre vornehmsten Verkaufsstellen: breite Läden, deren obere Flügel gegen die Sonne gespreizt stehen. Und hinter den Fenstern der köstlichste Stapel: wuchtige Ballen von dunklem Holländer Sammet und rauhem Bombasin, schillernder Armosintaffet und schwere venetianische Seidenstücke, die steifen Rollen flandrischer Gold- und Silberbrokate, sorgfältig in Spinden verwahrt, durch deren verglaste Luken die reichen Ornamente blinken, geblumter, leichter Satin, Flammet aus englischer Wolle und französischer Serge. Daneben hängen schottische Gurtbinden, persische Seidenshawls und Nesseltücher von Cambrai.

Von Signeur Keezers Wohlstand liegt hier ein guter Teil. Er macht Aufzeichnungen über den Verkauf. Der junge Kontordiener steht daneben, doch achtet er seines Herrn nicht; er ist noch völlig verwirrt. Da berührt die schlanke Hand eines hochgewachsenen Mannes seinen Nacken. Er zuckt auf, und sein Gesicht erhellt sich freudig. Er führt die Hand an seine Lippen.

Pieter Keezer und der Schlanke ziehen fast gleichzeitig unter tiefer Verbeugung die wallenden Federhüte.

«Signeur, ich ersuche zu bedecken.»

«Ihr habt meine Bitte überholt, Herr de Vries.»

«Eure Geschäfte blühen, Signeur. Ich sehe auf Eurer Tafel kaum einen leeren Platz.»

«Ich bin zufrieden, wenn meine Verbindungen den Eueren gleichen, Mijnheer. Übrigens sind meine Aufträge notiert. Der Vorzug Eurer Gesellschaft ...»

Keezer führt eine einladende Handbewegung aus, indem er die Mappe ihrem Träger übergibt, und wendet, ein wenig gespreizt, der Laken-Hall seinen breiten Rücken.

«Ich hoffe, daß Euch mein Sohn zufriedenstellt», fragt Herr de Vries mit einem Seitenblick auf den Jüngling.

«Noch kann ich kein Urteil fällen; er ist ja erst wenige Tage in meinem Hause. Allein die Befürchtung, daß seine gewählte Erziehung ihm den Dienst der ersten Jahre versäuern möchte, kann ich noch immer nicht unterdrücken. Ihr wißt, ich stamme aus geringen Verhältnissen, und meine Erholung ist die des einfachen Mannes geblieben: die Bibel und unseres großen Gomarus Erläuterung zur ‚Institutio christiana' Calvins.»

Der Signeur legt einen scharfen Ton in sein Bekenntnis, und die Wangen seines Kontordieners erglühen.

«Euer Sohn aber liebt von mancherlei anderem zu kosten.»

«Simon, ich will nicht annehmen, daß du ...»

«Oh, er bekundet viel Eifer, ohne Sorge, Mijnheer! Ich fürchte nur, es werde nach philosophischen Lektüren die ‚Doppla scrittura' nicht munden.»

Herr de Vries fühlt, daß die Bemerkungen des Signeurs mehr ihm als seinem Sohne gelten. Er leitet das Gespräch auf den flandrischen Feldzug und dessen kühne Führung durch den lebensfreudigen Generalkapitän und Statthalter. Da reckt sich der Signeur und drückt den Degengriff nach unten, so daß sich sein Mantel sträubt.

«Prinz Frederik Hendrik, die glänzendste Perle der Ora-

nier! Kein Volk der Erde kann mit gleicher Freude auf einen Fürstenstamm blicken. Vor einem Jahr der Sieg bei der Tholeninsel: fünftausend Gefangene, an vierzig Fregatten! Vor wenigen Wochen der kühne Kampf gegen drei Heere! Die Pappenheimer mußten weichen! Maastricht, der Schlüssel Flanderns, ist unser!»

Vorübergehende hören die begeisterten Äußerungen und bleiben stehen. Signeur Pieter Keezer van Dort hat seinen Schritt verlangsamt, um desto lebhafter seine Arme bewegen zu können.

Ein verbundener Offizier kommt über die Brücke, er ruft im Vorübergehen: «Das Neueste: der Friede ist vereitelt, in Brasilien wird weiter gekämpft, bald ist die neue Welt unser!»

«Heil, Frerik Hein», antwortet Keezer und schwenkt den Hut. Die Amsterdamer sind daran gewöhnt, allezeit vom Zufall zusammengerottet zu werden. Keine Woche vergeht, ohne daß irgendeine Zeitung neue Erregung brächte. Sie hören einen Ruf, sehen ein Hutschwenken, ein kleiner stämmiger Mann eilt auf einen blessierten Offizier zu, und schon bilden sie einen Ring um beide. Aus allen Gassen eilen Leute herbei. Kein Verkaufswinkel, keine Werkstatt bleibt behütet. Die Schiffer in der Gracht recken neugierig die Hälse. Die Warenschlitten wollen nichts vom Aufenthalt wissen, sie gleiten unter Geschrei ihrer Führer ineinander und erfüllen in wenigen Augenblicken die Breite der Straße. Karossen und Sänften halten an, ihre Schläge öffnen sich vorsichtig. Kein Fenster bleibt leer. Kopf an Kopf steht die Menge, fragend und schreiend.

Pieter Keezer gerät außer sich vor Entzücken, er umarmt den Offizier. Herr Jost de Vries und Sohn stehen abseits.

Der Offizier sucht sich Bahn zu schaffen, doch die Menge drängt ihm nach und bestürmt ihn.

«Der Friede ist zerschlagen! Brasilien ist unser!»

Über die Ballen einer umgestoßenen Schlittenfracht, umwirbelt von schreienden Jungen, angehalten von Vornehm und Gering, erkämpft der Offizier mühsam seinen Weg.

Seine Augen blitzen vergnügt. Er kennt die Amsterdamer, ihre Vorliebe für Straßengeschrei, er weiß, daß sie willkommenen Nachrichten unermüdlich und dankbar lauschen. So arbeitet er sich glücklich zum «Fröhlichen Hirschen» durch. Da will er seine Sporen unter den kühlen Tischen verankern für diesen Tag und die folgende Nacht. Sein Becher wird sich stets von neuem füllen, und die Falten seines Beutels werden sich glätten beim klappernden Tricktrack.

Der Signeur hat seine Begleiter wiedergefunden. Er entwickelt mit starker Stimme die Pläne seiner brasilianischen Politik. Allmählich nur kehrt er, von zarten Entgegnungen ernüchtert, zur Wirklichkeit zurück.

«Sinterklaas ist nicht mehr fern», lenkt Herr de Vries ein. «Unserer Gilde stehen die Wahlen bevor. Ihr und viele unserer Meister sind mit den Vorstehern dieses Jahres nicht zufrieden...»

«Was Euch betrifft, Mijnheer, hat sich nirgends ein Tadel erhoben ... niemals, ich versichere.»

«Gerade heraus, Signeur, man rechnet auf Euch. Die Regentschaft hat Vorschläge zu machen. Werdet Ihr Euch der Gilde verweigern?»

Pieter Keezer kennt seine Stellung unter den Tuchhändlern, er hat die Frage von seiten der Vorsteher gefürchtet, und wie sie von De Vries ohne Umstände gestellt wird, ist sie ihm doppelt unliebsam. Die gehobene Stimmung schlägt ins Gegenteil um. Sein Gewissen ist nicht rein vor De Vries. Es wäre ihm lieber gewesen, vermöge seines Anhanges eine Regentenstelle zu ertrotzen. Sein Ehrgeiz verlangt nach einem lauten Siege. Und nun kommen ihm die Gegner zuvor. Sie sind gewandt, die «Herren»!

«Ihr solltet mir Eure Antwort nicht versagen, Signeur. Ich weiß, daß Ihr meinen Beitritt zur Kompanie verurteilt, doch denkt, daß ich zu meinen Freunden stehen muß, wie Ihr zu den Euren. — Ehrt mein Vertrauen.»

«Herr, Vertrauen habe ich Euch bewiesen, als ich Euren Sohn in die Lehre nahm... Es wundert mich noch heute, daß Ihr gerade mich zu seinem Meister ausersehen habt.»

«Ich suche Eure Freundschaft.»

«Würdet Ihr sie suchen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß meine Person eine nicht geringe Zahl Unzufriedener in der Gilde vertritt?»

«Signeur, ich suchte niemals die Freundschaft eines unbedeutenden Mannes.»

Gegen De Vries war ein Streit aussichtslos, das hatte Keezer erfahren, als er widerwillig darauf eingehen mußte, den jungen Simon heranzubilden.

«Setzen wir uns über die Parteien hinweg», fährt der Handelsherr fort, «und halten wir unser nächstes und bestes Ziel, die Wohlfahrt der Gilde, das heißt unsere Wohlfahrt, im Auge ...»

Pieter Keezer van Dort will entgegnen, an seiner Haltung ist seine Antwort zu erraten, allein der Handelsherr läßt ihn nicht zu Wort.

... «Wollt Ihr leugnen, Signeur, daß die Formeln der höchsten Güter, wie sie von Kanzel und Katheder herniederklingen, etwas anderes bedeuten, als eine Verkleidung dieses nächsten Zieles? Glaubt Ihr ein Magellan hätte es unternommen, ohne Aussicht auf freundliche Winde, wider feindliche Stürme um den Erdball zu kreuzen? Wir kennen alle die günstige Brise und müssen unser Steuer nach ihr richten.» Pieter Keezer ist kein Träumer. Die Wahrheit aus Gegnersmund schmeckt doppelt vergällt. Gegen ihren Klang gibt es nur einen Schutz: das Orgeltönen unbestreitbarer Überzeugungen. Und Herr de Vries hat geduldige Ohren.

«Ihr seid theologisch geschulter als ich, Signeur», bemerkt er nach den erschöpfenden Auferbauungen. «Ich kann nur mit meinen Augen sehen. Zeigt mir den ersten, der seinen Vorteil verachtet, und ich will Euch glauben. Bis dahin halte ich am nächsten Ziele fest. Doch will ich Euch nicht länger mit Fragen bedrängen. Vielleicht wird Euch eine andere Stunde günstiger stimmen.»

«Ihr seid jederzeit willkommen.»

«Ein kleines Geschäft noch. Ich möchte Euch einen jüdischen Händler empfehlen, der mir vor einigen Stunden ein Stück spanischen Brokat verkauft hat. Euer Urteil über die Gangbarkeit des Musters ist mir wertvoll; ich bitte Euch darum. Der Jude scheint anstellig zu sein und des Vertrauens wert. Er nennt sich Michael de Spinoza.»

Sie sind vor den Stufen des Keezerschen Lagerhauses stehen geblieben. Der Signeur dankt für die Auszeichnung, die in der Bitte des Kaufherren liegt. Herr de Vries küßt die Stirn seines Sohnes.

Die beiden Kaufleute fächeln mit ihren breiten Hutkrempen den Staub des Bodens.

*

Pieter Keezer poltert die steile Holzstiege hinan. Seine Wangen sind zornrot, seine Mundwinkel zittern. Vor dem Kontor bleibt er stehen und stöhnt. Ah, diese Höflichkeit! Lieber eine Schütte Sand auf dem Rücken sackweise verladen, als noch eine Stunde an den klingenden Ketten zerren! Was hätte er drum gegeben, den zierlichen Herren einen Gewaltstreich zu spielen! So bringen sie ihn um die Freude seiner künftigen Regentschaft. Er stößt die Tür mit einem Tritt auf, so daß sie krachend an die Wand schellt. Die Kanzlisten schnellen vom Pulte in die Höhe und starren den Gebieter an.

«Maulaffen», donnert der Signeur. Die Begrüßten knicken über ihren Pulten zusammen und ihre Federn eilen quarrend über das Papier hin — das Geräusch einer fernen Gansherde.

Simon de Vries befreit des Signeurs Beine von den prallenden Reitstiefeln und holt Schlafrock, Mütze und Filzpantoffel herbei.

«Geh Er hinüber zur Frau. Sie hat Arbeit für Ihn. Vielleicht kann Ihn der Maler brauchen.»

Dann atmet Pieter Keezer auf. Die Nachtmütze umschmeichelt beruhigend seine heiße Stirn. Die Kanzlisten gehen sachter zu Werk.

Vor Keezers Blicken reihen sich die wirr, nach Gelegenheit gesammelten Notizen zu geordneten Gruppen. Wie ein Heerführer die neugeworbenen Söldlinge sichtet und ihnen Waffen und Fähnlein zuteilt, fügt der Kaufmann Zug an Zug in seinen Plan. Die Reserven der alten Verbindungen werden immer aufs neue durchblättert; hier wird eine Verstärkung zugeschlagen, dort ein schwacher Posten aufgegeben. Neue Vereinbarungen sollen behutsam erprobt werden; ihre Aufträge werden sorgfältiger geprüft und die Waren vorsichtiger gewählt. Ein Konkurrent ist einem kühnen Angriffe erlegen. Der Kaufmann streicht den Namen des Bankerotteurs aus seinen Listen. Der Erfolg hat eine Schlappe zu decken, die seit Jahren hemmend wirkte. — Schwanke, unsichere Erwartungen gestalten sich zu scharf umrissener Notwendigkeit, die entschlossenes Handeln fordert. Der Blick des Kaufmanns übersieht stolz seine blühenden Streitkräfte, sein weites Kampfesfeld, die Erde.

Signeur Keezer überhört ein leises Klopfen. Erst als der jüngste Kanzlist öffnet, bemerkt er eine kleine, gebückte Gestalt im Türrahmen, deren ehrerbietigen Gruß er mit kurzem Nicken beantwortet. Seine Stirn umwölkt sich leicht: die kostbare Geweberolle auf den Schultern des Eintretenden erinnert ihn an Herrn de Vries.

«Verzeihung, ich bringe ...»

«Den spanischen Brokat», fällt der Signeur ein. «Breitet ihn dort über die Bank!»

Der schmächtige Jude vollzieht bereitwillig den Befehl, während der Kaufmann sich wieder in seine Erwägungen versenkt.

Behutsam, als sei er ein Lebewesen, ist der Stoff über die Bank hin entrollt und in gefällige Wellen geordnet, allein, der Kaufmann läßt das Stundenglas eine geraume Weile rinnen, den Juden in seiner dienstfertigen Stellung lange harren, bis er aufblickt und zuerst den Gesandten, dann das Gewebe mustert: Die Gold- und Silberranken fließen zitternd auf ihrem matten Grunde hin, als bebe der Glanz des

Mondes und der Sterne auf nächtiger See. Selten hat die Schönheit eines Gewebes Keezer so angezogen. Er ist unverwandt näher getreten und befühlt die schweren Falten. Sie sind wert, am Krönungstage von den Schultern eines Königs zu fallen. Aus ihrer Tiefe wittert der Hauch südländischer Üppigkeit, die Ahnung einer höheren Leibeskultur. Die Orientalen haben um köstliche Stoffe den Schimmer ihrer Märchen gegossen, aber auch unter den tastenden Fingern des Nordländers gewinnt der Brokat lebendige Eigenart. Der Signeur ist erfüllt von dem Zauber.

«Woher stammt das Stück?»

«Aus Lissabon.»

«Nicht aus Spanien?»

«Nein, aus unserer Heimat Portugal.»

«Seid Ihr schon lange in der Judenbuurt?»

«Mein Vater ist — ich war noch Jüngling — vor dem Blutgericht geflohen.»

Der Kaufmann wendet der zarten Gestalt sein Gesicht zu, eine gutmütige Scheu liegt in seinem Blick. Man hatte sich gewöhnt, diese Werke der Kirche zu verurteilen.

«Und Ihr habt noch Verwandte in Portugal?»

«In Lissabon lebt der Brudersohn meines Vaters. Er ist Tuchhändler wie ich.»

Keezer hebt eine Falte des Brokates wägend.

«Ein altes Kunstwerk; nur im Süden zu finden.»

«Nur noch selten, Herr van Dort. Es ist ein Familienstück.»

«Wollt Ihr mit mir kommen? Ich möchte es dem Maler Rembrandt van Ryn zeigen.»

«Oh, ich kenne Herrn Rembrandt van Ryn», beteuert der Jude und rollt seinen Schatz geschäftig zusammen. «Er wohnt nicht weit von mir in der Breestraat. Ich hab ihm ein Seidentuch verkauft, er hat nichts vom Preise abgerissen.»

Der Weg zum stattlichen Wohnhause Keezers ist nicht weit.

«Ihr seid Herrn de Vries verpflichtet?»

«Was soll ich sagen? Der Herr hat von mir diesen Brokat gekauft. Ich weiß nicht, wird er ihn behalten für seine Zimmer

oder wird er ihn wieder aus der Hand geben. Vielleicht wird er ihn als Muster nehmen.»

Pieter Keezer zuckt vornehm die Achsel.

«Könnt Ihr Eurem Verwandten in Lissabon trauen?»

«Trauen! Wenn ich mir selbst in einem Handel könnt kein Vertrauen schenken, würd ich ihn legen in die Hand meines Vetters. Er ist reich, er hat ein Herz für seine Familie, wie nur wenige. Er hat uns in der Not geholfen, in der großen Not. Wenn ich mir sagen kann: du bist nicht mehr so arm, du kannst deinen Kindern etwas zuwenden — verdank ich's ihm.»

«Meine Verbindungen mit Lissabon sind nicht so gefestigt, als ich wünschte. Würde Euer Vetter bereit sein, für mich Erkundigungen einzuholen?»

«Er ist ein vermögender Mann, sein Arm reicht weit. Er wird vielleicht bereit sein, mir seine Ansicht über Eure Wünsche zu schreiben.»

Die Lippen des Signeur werden dünner.

«Wie heißt er?»

«Wie unser berühmter Ahn: Petro de Spinoza.»

«Ich werde ihm selbst schreiben.»

«Wie Ihr wollt, Signeur van Dort, ich glaube nur ...»

«Also gut, schreibt Ihr, Michael Spinoza. Es soll Euer Schade nicht sein.»

In der Flur des Keezerschen Hauses stehen breitgetretene Pantoffel, im wirksamen Gegensatze zu den kostbaren Marmorfliesen. Der Hausherr deutet stumm auf die Fußbekleidungen. Michael de Spinoza muß in ein Paar schlüpfen, bevor er dem Voranschreitenden auf der breiten Holztreppe folgen darf.

Die Stiege ist mit stolzen Geländern verziert. Ihre unterste Stufe wird von zwei Löwen bewacht, deren Vorderpranken das Wappen Dortrechts umklammern.

*

Im Prunkzimmer sind alle schützenden Laken von Stühlen und Wänden genommen. Tische und Truhen haben ihre

Holzverkleidungen abgelegt. Alle Pracht erglänzt, als sei ein Fest bereitet.

An einer Wand sitzt auf hohem Stuhle Frau Katrijn Hendriks, die Herrin des enthüllten Prunkes. Ihr Gewand und Geschmeide hat den Wert eines seidenbeladenen Kauffahrers. Ihre gepreßten Brüste wogen ängstlich unter dem Rande des engen Mieders und lassen mehrere Reihen seltener Steine funkeln. Inmitten der kurzen, feuchtglänzenden Stirn hängt aus dem schlichten Blondhaar eine nußgroße Perle.

Frau Kaatjes Wangen sind hochrot. Die winzigen Äuglein haften ängstlich an dem Manne, der ihr gegenüber an der Wand lehnt, dessen Blicke über sie hinweg immer von neuem auf allen Gegenständen schweifen, die in ihrem Umkreis stehen, und immer wieder zu ihr zurückwandern, der seine starke Stirn dabei so ernst, fast finster faltet.

«An dieser Wand also, Meutje Ka, soll es hängen?»

«Der Signeur wünscht es», antwortet sie kleinlaut.

«Das Licht ist ungünstig. Wollt Ihr nicht die italische Kredenz um eine Klafter ins Dunkle rücken?»

Meutje Ka ist ins Herz getroffen. Ihre Ordnung wird angetastet. Alle Ängstlichkeit ist gewichen. Die Kredenz, das kostbarste Stück, ins Dunkel rücken! Zwanzig Rosenobel habe Keezer dafür gezahlt, sie sei froh, daß das schwere Möbel stünde, ans Verrücken sei nicht zu denken.

Meutje Ka hat sich in eine Ecke des Lehnstuhles geworfen und schaut trotzig in die Glasmalereien. Rembrandt scheint seine empörende Anforderung im Augenblicke vergessen zu haben, er hat ein Skizzenbuch ergriffen, in wenigen Strichen die frauliche Gestalt umrissen und die Helligkeitswerte angegeben. Er tritt näher.

«So wird Euer Porträt, Katrijn Hendriks.»

Die Frau beugt sich verwirrt über die Zeichnung, dann blickt sie auf.

«Die Kredenz darf bleiben?»

Der Künstler nickt. Lebensvoll und dankbar glänzen ihre Augen.

«Nun werdet Ihr den Imbiß doch annehmen, Rembrandt Harmensz?»

Er lehnt freundlich ab und ergreift seinen Hut.

Da nähern sich schlurfende Schritte, der Signeur tritt mit seinem Begleiter ein.

«Gut, daß ich Euch noch treffe, Meister. Nur einen Augenblick! Diesen Brokat, den der Jude da trägt, sendet mir Herr Jost de Vries zur Begutachtung. Vielleicht kennt Ihr den Herrn, ein Mitglied der Kompanie, ein Regent unserer Gilde . . . .»

Rembrandt verneint.

«Ich wollte diesen Anblick nicht allein genießen: Ihr seid ein Sammler von Ruf, der Brokat wird Euch erfreuen.»

Rembrandt lobt, er dankt dem Signeur.

«Gehört der Brokat Euch, De Spinoza?»

«Ich habe ihn dem Herrn de Vries verkauft.»

«Als ich neulich bei Euch war, habe ich ihn nicht bemerkt.»

«Der Stoff stammt aus dem Heiratsgut meiner Frau. Sie hat ihn damals nicht zeigen wollen. Sie hat ihn auch jetzt nicht gern gegeben. Aber was sollen wir mit dem teueren Stoff? So nützt er uns mehr: ich habe damit das Vertrauen von Herrn Keezer van Dort und von Herrn de Vries gewonnen.»

«Wird sich zeigen», murmelt der Signeur.

«Ist der Rabbi, den ich bei Euch gesehen habe, noch in Amsterdam?»

«Rabbi Jehuda Leon? Er ist da. Er ist weitläufig mit mir verwandt durch meine Schwieger.»

«Wollt Ihr mich zu ihm führen? Ich möchte den Rabbi um eine Gefälligkeit bitten. — Ich brauche ein jüdisches Modell», erklärt Rembrandt den erstaunten Eheleuten. «Man stößt als Christ auf Mißtrauen.»

«Begreiflich, gegenseitig», wirft Keezer ein.

«Wenn Ihr von hier in die Judenbuurt geht, könnt Ihr mich mitnehmen, Michael de Spinoza.»

«Wenn der Herr van Ryn mit mir gehen will, kann ich ihn gleich zum Rabbi führen.»

«Wozu», meint der Signeur, «ich schicke Simon zum Rabbi

er soll ihn bitten, zu Euch zu kommen.» Ein Blick auf Spinoza deutet an, wie wenig schicklich es Keezer erachtet, wenn Rembrandt sich mit dem Händler auf der Straße zeigt.

«Ich glaube nicht, daß Rabbi Jehuda Leon kommen wird», meint Spinoza mit heiserer Stimme.

«Der hat merkwürdig stolze Verwandte», brummt der Signeur ärgerlich.

«Wir gehen miteinander. Ihr werdet mir dabei einen großen Dienst erweisen, Michael de Spinoza. Ich freue mich über Eure Bereitwilligkeit.»

Der Künstler nimmt Abschied. Spinoza folgt.

«Vergeßt nicht auf Lissabon», ruft Keezer und klopft dem Juden auf die Schulter.

«Nichts werde ich vergessen.»

*

Sie nähern sich dem trotzigen, kastellartigen Waagehaus auf dem Neuen-Markt.

Rembrandt erregt Verwunderung, denn sein Begleiter folgt nicht in gemessener Entfernung nach Art eines Packträgers, sondern geht neben ihm.

«Wird Euch der Brokat nicht zu schwer?»

«Ich bin's gewohnt. Was hab ich nicht geschleppt, seit wir in Amsterdam sind!»

«Ihr plagt Euch, ich sehe Euch oft.»

«Wenn man nicht nur das blanke Leben will, Schweiß muß man vergießen. Der Herr sei gelobt, ich bin gesund.»

Sie gehen einige Schritte schweigsam, dann hebt der Gebückte seine Augen.

«Schwer wird's einem gemacht oft, und bitter! Wenn man nur seine ganze Kraft zu geben brauchte, um weiter zu kommen! So aber schlagen sie einen mit Verachtung und man muß schweigen.»

«Ihr dürft den guten Keezer nicht auf die Goldwaage setzen, er meint's nicht schlecht.»

«Gerade wenn er nicht ... Mein Name hat Klang in der Heimat, im Süden, in Portugal. Ein Zweig unseres Stamms, ein schlechter nur, denn er ist abgefallen vom Väterglauben, sitzt hoch in Würden. Mein Vater war ein stolzer Mann. — Dann ist des Herrn Zorn auf uns gefallen. Ich habe nur mehr das Geschrei der Brüder gehört und ihre Pein gesehen ...»

«Hängt nicht am Vergangenen, Michael de Spinoza.»

«Mein ganzes Leben lebt vom Vergangenen. Daß mein Geschlecht wieder groß werde, ohne vom Glauben zu fallen, daran hängt mein Leben. Darum gehe ich gebückt durch die Straßen der fremden Stadt mit der Last auf den Schultern, darum murre ich nicht laut, wenn die Füße der Fremden mein Blut treten, wenn ihre Zungen und Augen meine Seele mißachten. Mein Trost liegt im Vergangenen. Daß der Herr eine Zukunft gebe, die nur ein blasser Schatten sei unserer Vergangenheit!»

Sie gehen an den Fischständen vorbei. Breitschultrige Weiber sitzen da und häuten junge, lebende Aale. Ein Schnitt um die Kehle, ein Schnitt längs des Bauches, dann ein Riß, und die glatte Haut ist von den Muskeln getrennt. Die blutigen, ringelnden Tiere werden in einen Sack geschleudert, dort verenden sie jämmerlich.

«So ist es uns gegangen, so wird es uns gehen ... armselig, geschunden unter den Händen der Unwissenden ... bis das Reich des Herren kommt.»

Rembrandt hat ihn nicht vernommen, ein seltsames Bild reißt seine ganze Aufmerksamkeit an sich.

Die Judenbreestraat ist voll Geschrei. Ein zerlumpter Mann eilt in ihrer Mitte hernieder. Sein großer Kopf ist bedeckt von dichtem, welligem Grauhaar, darunter ein schmales, todblasses Gesicht. Der Mund preßt sich trotzig ober dem nackten Kinne, die Lider sind fast geschlossen.

Hinter ihm drängen schreiend Judenkinder her. Die raffen den häufigen Unrat vom Boden und bewerfen den Eiligen. «Gotteslästerer!»

Die Erwachsenen haben ihre Geschäfte vergessen. Sie überschütten den blassen Mann mit Flüchen und speien auf seinen Weg. Sie loben Gott mit verzerrten Lippen und rufen heiser seinen Zorn an. Sie hetzen die schreienden Kinder: die Unmündigen sollen den Flüchtling mit Schmach und Schande beladen und jagen wie der Priester den Sündenbock.

«Verfluchter! Verleugner!»

Ein Stein fliegt aus dem Haufen und eine graue Locke des Flüchtlings färbt sich rot.

Er schüttelt nur den Kopf und tastet leicht über die Haare hin.

«Schänder! Lügenprophet!»

Ein verwegener Bursche faßt den zerschlissenen Mantel des Fluchbeladenen und wischt seine kotigen Hände dran.

Da hält der Flüchtling mit einem Ruck. Seine hohe Stirn wird purpurrot, die Augen funkeln, er erhebt seine Faust. Der freche Bursche duckt eilig zurück.

Die Straße ist plötzlich verstummt, alle Schritte stehen.

«Er will mein Kind schlagen», schreit ein Weib.

«Steinigt ihn! Steinigt ihn», brüllt es von allen Seiten. Michael de Spinoza ist weiß vor Zorn, hastig faßt er einen Stein und rennt dem Flüchtling entgegen. Der kreuzt beide Arme über dem Kopf und stürmt die Straße herab.

Spinozas Stein verfehlt. Der Gehetzte flüchtet an Rembrandt vorbei in eine Seitengasse, setzt über etliche Stufen in ein Haus und schlägt die Tür zu.

Die Menge heult ihm nach. Sie stillt ihre Wut an dem Gemäuer. Von dort prallen die Steine auf den Boden und hinterlassen rote Wunden an den geschwärzten Ziegeln und blitzende Risse auf dem Türbeschlag.

Wehe den Feinden des Herrn! Sie sollen zermalmt werden wie der Straßenstaub, und ihre Namen sollen verwehen wie er! Keines Gerechten Ohr soll unter ihrem Klange leiden!

Rembrandt befühlt seine Augen.

Dort stehen noch einige Juden und deuten mit den Händen. Und hier hält sich ein Mensch verborgen, der nach einem

freundlichen Blicke dürsten muß. Ein Verfluchter, der aus einem Worte Mut für ein neues Leben schöpfen könnte, zittert hinter diesen Mauern. Die Legende des Samariters gewinnt plötzlich Gestalt.

Da fällt sein Blick auf Michael. Der steht gebückt neben ihm und starrt nieder. Das Gesicht zuckt noch, seine mageren Hände umklammern würgend die Stoffrolle.

«Kommt!»

Spinoza wirft einen scheuen Blick auf den Künstler und eilt dann, immer einen Schritt voraus, die Zeile entlang.

«Wer war das?»

«Er ist verdammt.»

«Ihr hättet ihn um ein Haar getötet!»

«Es sei geklagt, meine Hand war nicht sicher.»

«Das wäre auch Euer Tod gewesen.»

«Was ist der Tod der Erde gegen das Leben in Abrahams Schoß!»

Sie gehen stumm.

Eine alte Frau mit einem Korb voll Rüben schlurft an Spinoza heran und faßt ihn beim Ärmel.

«Michael, was läufst du vorbei und siehst mich nicht?»

«Laß, Lea Leon. Ich habe Geschäfte!»

«Bringst ihr den Stoff zurück, mein Sohn? Sie weint noch immer.»

«Wie du denkst! Er ist verkauft.»

Michael läßt die Alte unbekümmert stehen und steigt die Türstufen des nächsten Hauses hinan. Ein Fenster wird auf das Klopfen hin geöffnet.

«Ich bringe Herrn Rembrandt van Ryn, er wünscht mit dir zu reden.»

Der Rabbi eilt herab.

«Verzeiht, ich gehe, Euer Wunsch ist erfüllt.»

«Ich danke Euch, De Spinoza.»

«Nichts zu danken.»

Der Rabbi rückt einen Stuhl zurecht.

«Kann ich Euch mit einem Schlucke Wein dienen?»

«Ich danke, Rabbi Jehuda. Ich werde alles erklären. Nehmt meine Bitte nicht ungünstig auf.»

«Eine große Freude, Euch zu dienen. Ich kenne Eure ‚heilige Familie‘. Lob der Stunde, die Euch zu mir führt!»

Rembrandt dankt mit einem Blick und verharrt stumm. Jehuda Leon holt aus dem breiten Bücherschranke einen Folianten und schlägt ihn, zum Fenster gehend, auf.

Auch das düstere Gemach schweigt. Schwere, dunkle Vorhänge und Teppiche saugen jeden helleren Lichtstrahl ein. Ein matter Geruch vertrockneter Rosen dichtet die Luft. In der Tiefe des Zimmers brennt eine Öllampe hinter Rubinglas und beleuchtet eine flache Lade aus Edelholz, die halb in die Mauer eingelassen ist.

Der Rabbi versenkt sich in die Schrift. Rembrandt stützt seine Stirn auf die Hand, er hat die Augen geschlossen. Der Verfolgte steht vor ihm, blutig, zerschlagen ... die Bilder der Samariterlegende ziehen vorüber: der Unselige wird aufs Maultier gehoben und von dem Barmherzigen zur Herberge geführt ... dort weigert sich der Wirt, langwierig muß verhandelt werden, Geld will er sehen. Dann schickt er den Knecht und läßt den Kranken ins Haus tragen ...

Rembrandt tastet nach seinem Buche. Unter der roten Lampe notiert er das Geschaute und atmet auf.

Der Rabbi wartet am Fenster, Rembrandt bietet ihm die Hand.

«Jetzt bin ich ruhig.»

«Ihr habt einen Trost, der Euch nirgends verläßt», sagt der Rabbi, auf die Zeichnung weisend. «Andern ist das Leben nicht so wohlbestellt. Die müssen den doppeltharten Kampf ausringen, dem die Sprache fehlt. Was Euch immer geschehen mag, Ihr seid zu preisen. Eure Kunst befreit Euch.»

Rembrandt hat sich wieder in den Armstuhl sinken lassen. Er spricht halblaut: «Raufende Bauern mit blutrünstigen Köpfen und brüllenden Hälsen habe ich freudig betrachten

können, sie schienen mir ein Zeichen zügelloser Kraft . . . ich habe mich bei gereizten Disputen der Herren, die das Klingen der Becher in Degenklirren verwandelten, gefreut, habe ich darin ursprüngliche Leidenschaft unter gefälliger Form gebändigt gesehen. Schönheit lodert auch aus Roheit und Übermut, das hat der große Hals geoffenbart. Aller Schönheit bar ist der Haß, der bleiche, der kieferschlotternde Haß, der morden will und an sein waches Opfer nicht die Hand zu legen wagt, der mit Ruten geschlagen sein muß, daß er den Stein aufhebt und hinterhältisch wirft, der nur laut wird, wenn er sich an Gewalt überlegen weiß — dann aber zeigt er seine ganze Häßlichkeit!»

«Wo seid Ihr ihm begegnet?»

«Auf der hellen Straße. Sie haben einen Erbärmlichen gehetzt, verwundet, und als er in ein Haus entkommen war, an dessen Mauer ihre Wut gesättigt. Nicht weit von da, in der Blooienburg.»

Der Rabbi ist beunruhigt näher getreten.

«In der Blooienburg . . . Uriel! Sie haben ihn verwundet?»

«Ein Stein hat den Kopf getroffen . . . sie haben ihn mit Kot bedeckt, grausam, häßlich!»

«Und er ist entkommen?»

«Er ist entkommen. Meint Ihr, Rabbi, daß man da helfen kann?»

Der jüdische Gelehrte senkt den Blick und schüttelt schweigend den Kopf.

«Was hat er begangen?»

«Er hat Gott gesucht und hat ihn nicht gefunden. Er hat gezweifelt, den Zweifel aber laut werden lassen, statt ihn heimlich zu begraben . . . um des Friedens willen.»

«Schwere Kunst: schweigen mit brennendem Herzen.»

«Keine Kunst, Rembrandt Harmensz, einer der Flüche, mit denen die Gemeinschaft den Schwachen schlägt, einer der hundert Flüche. Wehe dem Feigen, der unter diesem Joch ziehen muß! Da Costa ist ein Künstler. Ein Zweifler,

ein gestaltender Zweifler, der seine Blöße aufdeckt, während andre sie verhüllen. Er ist verdammt, dort einzureißen, wo die Zahllosen gebaut haben. So ist sein Schaffen ein Fluch geworden. Aber er ist ein Künstler. Künstler sind Glocken, sie tönen oder verderben.»

«Ich möchte ihn sehen.»

«Man kann nur in der Nacht zu ihm, wenn die Leute sich scheuen, auf die Straße zu gehen — Ihr wißt, uns sind Waffen untersagt. Er haust in einem Keller als Wächter. Ich fürchte, Euer Mitleid würde sich in Grauen verwandeln, kämet Ihr dorthin.»

«Führt mich zu ihm!»

«Es ist der Bann auf den gelegt, der mit dem Unreinen Umgang hat. Ich bin Rabbi —.»

Rembrandts Stirne verdüstert sich. Jehuda ist ans Fenster getreten, seine Hände nesteln unruhig am Wams.

Beide fühlen, daß sie einander näher gekommen waren, als fremde Menschen sonst.

Rembrandt erhebt sich.

«Ich vergesse, Euch den Grund meines Besuches mitzuteilen, Rabbi.»

Jehuda schreckt auf.

«Ich will Euch um einen Dienst bitten, der für meine Kunst eine Förderung bedeutet: mit mir für eine biblische Szene ein Judenmodell zu suchen . . .»

Der Rabbi ist in sich zusammengesunken, über seine Wangen fliegt Schamröte. Er rafft sich auf, ergreift die Hand des Künstlers.

«Verzeiht mir, Meister! Ererbte Scheu! Ich will in dieser Nacht an Eure Tür klopfen, der Weg zu Da Costa ist mir gewohnt.»

Rembrandts Stirne leuchtet auf.

«Ich danke Euch für das Vertrauen.»

«Heute Nacht . . .» flüstert der Rabbi und geleitet den Gast zur Tür.

Dann öffnen sich die Flügel der Mauerlade.

Lange betrachtet Jehuda das ernste Frauenbildnis unter dem roten Lichte.

Er breitet andächtig die Arme:

«Ich danke dir, Hanna Debora. Ich danke dir auch für diesen Menschen.»

*

Der Amsterdamer Kaufmann ist nicht spröde. Durch seine Hände gleitet mancherlei Geld. Er hängt nicht am besonderen Gepräge. Schrift und Bildnis entscheiden den Wert des Stückes nicht, sondern Waage und Klang. Er ist gewitzt, wie ein Bankier, aller Länder-Münzen sind ihm geläufig. Die Karolskronen und Rosenobels aus Frankreich blinken so lieblich, als der Andreasgulden und der deutsche Gulden vom Oberrhein, der Jakobsritter und der ungarische Dukaten rollt so begehrenswert, als die viergedoppelte Pistole und der englische Souverein. Also verschließt er auch seine Hand nicht vor den spanischen Goldstücken mit dem Doppelbildnis Ferdinands und Isabellas und vor den portugiesischen Krusaden.

Wer sie bringt, ist willkommen.

Als vor etlichen fünfzig Jahren ein Portugallier im Ijstrom die Anker warf und ein Jude vor dem Rate erschien, der für sich und andere seines Glaubens um Aufnahme bat, die alle vor dem blutigen Kreuze geflohen waren, pflog der Rat keine allzulange Erwägung, denn der Portugiese hatte erwiesen, daß der Rumpf des Flüchtlingsschiffes gewichtige Truhen berge. Man war nicht unbillig und verkaufte den Einwanderern in der Nähe des Neuen-Marktes Häuser zu gerechten Preisen. Wie aber stets neuer Zuzug aus dem Süden kam, hielt man es für ersprießlich, den Judenbezirk schärfer zu umgrenzen: die Judenbuurt. In deren Mitte zieht die Breestraat, gleichgewandt die lange Houtgracht, und zahlreiche Winkel- und Quergassen durchkreuzen beide.

Die Häuser der Breestraat und Houtgracht sind teuer geworden. Die Mehrzahl der Judenfamilien muß sich in die

Quergäßchen pressen, in die Blooienburg. Sie trägt ihren Namen nach Verdienst.

Die vornehmen Kreise der Amstelstadt berühren die Judenbuurt nie. Der Verkehr mit ihren Insassen spielt sich außerhalb am Hafen und in den Kontoren ab. Zwar besitzen noch einige Kaufleute inmitten des Ghettos Häuser, aber diese sind wenig benützt und verfallen. Man versieht sie mit einem Wächter und wartet, bis ein Jude den erwünschten Kaufpreis bietet.

Wenn die Amstelbürger die Judenbuurt durcheilen, dann wählen sie nur die Breestraat. Sie rümpfen dabei die Nasen, und ihre Frauen heben die Röcke hoch. Die Blooienburg ist verpönt, man scheut sie, wie das Pesthaus vor den Wällen.

Die engen Mauern der Blooienburg erscheinen turmhoch. Ihre Fenster sind schmal und niedrig, blind und schlecht gebessert. Nasse wehende Lappen schlagen aus ihren Öffnungen, gleich zerschlitzten Zungen, und von den Brüstungen aus ist die Mauer übel beronnen, einem betrieften Kinne gleich. Die Luft schwelt von fauligem Unrat, der überall den Boden bedeckt und in der Gosse gelbliche Lachen staut.

Die Kleidung der geschäftigen Bewohner steht zu dem Schmutze im Gegensatz.

Die meisten stammen, wie Michael de Spinoza, von Eltern, deren Jugend noch Reichtum und Heimatsglück erhellt hatten, die dann den geringsten Teil ihres Besitzes zusammenraffen mußten, das Vaterhaus und die gestapelte unbewegliche Habe in den Händen ihrer Verfolger lassend. Im fremden Lande ist ihnen nur der trotzig geliebte Glaube und der Glanz der Erinnerung geblieben. Sie verachten den gastlichen Boden und erzählen leuchtenden Auges von der südlichen Heimat, die sie ausgestoßen hat.

Ihre Väter noch lobten Gott für die Errettung, sie aber fühlen sich weit zurückgeschleudert: man duldet sie, weil sie demütig gebeten und gezahlt haben.

*

Unweit des Hauses in der Vlooienburg, das dem verfolgten Da Costa Unterschlupf bietet, wohnt Michael de Spinoza.

Die alte Lea Leon sitzt beim Herdbrande und schält Rüben. Ein vierjähriger Knabe rührt den scharfriechenden Brei, darein die Alte von Zeit zu Zeit frische Stücke wirft. Am Fenster steht eine Frau, ihr schwerer Leib ist in ein weites dunkles Gewand gehüllt, ihr Haar fällt in zwei Flechten über den Rücken. Ihre abgemagerten Hände schmücken den Scheitel eines kleinen Mädchens mit einem roten Bande.

«Keiner von uns ist sie leicht geworden, die Pflicht», murrt die alte Lea. «An uns allen ist der Fluch der Erzmutter erfüllt. Auch an meiner Tochter, an meiner Rachel. Der Herr hat sie zu früh genommen, er schütze ihre Kinder! Sie hat dem Manne im ersten Jahre den Sohn geboren. Sie war ein so zartes Weib, viel schwächer als du. Und du bist ihm schon drei Jahre angetraut. Sie hat gesehen, er liebt die Frau um der Kinder willen. Sie war klug, meine Rachel, und hat gewußt, daß sie den Mann nur an sich bindet, wenn sie seinen Namen mehrt.»

«Warum sagst du mir immer dasselbe, Lea Leon? Wird dein Mund nicht müde?»

«Danken sollst du mir dafür und du wirst unwillig! Nichts wird so leicht vor unseren Ohren stumm als die Pflicht. Und du hast doppelte Pflicht: Was muß er in dir gesucht haben, wenn er meine Rachel in einem Jahre vergessen konnte und dich heimführen.»

«Er hat auch dich behalten.»

«Er ist ein frommer Mann und besorgt um seinen Ruf in der Gemeinde. Und dann war er auch zufrieden mit meiner Rachel, da ist er viel mehr im Hause geblieben, da war er zufrieden ... Isaak, mein Enkelkind, du mußt besser rühren.»

«Sie brennen mich», greint der Kleine, seine Augen reibend.

Die junge Frau tritt zum Herde und hebt den Knaben vom Schemel.

«Geh zur Schwester, Isaak, und spiel mit ihr. Ich will ...»

Die Alte schüttelt die Schäle rasch in den Kübel und faßt das Rührholz.

«Der Herr soll verhüten, daß du am Herde ermüdest! Schwangere Frauen verderben alles. Ich bin ja bereit!»

«Sei vorsichtiger, Lea Leon, der Knabe paßt auf jedes Wort», flüstert die Junge.

«Was soll ich verschweigen. Die Wahrheit ist für jeden. — Siehst du, auch heute ist er am frühen Morgen fort, jetzt wird es dunkel, und noch ist er nicht da. Sie fehlt ihm, meine Rachel.»

Die junge Frau runzelt die Stirne und geht zur Tür.

«Ja geh nur, es ist die Wahrheit!»

Hanna Debora wendet sich zornig.

«Warum verfolgst du mich immer mit demselben?»

«Ich dich verfolgen? Der Herr behüte! Du bist die Frau, Hanna, du bist die Frau, ich bin nur die Schwieger —»

Die Schwangere schlägt die Tür zu.

*

Sie tritt in ein enges Gemach. Bei der Tür sind mancherlei Waren gehäuft und bilden eine dunkle Masse, der Vorrat Michaels. Quer durch den Raum ist ein Vorhang gespannt, durch dessen Gewebe das geringe Licht schimmert. Hinter dem Vorhange birgt Hanna ihre Schätze: drei Stühle mit kostbarem Tuch ausgeschlagen, an den Wänden seidene Decken, im Winkel eine Truhe aus duftendem Holz und darüber ein Gesims voll Bücher.

Das war ihr Heiratsgut.

Vor drei Jahren war sie aus Lissabon gekommen, Rabbi Jehuda hatte sie geworben. Michael hat verwundert dreingesehen, als sie das Gut brachte.

Sie ruht beim Fenster, ihr Blick verliert sich in die schwarze Mauer des Nachbarhauses.

Lang war der Kampf, bis dieser Winkel der engen Wohnung abgerungen war. Auch jetzt muß sie noch mit aller Kraft

für ihren Besitz einstehen, daß der Gatte nichts an sich reiße und zu den unedlen Dingen jenseits des Vorhanges lege. Ein erbitterndes Ringen, endlos, widerwärtig. Aber sie hat einen starken Willen, und er scheut ihren Zorn. Sie liebt nur ihre Stühle, die Seidenstücke, ihre Truhe und die Bücher. Wenn es Michael gelingt, etwas zu entreißen, verdoppelt sie ihre Liebe zu dem, was ihr geblieben ist. Das ist ihr freund und gönnt ihr Frieden und Traum.

In ihrem Winkel, hinter dem Vorhange, ist sie auch sicher vor den Worten der Lea Leon, die in der Lade Zauber fürchtet und sich vor den Sternmustern der Gewebe scheut. Und Michael wird hier beklommen. Er hat den Vorhang gezogen. Es ist nicht Gewinnsucht allein, die ihn zum Verkaufe ihres Gutes treibt. Er fühlt sich gebunden, wenn sie an den Seidenbehängen lehnt, er flieht ärgerlich, wenn sie die Laute aus der Truhe holt oder nach einem Buche greift.

Hanna Debora ist einsam. Sie weiß nur einen Menschen, mit dem sie sprechen kann, ohne verletzt zu werden, Rabbi Jehuda Leon. Aber da sind Schranken gesetzt, die immer dichter und höher werden wie wilde Kreuzdornhecken.

Sie hat Jehuda zu spät erkannt.

In Lissabon sprach er nur mit dem Vormunde, Petro de Spinoza. Erst als sie das Schiff bestiegen hatten, kümmerte er sich um sie. Und sie gewahrte bald, wie er immer heftiger bemüht war, ihre geistigen Fähigkeiten zu verkennen. Es kam ihr erwünscht, daß er sie am Ende der Fahrt fast gänzlich mied, und sie mußte lachen, als er bei der Einfahrt in den Ij an Stelle freudiger Worte nur beruhigende fand, die wie Entschuldigungen klangen.

Bald aber lernte sie den einzigen Freund finden, der unermüdlich besorgt war, die Bitternisse ihres Alltags zu lindern. Ihr Gatte beugte sich vor der Gelehrsamkeit und der religiösen Würde des Freundes.

Doch blieb der Rabbi so ängstlich zurückhaltend, daß Hanna Debora ihn häufig belächelte, bis einstmals die Schleier rissen.

An einem Abende des vergangenen Frühlings hatte Mi-

chael den Wunsch geäußert, das Jugendbildnis Hannas — ein Schüler Juans de las Roélas hatte es gemalt — dem kunstliebenden Leinenfabrikanten Klaas Plompaard anzubieten. Er hoffte dadurch seinen Geschäftskreis zu erweitern. Hanna hatte schweigend die scharfzügigen Berechnungen gehört und war dann aufgestanden. Sie habe beschlossen, das Bild unverweilt Jakob Jehuda zu schenken, der für den großen Freundesdienst, da er sie Michael zugeführt, noch unbelohnt sei. Er werde das Gemälde besser würdigen als der Leinenfabrikant Klaas Plompaard. So bleibe das Bildnis auch in der Familie.

Michael blieb stumm, nagte die Lippen.

Als Hanna an Jehudas Tür pochte, vernahm sie keine Antwort. In ihrer Erregung öffnete sie ohne zu warten und fand den Rabbi in seinem Stuhle zurückgesunken, schlafend. Neben ihm lag die Schrift. Seine Hände ruhten gefaltet auf der Brust.

Eine Weile stand Hanna unschlüssig. Da öffnete Jehuda die Augen. Aus seinen Zügen brach ein verklärtes Lächeln, er stand langsam, wie im Traume, auf und breitete die Arme.

«Hanna ... so bist du gekommen!»

Sie wich zurück, er folgte mit schleifenden, tastenden Schritten.

«Doch bist du gekommen, Hanna!»

Ihr Rücken fühlte den Wandteppich; sie mußte ihn erwarten. Er kam ganz langsam, seine Arme waren weit vorgestreckt, Augen und Lippen glänzten von seliger Freude.

«Hanna!»

Sie hielt ihm angstvoll das Bild entgegen. Seine Hände stießen daran, er schrie auf und brach nieder.

Ihre Furcht war verschwunden. Sie ergriff einen Wasserkrug und benetzte seine Schläfen, sie bettete seinen Kopf.

Langsam öffnete er die Augen und starrte die Kniende an, und sie wagte nicht zu sprechen.

«Weib des Spinoza, was willst du?»

Sie wurde rot vor Scham und erhob sich. Er hörte sie

stumm. Dann hob er das Bild vom Boden, berührte seinen Rand mit den Lippen und legte es auf das Kissen. Er öffnete schweigend die Wandlade und entnahm ihren Inhalt: ein goldbeschlagenes Buch, getriebene Hochzeitsbecher, feingliedrige Halsketten, Ringe und eine rostige Handschelle, die Kleinode seiner Familie. Er band das alles in ein weißes seidenes Brauttuch. Dann nahm er das Bild vom Polster und schloß es feierlich in die Reliquienlade, als sei es eine Thorarolle.

Hanna Debora hatte mit stürmendem Herzen zugesehen. Jakob Jehuda ging wortlos an ihr vorüber zu dem weitoffenen Bücherschranke. Er umklammerte die hohen Bände mit ausgespannten Armen und preßte seine Stirn an sie.

Die Frau verließ fiebernd das Zimmer. Der Frühlingssturm kühlte ihre Wangen. Ihre Schritte wurden fester, sie atmete freier.

In dieser Nacht bekam sie Sehnsucht nach einem Kinde.

— Hanna fühlt ihr Blut wärmer vom Herzen strömen. Was ist alle Kläglichkeit des Alltages dem Glücke gegenüber, nicht mehr verlassen zu sein! Fremd ist ihr die Liebe zum Manne geblieben, und so war ihr die Menschheit verschlossen. Die Frauen ahnen ihr Empfinden durch sie beleidigt, und die Männer suchen über sie hinweg zu kommen. Auch Jehuda weiß seinen Trost: er heiligt ihr Bild und schafft sich Müdigkeit über den Büchern.

Nur ein Weg führt zu ihrem Glück, und den kennt sie seit jener Nacht: ein Leben aus ihrem Leibe, darein sie ihre Sehnsucht betten kann.

Sie hebt den Truhendeckel und entnimmt die Guitarre. Leise, fremde Klänge in das Dämmern hinaus:

Alle Blüten schließen singend
ihre Kelche, wenn mein Kind
senkt zu süßer Ruh die Lider.

Aus der blauen Himmelskrone
fällt ein Stern zur müden Erde,
und zersprüht in hellen Tau,

funkelt auf den Schlummerblüten,
funkelt auf den Schlummerlidern,
daß die Blumen und mein Kind
von den stillen Sternen träumen.

Michael und Rabbi Leon nähern sich der Wohnung. Michael blickt zufrieden.

«Ein guter Tag, Rabbi. Aber du kannst das nicht begreifen. Euch Gelehrten ist die Tagesfreude fremd. Du wirst von mir sagen: er hat viel Arbeit aufgenommen, er hat seinen Lohn. Ihr versteht nur alles von rückwärts. Aber unsereiner, der den Berg von hundert Seiten berennt und immer von neuem beginnen muß, der weiß dem Zufall Dank. Ihr habt keine rechten Freuden, ihr Gelehrten. Nur der Zufall schafft Freude.»

«Und auch den Kummer.»

«Ich will nicht vom Kummer reden, denn dieser Tag war gut. Wie lang hab ich mich umgetan, einen Lagerraum in die Hand zu bekommen! Jetzt hab ich einen durch Herrn de Vries und dazu das Versprechen, daß der Kaufherr meine Ware nicht außer acht lassen wird. Petro schickt mir nichts Schlechtes. Und der Signeur Keezer wird den Gewinn an der spanischen Ware teilen müssen. Gestern hab ich noch nicht gewußt, daß ich heute meinen großen Vorteil werde fassen können. Ein Stück Brokat macht es: So ist das Spiel, der Zufall.»

«Vergiß nicht, es hat Tränen gekostet.»

«Was versteht eine Frau vom Geschäft? Sie hat noch genug von ihren Sachen. Wenn sie weniger ihr Herz an das Getändel hinge! Aber sie hat keinen Sinn für mich. Vielleicht wird es anders, wenn das Kind da ist.»

Hinter beiden folgt ein Kärrner mit einem Hundewagen.

Hanna wird unsanft aus ihren Träumereien geschreckt. Michael und der Kärrner laden den Vorrat auf. Hanna muß auf die Treppe, leuchten.

«Heute geh' ich zu ihm», flüstert ihr Jehuda zu.

«Unter der Stufe liegt ein Bund Lichter.»

«Er hat mir ein Gedicht für Euch versprochen, die Ballade der schönen Mirjam Nunez.»

«Still.»

Michael und der Kärrner tragen das letzte Stück hinunter.

«Ich gehe nicht allein, der Maler Rembrandt will ihn sehen.»

«Rabbi Jakob, spielt nicht mit der Gefahr!»

Michael kommt die Stiege herauf.

«Deine Kammer ist leer, Hanna. Du kannst den Vorhang abreißen.»

«Wirst du sie nicht mehr benützen?»

«Nein, ich habe ein Lager am Hafen. Es ist gut so, wir brauchen dann einen Raum für das Kleine.»

Hanna geht sogleich in die Kammer. Wie sie die Schnur des Vorhanges lösen will, befällt sie ein Schrecken: er sorgt für das Kind, er wird seinen Teil an ihm fordern! — Noch lebt keine Gewißheit des Friedens.

Sie tritt zu den Männern hinaus.

«Ich will den Vorhang hängen lassen», sagt sie trocken und wendet sich in die Küche.

«Siehst du, Jehuda, es ist nicht leicht mit ihr. Aber es war doch ein guter Tag.»

Der Rabbi steigt hinunter. Am Fuße der Treppe wartet er, bis Spinoza die Tür geschlossen hat, dann tastet er unter die letzte Stufe.

Der Weg seiner Barmherzigkeit ähnelt dem eines Diebes.

*

Der Rabbi trifft den Maler über der Bibel.

«Auch Ihr?»

«Fürchtet nicht, daß ich Euch ins Gehege steige, Rabbi Jehuda. Mein geringes Latein taugt kaum zum Vernehmen, nicht zur Kritik.»

Rembrandt zeigt auf einen Haufen übereinander geworfener Bücher.

«Das ist meine Bücherei. Hier ein feierlicher Foliant, das Wundergewebe einer Weinranke, tief ins weiße Leder gepreßt, ein köstlicher Silberbeschlag! Was muß das für ein Mann gewesen sein, dessen Geist in einer solchen Schale aufgegangen ist!»

Der Rabbi betrachtet die fremden lateinischen Worte des Titels mit Scheu.

«Eigentlich habe ich nur die Bibel mit Freuden gelesen», bekennt der Künstler. «Ich muß sie immer wieder lesen, sie enthält unerschöpfliches Leben.»

«Auch bei Da Costa findet Ihr sie.»

Sie biegen in die schweigende Blooienburg. Das enge Gäßchen ist leer und totenstill.

«Hier wohnt Michael de Spinoza», flüstert Jehuda, er blickt zu den dunklen Fenstern hinauf.

«Auch er hat einen Stein geworfen.»

Der Rabbi nickt.

Dann sind sie zur Stelle. Jehuda pocht siebenmal an die Türe des Lagerhauses. Sie warten lange.

Jehuda befühlt mit zitternden Händen die Spuren der Steinwürfe.

Ein leises Klopfen von innen wird von der Gasse her beantwortet. Behutsam öffnet sich die Tür.

«Wer ist der Fremde?»

Rembrandt nennt seinen Namen.

«Da Ihr mit Jakob Jehuda kommt, tretet ein, doch erschreckt nicht, wenn Euer Fuß etwas Weiches tastet. Ich hoffe, Eure Nase ist nicht allzu empfindlich, Ihr wohnt ja in der Nähe.»

Seine Stimme klingt dünn und unsicher, wie die eines

Menschen, der viel allein ist. Doch geht er voraus, eine Laterne hochhaltend, aufgerichtet, freien Schrittes.

Sie steigen einige Stufen nieder. Rembrandt hat Mühe, in dem verpesteten Dunste zu atmen. Er setzt seine Füße vorsichtig. Jeder Tritt ist von der raschelnden Flucht des Ungeziefers begleitet.

Da Costa leuchtet in einen Winkel. «Ksch!» Pfeifend fährt ein Rattenhaufe auseinander.

Sie steigen einige glatte Stufen.

Da Costa öffnet die Lattentür seines Unterschlupfes und hängt die Laterne an ihren Zughaken. Der Modergeruch ist schwächer, da gegenüberliegende Luken die Luft zweier Höfe durchstreichen lassen.

Der Rabbi legt Hannas Gabe auf den Boden nieder und klärt den Hausherrn über seinen Besucher auf.

In einer Ecke hängt, einer häßlichen grauen Spinnwebe gleich, das Lager des Einsamen, eine Matte, aus zerschlissenen Säcken. Zu ihr hinauf ragt auf vier Pfosten eine umgelegte Holzkiste. Sie birgt ein Durcheinander von Lumpen und Nahrungsresten. Auf ihr häufen sich Bücher und Papiere. Alles bedeckt dicker, flimmernder Staub. In die Tragpfosten der Kiste sind rostige Nägel eingeschlagen und starren wehrhaft wie ein gesträubtes Igelfell. Vier niedrige Fässer und eine kurze Leiter vervollständigen die Einnistung.

Der Künstler hat sich fester in seinen Mantel gehüllt. Der feuchtkühle Hauch des Mauerwerks preßt seine Brust.

Da Costa faßt Rembrandts Hand und führt ihn unter die Laterne. Er sieht ihm blinzelnd in die Augen.

«Ich habe Euch ein klägliches Schauspiel geboten, doch Ihr dürft nicht gering von mir denken. Das würde mich schmerzen, mehr als die Steine. Ich war unbewaffnet, konnte mich nicht stellen.»

Rembrandt errötet. Er war mitleidig gekommen, Da Costa verbittet das Mitleid.

«Ich wollte Euch meine Hand reichen, falls Ihr Hilfe nötig habt.»

«Ich danke Euch», flüstert der Einsame nebenhin und weist einladend auf die Fässer. «Durch Euren Besuch habt Ihr mir mehr getan, als Ihr mir sonst tun könnt, Mijnheer. Ich habe mich abgefunden. Ihr werdet diesem Raume eine gewisse Wohnlichkeit nicht absprechen können. Es läßt sich immerhin leben, seit Rabbi Jehuda das Gesetz übertritt und eine barmherzige Frau diese Höhle erhellt. Mein Verdienst genügt, den Hunger zu vergessen. — Bevor der Rabbi gekommen ist, das ist die böseste Zeit gewesen — nur manchmal kehrt die Angst zurück, die Angst vor der Größe seines Opfers.»

«So sollt Ihr nicht reden, Da Costa», murmelt Jehuda, «Ihr habt unmenschlich gelitten, dem Wahnsinn nahe —.»

«Sagt mir das nur recht oft vor, Rabbi! Im Wahnsinn konnte ich Euer Opfer annehmen.»

«Nicht mir habt Ihr's zu danken.»

«Immerhin. Auch Ihr werdet mein Gewissen verstehen, Rembrandt Harmensz. Er ist von Jugend auf in die Schlucht des Gesetzes gezwungen, umdunstet von den Wolken peinlichster Vorschriften, bei jeder Bewegung tausendfältig bewacht. Wie groß deren Rache ist, die diese Schleier hüten, habe ich erfahren. Wenn ich je vernähme, daß Euer und jener Frau Erbarmen entdeckt sei, ich müßte in der kümmerlichsten Verzweiflung sterben.»

«Ihr kennt meine Vorsicht. Ihr quält Euch um ein Gedankending.»

«Um ein Gedankending! Was kann die erlesenste Qual bringen? Nur ein Gedankending! Das ist der Fluch, den allein der spitzfindige Judengott erdenken konnte, da er den Erkenntnisbaum in Edensmitten pflanzte. Die Vernunft ist mit dem Tode belegt. Aus dem Schwerte des Erzengels lohten die Flammenworte: ‚Du sollst von nun an denken müssen!'»

Seine Silben überstürzen sich, seine Stimme hallt vom Gewölbe.

«Mein Leben ist zertreten, weil ich einem Gedanken nachhänge. Soll ich Euch auch noch herabreißen, Jehuda, wo

Euer Erbarmen mir den letzten Stolz bewahrt hat? — Ihr kennt mein Verhängnis nicht, Rembrandt Harmensz.»

Er deutet auf den schimmernden Griff eines Degens, der in der Nähe seiner Lagermatte von der Mauer hängt.

«Ich habe Kleider getragen, die zu dem goldverzierten Damaszener gepaßt haben. Ich habe mich auf alle ritterlichen Künste verstanden. Meinen Gedichten haben schwärmerische Damen gelauscht, und Kavaliere haben um meine Freundschaft gebettelt. Aber von einem Buche war ich behext, von dem schrecklichsten Buche, das die Menschheit ersonnen hat, unter dem die Menschheit liegt, wie unter einem ewigen Gewitter, für das sie ihre ärgsten Feinde liebt und ihre besten Freunde mordet. — Worin liegt diese Macht? Wo ist der Schlüssel versteckt, den Zauber zu sprengen? Das war meine quälende Frage, das tödliche Gedankending. Die Kirchenväter hatten keine Antwort; Augustin, das Feuer, erlischt vor der Frage, und die Beredsamkeit des Thomas bleibt stumm. Ich habe die katholische Konfession von den Schultern geworfen wie einen ausgedienten Mantel.

Vor der Synagoge habe ich mich in den Staub geschlagen. Du liegst an den Quellen, deine Milch ist süß vom Mannah — mich dürstet! Ich habe den tönenden Bußreden des Chacham Uziël gelauscht, und Saul Lewi Morteira hat mir die Kabbala aufgetan, aber mein Gaum ist trocken geblieben.

Ich habe gefragt, die Rabbi haben scheel gesehen und sich unter papierenen Zitaten gebläht. Sie haben gezürnt, weil sie verstummen mußten, und Demut gefordert, wenn ich ihre Armut durchblickte.

Mit dem Witze zweier Kirchen gerüstet, habe ich mich zurückgezogen und eigenmächtig Hand an das fürchterliche Buch gelegt.

Mein Haar ist darüber vor der Zeit verblichen.

Aber ich habe die Pfeiler der Testamente schauen gelernt: die Angst und die Hoffnung.

Die rostige Angstkette des alten Bundes ist mit der Jenseitsbotschaft vergüldet worden, die Kabbalisten haben sie noch

mit den schwerduftenden Blüten eines Allewigkeitslebens bedeckt. Süßeste Menschheitslüge, Lüge der ewig lebendigen Seele!

Sie haben mich mit ihrem Bannfluch beworfen. Der Arzt De Silva hat einen Traktat geschrieben: ‚Über die Unsterblichkeit, gegen einen Widerspruchsgeist'. Ich habe ihm geantwortet. Die Rabbiner sind zu den Prädikanten gelaufen.

Der gemeinsame Köder! Sie haben gemeinsame Sache gemacht.

In der Peinkammer ist mir das Versteck meiner Bücher erpreßt worden. Sie haben die Bücher genommen, haben meine Schriften genommen, haben mein Vermögen genommen — dann haben sie mich laufen lassen.

So ist an einem Maientage des Jahres sechzehnhundertvierundzwanzig zu Amsterdam die Unsterblichkeit der Seele bewiesen worden!

Einen halben Narren, an dessen Rock die Ratten nagten, hat mich der Rabbi hier gefunden. Nun werdet Ihr sein Wagnis verstehen ...»

Rembrandt ist schaudernd an eine Wand gewichen, Jehuda hat sein Gesicht in die Hände vergraben.

Das dumpfe Schweigen drückt das Gewölbe nieder.

Da Costa steht unbeweglich, die beiden andern wagen kaum zu atmen.

Da knistert es leise. Eine weißgesprenkelte Ratte huscht zu dem Lichterbund. Und husch, aus allen Winkeln und Ritzen mit blitzenden Äuglein auf das duftende Unschlitt zu: ein wirbelndes Gedränge mit hundert ringelnden Schwänzen.

Eine Ratte pfeift. Da Costa erwacht, starrt auf das Wirrsal, erlangt behutsam ein Faß und läßt es donnernd zu Boden schlagen.

Hurr, ist der Spuk entschwunden in alle Winkel und Ritzen, schneller, als das Auge zu folgen vermag.

Jehuda ist aufgefahren, Rembrandt faßt ihn beim Arm: «Fort!»

Da Costa tritt dicht an den Künstler, er schaut ihm trübselig in die Augen.

«Graut Euch?»

«Ich muß an die Luft ... verzeiht ...»

Da Costa führt die Besucher eilig und besorgt zur Tür.

«Ich habe Euch erschreckt, vergebt mir ... seit Jahren keinen Umgang ... Jehuda nimmt alles hin.»

«Gott schenke Euch Frieden», flüstert Rembrandt und greift nach der Hand des Unglücklichen.

«Amen», kommt es leise zurück.

Überwältigende Erlebnisse einer Vollnatur tragen das Antlitz des Traumes, sie betäuben den Kraftvollen für ihre Stunde.

Ihm, der mit hundert Sinnen alles umklammert, was in der Bahn liegt, da seine Brust weit ist für hundertfältiges Leid, für hundertfältige Lust, hebt sich ein neuer Tag aus dem Traume, der, herrlicher als der alte war, die verborgenen Knospen entfaltet und heimliche Wässer entquillen läßt.

Das Überwältigende erhöht den Kraftvollen wie schwellende Erdfeuer die Bergesgipfel.

Den Halbnaturen ist das Erlebnis ein ewig lebendiger Dämon.

Sie sind die Kornhalme, die vom Sturme getroffen am Boden bleiben und kümmerlich der Sichel entgegenreifen. Sie sind der Zorn des Schnitters, der Gram des, der sie säete.

Hat sie die Lust erfaßt, so sinken sie taumelnd ins Moor; hat sie der Schmerz gewürgt, so tragen sie fortan Sack und Asche.

Sie können nicht gestalten, nicht mit offenen Augen träumen.

Sie erringen kein Erwachen.

Sie müssen nicht von der gewaltigen Stunde entwaffnet werden, die Wehrlosen.

Ihre Kunst ist: sie können sich schicken.

Wehe ihnen, wenn die Stunde kommt und sie mit einer Lust oder einem Schmerze überfällt, sie, die mit offenen Augen gar nicht träumen können!

*

Der holländische Winter ist ein strammer Junge mit roten Backen und wirbelndem Flachshaar. Er schwingt seine lange Peitsche, läßt sie lustig knallen, pfeift sein Lied.

Der holländische Winter liebt sein Land, wie ein junger, übermütiger Generalkapitän. Er zerbläst den Edelmarder der Kaufmannspelze bis auf die lichten Grundhaare, er lugt mit blinken Augen durch die Fensterrauten auf die stattlichen Hausfrauen in der Kramkammer, belauscht den Gesang des Feuers hinter den warmen blauen Kacheln.

Nur Arme, Hungernde will er nicht sehen; er läßt die Peitsche über ihren Rücken fahren, wo er sie findet. Er weiß den Amstelherren Dank, die ihm durch zahlreiche Versorgungshäuser und Gefängnisse das Henkeramt erleichtern.

Der Winter rafft einen Arm voll Flocken und wirft das Geflimmer mit Hui gegen die Atelierfenster Rembrandts, daß sich die warmen Scheiben mit einem weißen Sternenschleier überkleiden, der allmählich zerperlend, gelöst wird.

Der Meister tritt von seiner Leinwand, senkt den Pinsel und neigt den Kopf zurück. Sein Blick ruht zärtlich auf den Zügen eines Fräuleins, dessen schalkische Augen unter dem Breitrande des Federhutes vertraulich vorlugen, dessen lächelnder Mund zu einer Frage gespitzt ist, die keiner Antwort bedarf.

Des Künstlers Haltung mag unsachlich gewesen sein, denn eine Dame mit dünner Nase und schmalen Lippen wispert, des Fräuleins Schulter berührend: «Immer heftiger wird das Gestöber. Wir müssen aufbrechen, Saskia. Rembrandt Harmensz wird auch schon müde sein.»

«Nein! Nicht im geringsten! Noch einen Augenblick, Mevrouw Silvius, und das Wetter ist verflogen.»

«Zu oft habt Ihr mich des versichert, Mijnheer Rembrandt — auch könnte mein Gemahl besorgt werden.»

«Der Oheim», meint das Fräulein, «sitzt jetzt über seiner Predigt für die Tuchmacher. Er denkt gewiß nicht an uns.» Allein die ältliche Dame findet, es sei hohe Zeit. Sie hüllt

sich in einen großen, verbrämten Mantel, der wie eine endlose Kapuze vom Scheitel bis zu den Fersen fällt.

Saskia verweilt zögernd bei einer Kupferplatte, auf der das volle Licht des Fensters liegt.

«Jetzt seh ich die Ratten!»

Der Künstler neigt sich zu ihr.

«Wie kann Euch nur solch ein Ungeziefer inflammieren», bemerkt Frau Silvius schaudernd.

«Der Giftmischer ist die Hauptperson, er bringt alle um.»

Rembrandt nimmt den Mantel des Fräuleins und legt ihn sorgsam um die blühende Gestalt.

«Von meinem neuen Auftrage habe ich Euch noch nichts erzählt. Prinz Frerik Hein hat eine Kreuzabnahme bestellt.»

«Was Ihr nicht sagt», ruft die Prädikantin. «Meinen Glückwunsch! Da müßt Ihr uns berichten — übermorgen. Mein Gatte wird erfreut sein.»

Saskia schweigt, nur die Augen leuchten.

Rembrandt küßt höflich die Fingerspitzen der Frau und geleitet die Damen zur Tür. Dort erhascht er unbemerkt die Hand des Fräuleins und preßt sie an die Lippen.

Die Wolkendecke ist zerrissen, die Novembersonne schüttet ihren Reichtum in das Atelier.

Wintersonnenschein, dreifach gesegneter!

Rembrandts Brust atmet hoch in Hoffnung und Jubel. Er hat es verstanden, das Leben zu meistern.

Von der luftigen Anhöhe vor der Wittepoort zu Leiden, wo die Mühle seines Vaters die geschweiften Flügel kreisen läßt, war er täglich in die finstere Lateinschule gewandert und ist dort — zumeist einer der letzten — in argem Verdrusse gesessen. Unzählige Tränen der Mutter sind über sein Latein geflossen. Dann hat der Vater allen Ehrgeiz aufgegeben: er soll in Gottes Namen seinen Willen haben und zur Malerei. — Drei Lehrjahre bei Meister Jakob und von da nach Amsterdam zu Pieter Lastmann. Beide Meister waren Italienfahrer gewesen, Lastmann aber hatte sein deutsches Gemüt bewahrt und seine Augen waren ihm vor den süd-

lichen Farben nicht übergegangen, der Sinn für das heimische Dämmerlicht war ihm geblieben. Er hat Rembrandt die Kunst des Radierens gelehrt.

Da ist die Sonne über des Jungmanns Leben aufgegangen. Ein jeder Tag ist Frühlings- und Erntetag zugleich gewesen.

Gelobt sei die Stunde, in der sein Vater entsagte! Manch einer muß sein Leben unter fremdem Joch verseufzen. Er hat sein Leben gewonnen, gelobt sei die Stunde! Sein Name wächst.

Dann war eine Zeit des Unfriedens gekommen. Vornehme Häuser hatten sich vor ihm geöffnet. Er war beim Prediger Jan Korneliſz Silvius dem fröhlichen Fräulein Saskia begegnet. Allein die Frau Prädikantin hat sehr auf Namen und Stand gesehen. Man zollt seiner Kunst Lob, doch bleibt er der Leidener Müllerssohn, und die Damen legen ein zwiefach Mäntelchen der Zurückhaltung um ihre Schultern, wenn sie mit ihm sprechen: Künstler haben freie Sitten.

Er atmet auf, wenn er den gastlichen Patrizierhäusern den Rücken kehrt, und setzt sich in eine der vielen rauchigen Schenken, um andre Menschen zu hören, deren Worte nicht auf der Schneide tanzen. Allein er sitzt einsam, während die anderen schlemmen und singen, fluchen und spielen — er denkt an das Fräulein und ist auch hier fremd. Es kommt die Zeit des Zweifels, die das innere Auge verschleiert. Beide Gemälde, die seinen Namen aus dem Alltagsstaub gehoben haben, über die hundert Lobreden ohne Schaden geflossen sind, bestehen nicht mehr vor seinem Willen: die «Heilige Familie» schmeckt italisch, das Kind allein läßt er gelten, und die «Darstellung» erinnert an die Schaubühne.

In seinem Unfrieden wendet er seine Blicke auf die Verachteten, die Lumpen, Bettler. Wahrhaftig, mit allen ihren Gebrechen sollen sie unter seiner Radiernadel erstehen.

Da sieht er eines Tages, wie unterwürfige, dienende Händler zu haßverzerrten Richtern werden und ihre geringe Menschheit in einer Fluchwoge bäumen, die einen Elenden begraben soll — um ihres Glaubens willen.

Und er sieht, wie der Geächtete in seiner Rattengruft lohenden Auges aufrechtsteht und an den ewigen Schleiern reißt — stark seines Glaubens wegen ...

An jenem Tage enthüllt sich sein inneres Auge: greif dem Leben in die atmende Brust und faß sein schlagendes Herz — es wird dir nicht entgehen; bricht dein gehetztes Roß am Strande nieder und hat die Barke des Glückes abgestoßen, so spring ihr nach ins Meer — es muß dir gelingen, nur halte in allem dein Eigentum, deine Art fest, denn sie ist deine letzte Wahrheit.

Rembrandt radiert das Erlebnis des Samariters. Wer das Werk sieht, erbebt vor dessen Unmittelbarkeit. So — so muß es gewesen sein! Ein Stück Leben voll Menschenhandlung, vom Menschen erzählt, keine Legende.

Was kein Gottesgelehrter zu denken und was kein Zweifler laut zu sprechen wagt, Rembrandt wagt es in seiner Sprache: er hebt die Bibel von ihrem prunkenden Geheimnispostamente und gibt dem Gotteswort das menschliche Gesicht wieder.

Jakob Jehuda tritt ins Atelier.

«Und ich muß Euch erst bitten lassen, Rabbi?»

Rembrandt führt den Gelehrten zum Ofen.

«Warum versteckt Ihr Euch hinter Euren Büchern?»

Der Rabbi hat Platz genommen. Er sitzt gebückt, sein Gesicht ist verfallen und blaß.

«So oft Ihr mich ruft, komme ich mit Freuden. Könnte ich Euch nur öfter dienlich sein!»

«Ungerufen sollt Ihr kommen!»

«Hier ist die Lebensfülle, Rembrandt Harmensz. Ich fürchte, daß ich Euch beneiden könnte ... Ihr wollt Modelle zur Kreuzabnahme, wie Ihr schreibt, ich bitte Euch noch einige Tage zu verziehen, dann bin ich gerne bereit.»

«Seid Ihr krank, Rabbi?»

«Es ist vielleicht der Winter.»

Rembrandt zeigt dem Rabbi seine jüngsten Studien. Vor Saskias Bildnis bleibt Jehuda lange stehen.

«Hier ist das Leben», murmelt er. «Nur eines ist mir wundersam, daß Ihr Euch in der Judenbuurt angesiedelt habt. Wenn Ihr aus der Üppigkeit der Amstelbürger in unsere schleichende Hast tretet, muß Euch der Tag in trübe Nacht verwandelt scheinen.»

«Ihr seht zu düster, Rabbi. Euer Volk trägt einen Zug geheimer Schönheit, der meiner Kunst unentbehrlich ist. — Ich habe neulich den alten Trödler Schemajah in Brokat und Seide geworfen; ich habe ihm bedeutet, er sei ein Patriarch. Er reckt seine Gestalt, es scheint um Kopfeslänge, seine Stirn dehnt sich, sein Mund schließt sich in unsagbarer Würde. Solange ich zeichne, spricht der Geschwätzige kein Wort und sieht mit halbgeschlossenen Lidern zu mir nieder, als zu einem der Geringsten.»

«Wir sind nur die besseren Komödianten», antwortete Jehuda, einen kunstvollen Sarazenenschild betrachtend. «Unsre Blicke leben in einer fernen Zeit ... unsre Gebete sind alt geworden.»

Der Künstler faßt den Rabbi am Arme.

«Was ist Euch geschehen!»

«Ihr könnt mich doch nicht verstehen, Rembrandt Harmensz.» Er nimmt den Mantel um. «Wenn Euch meine eingefallenen Augen bekümmern ... ich kann nicht schlafen ... mich quält die Sorge um das Leben einer Frau. Aber ... in einigen Tagen bin ich bereit.»

*

Die Prädikanten haben es durchgesetzt, daß die Tuchhändlergilde auch dem Tage ihres einstigen Patrons untreu geworden ist, es gibt keine Heiligen mehr in Holland. Sie sind zugleich mit dem spanischen Kriegsvolk landesverwiesen worden. So hat die Gilde vierzehn Tage vor Sinterklaas gewählt und die Namen der neuen Regentschaft dem Magistrat vorgelegt. Das Gildefest folgt der amtlichen Beglaubigung.

Aber was für ein Geist war in diesem Winter unter die sonst so friedsamen Gildebrüder gefahren.

Die Fenster der Laken=Hall müssen während der Wahl aufgerissen werden, denn die Ehrsamen glühen und dampfen vor Erregung. Fast über jeden Kandidaten, den Herr de Vries seitens der Regentschaft vorschlägt, bricht ein heftiges Ungewitter entgegengesetzter Meinungen nieder. Als Pieter Keezers Name verlesen wird, verstummt die Laken=Hall. Ein jeder lauert. Wer wird für, wer wird gegen ihn sprechen?

Unbestimmte Gerüchte gehen unter den geringen Kaufleuten, daß der Signeur zur Kompanie abschwenken wolle. Und die «Herren» ihrerseits sind des neuen Mannes noch nicht gewiß. De Vries spricht für Keezer. Er hat sich noch nicht völlig erklärt, als von allen Seiten ein unbändiges Geschrei aufschwillt, so daß sich das Pflaster vor der Laken=Hall mit Menschen bedeckt und die Straßenjungen ihre Mützen bis an die Fenster hinauf wirbeln.

Der Lärm von draußen, das Getöse drinnen wird endlich dem guten Pieter Keezer zu arg. Er springt auf den grünen Tisch der Regenten, daß die Tintenfässer tanzen und die Papiere fliegen, stemmt die Fäuste in die Hüften und läßt seine zornfunkelnden Augen von Schreihals zu Schreihals wandern. Noch haben sich die Regenten von ihrem Schreck nicht erholt, als auch schon das Gebrüll in allen Kehlen festgenagelt steckt.

«Willst du Pieter Keezer zum Oldermann wählen, Govert Neuskister», ruft der Signeur mit Donnerstimme. «Und du, Jas Daal, und du, Barend Schob, und du — und du!» Er zeigt auf einen jeden mit der Faust. Tiefe Stille.

«Was schreit ihr also, wenn ihr mich wollt!»

«Du sollst bei uns bleiben und nicht zu den Herren gehen», meint Derk Zwemmel hinauf.

«Wer sagt dir denn, Derk, daß ich dorthin will?»

«Wir haben's auch gehört», schreien einige.

«Dann putzt euch den Dreck aus den Ohren! Das glauben die Herren selber nicht», fügt er knurrend bei.

Die «Herren» lächeln nur.

So ist Pieter Keezer zum Oldermann erwählt worden und hat, was ihm dabei am meisten gefällt, den «Herren» seine Macht gezeigt.

Das war die Wahl, und nun fahren die drei Oldermänner und die achtundzwanzig Geschworenen in stolzen Karossen mit ihren Ehegenossinnen über den Dam, um in der Neuen-Kirch ihre Predigt zu hören.

Ehedem zog die Gilde in stattlichem Zuge dahin, um am eigenen Altare des Sinter Klaas zu knieen. Voran schritten, geführt vom Gildeboten, Herolde und Trompeter. Der erstgewählte Oldermann ließ den Edelsteinbesatz des Kommandostabes funkeln. Alle Regenten trugen dicke Goldketten um den Nacken. Sie umringten das St. Niklasbanner. Ihnen folgten die andern Gildebrüder und dann die Frauen, in vollem Prunke herzerfreulicher Wohlhabenheit.

Das war ehedem, als noch Sankt Niklas in Ehren stand. Jetzt lehnt das Banner an einem Kirchenpfeiler und sein Heiligenbild drückt sich scheu an die kalvinische Tünche. Der Gildebote blättert in den dicken Gesangbüchern und ordnet sie auf den Pulten. Er hat den Regentenstab und seinen Botenstecken zum Banner gelehnt.

In aller Stille nehmen sie Platz und singen. Dann besteigt Jan Korneliszs Silvius die Kanzel. Er predigt von der Mühsal der Erde, und die weißen Mauern hallen leer. Er predigt von der Herrlichkeit des Himmels, und die kahlen Wände schauern.

Froh reiben sich die Gildebrüder die Hände, als sie wieder in den Sonnenschein treten. Der Abend soll sie doppelt erwärmen in der Laken-Hall.

Der Gildebote hat das Banner und den edlen Stab in ein Tuch geschlagen und geschultert, er trägt die Ehrenzeichen gleichgültig ins Kaufhaus hinüber. Dort, im großen Saale der Niklasgilde, ist ein Schwarm von Kontordienern emsig. Zwei lange Tafeln sind aufgeschlagen und werden mit

schimmerndem Damast gedeckt. Simon trägt einen Arm voll hochstieliger, getriebener Pokale herein.

*

Im Glanze von hundert schlanken Kerzen leuchtet der Saal. Die Tische sind mit Silber und Zinn überladen. Aus Metallkörben quellen südländische Früchte. Auf runden Platten liegen dünne Marzipantorten, die mit bunten Federpfeilen besteckt sind. Daneben duften hochgetürmt die Brote. Die Gildebrüder sind bis auf die drei Oldermänner versammelt. Ein jeder trägt an farbigem Bande das Gildezeichen mit dem alten St. Niklasgepräge auf der Brust. Doch sind die Bandfarben nicht durchwegs dieselben. Die Mehrzahl trägt die Hausfarbe der Oranier, die andern aber die Dreifarb der Republik: Die Orangisten — die Republikaner. Auch am Federschmuck der Hüte macht sich die Gesinnung geltend.

Da tritt im Pagengewande Simon de Vries ein und ruft laut in den Saal: «Die Oldermänner!»

Die Spielleute setzen mit einem fröhlichen Tusch ein. «Jost de Vries — Joris Bakker — Pieter Keezer! Heil unsrer Gild!»

Den Oldermännern wird von den drei ältesten Kanzlisten das Gildehorn kredenzt. Dann wandert das Horn zu den Geschworenen und muß mehrmals neu gefüllt werden, bis es beim jüngsten Gildebruder, Jarig Jelles, den Rundgang endet.

Sie legen die Hüte ab, das Schmausen und Zechen hebt an. Vorerst gilt es, den mächtigen Hunger zu stillen; die meisten haben auf die üppige Aussicht hin tapfer gefastet. Man bespricht halblaut die Predigt, einige Scherze über die Wahl finden wenig Teilnahme, meist lobt man Essen und Weine: Gesulzter Kalbsfuß und gefüllter Magen finden begehrliche Gaumen, namentlich bei den Geringeren, während die Herren ihre Messer in zartes Kaninchenfleisch versenken. Pieter Keezer hat ein starkes Huhn auf seinen Teller gerollt und

knackt dessen Gelenke. Zwischen den Fleischgängen werden Schüsseln mit gepfeffertem Erbsenbrei und Pasteten mit stark gewürztem Gemüseragout herumgereicht; man schneidet sich dafür Löffeln aus Brotrinde zurecht. Reich fließen die edlen Weine von Ay und der Bourgogne, vom Rhein und der Donau. Schließlich steigt die schwere Blume des Cyperweines aus den dünnwandigen Klinkgläsern, die statt des Fußes eine Silberschelle tragen. Zum Cyperwein kauen sie Marzipan und hundert anderes Backwerk.

Die Stirnen der Gildebrüder brennen und die Augen funkeln.

Inmitten der Orangisten sitzt Derk Zwemmel. Der hat sehr an Ansehen gewonnen, seit er dem gewaltigen Signeur Pieter am Wahltage seine Meinung gesagt hat. Er trägt auch das breiteste Oranienband.

Derk gegenüber lehnt der junge Jarig Jelles an der Wand und schaut nachdenklich in die Flammen eines Leuchters. Dieser Jarig mit seinem endlosen, dünnen Hals und seiner scharfkantigen Langnase ist den Gildebrüdern ein Rätsel geblieben, so sehr man ihm, seit er den Tuchwinkel am Singel offen hält, beizukommen trachtet. Er redet nicht und geht mit gesenktem Kopf, er weiß gewiß nicht, wie er mitten unter die Orangisten gekommen ist mit seiner Dreifarb.

Da fällt der feuchte Blick Derks auf den Träumer.

«Jarig, sollst leben und die Freistaaten!»

Die monarchisch gesinnte Umgebung Derks grinst.

Jarig schreckt auf. Er sieht die roten Gesichter mit den glänzenden Lippen, breiten Zähnen, glotzenden Augen, er sucht sich zu entfernen.

Kris Tronk aber greift ihn am Gürtel.

«Willst fort, Jelles, zu deinen lieben Brüdern nach Rijnsburg?»

Jarig müht sich vergeblich loszukommen. Das laute Gelächter erregt die Aufmerksamkeit des ganzen Saales.

«Er ist wohl taufgesinnt? ... Hast dich wiedertaufen lassen, Jarig?»

«Er will's heut noch», schreit Derk Zwemmel und schwenkt mit einem vollen Klinkglas um die Ecke.

Jarig ist ein wenig blässer geworden und zerrt wortlos an den Fäusten des Kris Tronk; der aber hat Fäuste wie ein Fuhrknecht. Endlich löst er die Gürtelschnalle und entkommt.

«Wiedertaufen ...» lallt Derk und tappt ihm nach.

Erhebt sich der Leineweber Jan Teunissen, sieben Fuß hoch. Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es kracht.

«Wollt ihr wohl Frieden halten!»

«Brauchst nicht zu brüllen, Jan Teunissen, bist auch so einer», ruft drohend Govert Neuskijker. «So einer, der auf des Herrgotts Mantel schielt, als müßt er geflickt werden.»

«Sollen froh sein, daß sie leben, die Kollegianten! ... Die taufgesinnten Herrgottsleugner! ... Die Rebellen mit der Dreifarb! ... Hoch Frerik Hein!»

Die Orangisten springen auf: «Hoch Frerik Hein!»

«Keiner von euch wird ihm die Kron auf die Melone stülpen», überdonnert Jan Teunissen die Königsgesinnten.

«Du — Jan, du mußt auch noch in den gelben Apfel beißen», brüllt Zwemmel und schüttet einen großen Korb voll Orangen gegen Teunissen über den Tisch, so daß sich Gläser und Kannen klirrend ergießen.

Da dringt die Stimme Josts de Vries durch das Getümmel. Etliche schreien: «Still, der Oldermann!»

De Vries steht dicht umringt.

«Ihr habt vergessen, Gildebrüder, daß unserer Freiheit Boden noch rot ist vom Marterblut unsrer Väter! Ihr habt wohl auch vergessen, daß wir in jungen Jahren selbst noch Haar gelassen haben für unser freies Land! Wir Oldermänner tragen die Dreifarb zu Ehren von Oranien. Weh uns allen, wenn der Oranien nach der Krone griffe und ein Volk von Knechten zwingen wollt', wo er heute ein Volk von Freien führt. Dann hätten wir das erlauchteste Geschlecht in Niederlanden verloren. Nimmer werden sich unsere Nacken beugen! Das ist die Blutsaat unserer Väter, in die ihr kein Feuer werfen sollt!

Und wollt ihr den heiligen Kreuzturm wieder auftun und die Marterzangen des Großinquisitors herausholen, weil andre vom Herrgott anders denken als ihr? Sind euch die Blutgeschichten der Großmutter zu lang schon aus den Ohren, daß ihr schreit wie die Henker des Alba? Hat Frerik Hein nicht selber die Remonstranten zu Amt und Würden gelassen, hier auch an der ketzersüchtigen Amstel?

Friedsam sollen wir sein und frei! Das haben die Väter gewollt.

So haben wir die Macht! So beugen wir die Meere unserem Willen!

Gildebrüder! Das freie Holland!»

Der Vries schwenkt sein Glas. Alle, Orangisten und Republikaner, stürmen auf ihn ein mit hochgehaltenen Gläsern.

«Heil das Vaterland! Heil die Freiheit!

Dann geht Jan Teunissen auf Derk Zwemmel zu: «Das hat der Oldermann gut getan, Derk.»

«Das hat er gut getan, Jan.»

Sie schütteln einander kräftig die Hände.

Bis in den Morgen dauert der Gesang der Klinkgläser.

*

In der Dämmerung füllt sich die Küche mit Frauen, und Lea Leon hat zu schaffen, daß jede einen Bissen bekommt und einen Schluck tun kann. Sie sitzen auf Brettern, die über Sessel gelegt sind. Sie raunen und wispern, schütteln die fettglänzenden Scheitel und nicken einander unter bedeutenden Blicken zu, während die alte Lea Leon von einer zur anderen geht und zum Essen und Trinken nötigt. Läßt sie ein Wort über Hanna Debora fallen, so rücken die Frauen zusammen und recken die Hälse, um dann noch eifriger die Köpfe zu schütteln, zu nicken oder verwundert die Knie zu reiben, als sei alle Weisheit der Welt mit ihrem Verstande zu Ende.

Da tritt schleifenden Schrittes Hanna Debora ein. Ihre

Augen liegen tief in den Höhlen, ihr Blick ist nach innen gewandt. Sie scheint die Frauen nicht zu bemerken. Sie tritt ans Fenster und starrt ins Leere.

Ihre Lippen pressen sich fest aufeinander, ihr Blick ist verschleiert, sie schleppt unruhig in der Stube auf und nieder.

Eine Frau faßt ihre Schulter. «Nimm drei Myrtenreiser und wirf sie hinter dich. Du mußt dabei den Namen des Herrn anrufen.»

Jede bringt nun ihren Rat eilig an. «Nimm diesen Stein, er ist aus dem Jordan, drück ihn an die Herzgrube!» — «Bind das Tuch um deinen Leib, es ist ein Barthaar Salomos hineingewoben, siehst du, der schwarze Faden!» — «Trink drei Tropfen von dem heiligen Wasser aus der Tempelquelle.» — «Riech an dem Granatapfel.» — «Nimm den Ring unter die Zunge!»

Hannas Brust ist bald bedeckt von Amuletten.

Eine kniet murmelnd nieder und legt die Hände auf den Leib der Kreißenden. Hanna blickt hohl auf die Kniende, dann scheint sie zu sehen, ihre Stirne verdüstert sich. Sie schiebt die beschwörenden Hände fort und reißt die Amulette vom Hals, daß die Frauen entsetzt zurückfahren. Sie verläßt die Küche. Die Frauen drängen nach. In ihrer Kammertür richtet sie sich drohend auf. Dann läßt man sie. Die Frauen sind aufs höchste entrüstet. Eine einzige ganz alte Frau ausgenommen, die ruhig in ihrem Winkel sitzen geblieben ist, kämpfen alle zwischen scheinheiligem Bedauern und zornigen Verwünschungen. Sie lesen murrend die Anhängsel vom Boden auf.

«Vielleicht ist sie noch nicht so weit.»

«O ja, sie ist so weit», antwortet Lea Leon.

«Hast du nicht gesehen, wie sie die Zähne zusammengebissen hat!»

«Sie wird umkommen in ihrer Kammer.»

Da lauschen sie auf: aus der Kammer klingt Lautenspiel.

Die ganz alte Frau trippelt aus ihrem Winkel zur Tür und horcht, den Finger an die Lippen gepreßt.

Das ist kein Lied, das jemals eine vernommen hat, ein schreiendes, wildes Gebet ist es, zu dem sich die Gottheit widerwillig neigen muß: „Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“

Die Frauen stehen unbeweglich, sie atmen kaum.

Da fällt die Laute, Hannas Stimme schreit herüber:

«Judith Pereira — Mutter der Mirjam Nunez — willst du mir helfen!»

Die ganz alte Frau nickt und verschwindet.

Die Zurückgebliebenen pressen die Hände ineinander und horchen.

Kein Schrei, kein Ruf aus der Kammer.

Da fallen einer Frau die ersten Worte eines Gebetes von den Lippen, eine nach der anderen stimmt ein, sie beten und beten. Sie haben ihre Kränkung vergessen, denn in ihnen allen wird die Erinnerung an ihre eigene Mutternot lebendig, sie fühlen sich eins mit der ringenden Frau in der Kammer.

Die alte Pereira öffnet die Tür. Ihre großen, klugen Augen blicken hell.

«Lobet den Herrn, denn er ist freundlich.»

Die Frauen umdrängen sie.

«Es ist ein Knabe.»

2

Hannas Blick ist mild geworden, ihr Mund weich. In der Kammer neben ihrem Lager steht ein kleines Bett, darin schlafen, eng aneinander geschmiegt, zwei Kinder. Das Mädchen preßt Gesicht und beide geballte Fäuste an die Brust des Knaben, der einen Arm um seine Schwester gelegt hat. Sie atmen tief und hingebend.

Hanna liest unter dem Scheine einer kostbaren Ampel.

«Mutter ... trinken ...»

Sie stützt den Kopf des Knaben, der mit geschlossenen Augen die Flüssigkeit saugt und befriedigt wieder in die Kissen zurücksinkt.

Ein unsägliches Friedensgefühl durchwärmt sie. Ihr Blick gleitet über den Reichtum, der die Kammer erfüllt. Seit sie der kleinen Mirjam das Leben gab, hat sich ihr Umkreis verwandelt.

Um den Besitz des Erstgeborenen hat sie noch ihre ganze Leidenschaft einsetzen müssen.

Als er den Namen erhalten sollte, und Michael den des Großvaters wollte, hat sie vorzeitig das Wochenbett zu verlassen gedroht, wenn man ihrer Wahl nicht folge. Jehuda hat Aufschub der Zeremonie erwirkt, bis das Kind von seiner Mutter in die Synagoge getragen werden konnte.

«Er soll Baruch heißen: Gesegneter — denn er hat mein Leben aufgerichtet.»

Michael hat verwundert zugestimmt.

In jeder gewöhnlichen Sorgfalt, die der Vater dem Kleinen zuwandte, hat sie einen Raub abzuwehren gesucht. Ihr, nur ihr, sollte Baruch gehören! Das war für Michael ein

schwerer Stand, denn er liebt seine Kinder. Als aber der zarte Knabe unter der eifersüchtigen Fürsorge gedieh, hat er den Ärger vergessen. — Seit Mirjam gefolgt ist, sucht er Hanna zu erfreuen.

Sie hat gesiegt, wo sie am meisten gefürchtet hat. Mirjam ist der Preis: das kleine Mädchen gesellt sich zu den Stiefgeschwistern.

Baruch bleibt ihr. Er ist ihrer Art.

Seine großen Kinderaugen nehmen den nachdenklichen Ernst an, den sie am Auge ihres Vaters verehrt hat. Der kaum Fünfjährige legt zuweilen das Gewicht männlicher Entschlossenheit in seine kindlichen Taten, so daß ihr oft bangt. In allem aber bezeugt er ihr seine gläubige Liebe. Nur mit einem muß sie teilen, mit Jehuda. Und sie wagt nicht, Baruchs Neigung dem stillen Rabbi streitig zu machen. So oft die Eifersucht ihren Stachel regt, muß sie an die Nacht denken, in der Jehuda ihr Bild geborgen hat.

Sie ist durch die Jahre ihrer Mutterschaft wie durch einen erblühenden Frühling mit den heftigen Vorstürmen und dem allmählichen Erstarken der Sonne gegangen. Sie erinnert sich kaum ihrer Schmerzen und Kämpfe. Was gelten ihr die schlaflosen Nächte an des Kindes Lager! Das waren nur letzte Winterschauer.

Ihre Seele ist voll vom Glück, denn sie ist nicht mehr einsam. Sie verachtet die Frauen, die ihren Kindern Mutterliebe unter den quälenden Bildern der Mutternot und Muttersorge lehren wollen. Ihr scheint es köstlich, um eines Kindes Liebe zu dienen, denn sie kennt keine würdigere. Und überall sieht sie voll Zorn, wie die Würde der Kleinen getreten wird. Wo die zu ihren Gewohnheitslügen Erwachsenen barhäuptig stehen sollten in Verehrung unmittelbarer Wahrhaftigkeit, dort suchen sie Falschheit zu pflanzen, an Stelle der edlen Rebe das Wuchergewächs zu pfropfen. Und wie beseligend wissen Kinder zu lohnen, deren Würde Achtung findet!

Unbesieglich im Glauben, mit aufleuchtendem Verständnis

lauscht Baruch ihren Worten. Ihr Blick ist sein Gesetz und ihr Lächeln sein Recht.

Offen liegt sein Herz, und er bringt alle Freuden und Zweifel, allen Kummer und jedes Behagen, bunt durcheinander, wie der Frühling die Blumen über die Wiesen streut, denn er weiß, seine Mutter wird alles, alles nehmen und treu bewahren.

Wenn sie auf der Laute spielt und dazu singt, sitzt er mit träumenden Augen zu ihren Füßen, und sie wagt nicht die Laute aus der Hand zu legen, bevor sein Blick erwacht ist. Wenn sie liest, kniet er neben ihr. Sie muß ihm die Zeichen erklären. Ist er des Lernspieles müde, beginnt er selbst zu erzählen: von David, der vor dem König sang, von Moses, der durchs Meer schritt, von Jona, der im Bauche des Fisches lag. Die Gleichnisse der Schrift sind Abenteuer. Den Foltergeschichten der alten Lea weicht er aus.

Michael öffnet die Tür. Er ist vornehm gekleidet und kommt aus einer Versammlung der Teilgemeinde «Beth Israel». Er reicht der Frau einige dünne Hefte.

«Rabbi Jehuda hat mir diese Bücher gekauft — für Baruch. Er meint, du könntest ihn anfänglich selbst unterweisen.»

Hanna errötet vor Freude. Michael tritt zu den schlummernden Kindern, die Frau legt leise ihre Hand auf seine Schulter.

Er richtet sich erstaunt empor.

«Du bist gut zu mir, und ich habe dich oft gekränkt», flüstert Hanna.

Michael streichelt ihr zaghaft, doch mit stolzem Lächeln, über den Scheitel.

«Sie haben mich heute zum Vorsteher gewählt. Ich habe mir gedacht, es wird dich freuen, wenn mein Wort im Rate der Gemeinde gilt.»

«Du hast eine Last auf dich genommen.»

«Der Herr wird's lohnen an den Kindern. — Auch habe

ich mit Ruben ben Ismael gesprochen, seines Hauses wegen auf der Houtgracht. Er hat es teuer an sich gebracht, denn es war neu erbaut worden, aber seine Geschäfte stehen schlecht. Er hat von mir viel Geld genommen. Ich werde ihm nur mehr die Hälfte zahlen müssen. Er will nach Brasilien, dort hat der Statthalter Johann Moritz uns Schutz zugesichert. — Es wird für dich gesünder sein auf der Houtgracht, dort hast du mehr Sonne.»

«Und auch für dich ist mehr Raum», fügt Hanna bei, ihre Hand aus der seinen ziehend.

«Ja, auch für mein Geschäft wird es gut sein», stimmt Michael trocken zu. Dann verläßt er die Kammer. Baruch setzt sich auf und heftet die großen Augen auf die Mutter.

«Meine Bücher, Mutter?»

Hanna beugt sich nieder.

«Hast du nicht geschlafen?»

«Ich bin aufgewacht, wie der Vater gekommen ist, dann hab ich die Augen zugemacht. Mutter, das sind meine Bücher!»

Die kleinen Hände greifen nach den dünnen Bändchen.

«Morgen, Baruch, jetzt mußt du schlafen. Mirjam wacht sonst auf.»

Sie zwingt ihn behutsam nieder und legt die Bücher neben ihn aufs Bett, denn seine Hand hat nicht losgelassen. Bald atmet er ruhiger. Im Halbschlaf öffnet er seine Lippen: «. . . Bücher».

*

Vor der Truhe Hannas kniet Baruch und müht sich über einer Tafel. Seine Finger pressen den Stift so gewaltsam, daß die Knöchel verblassen. Immer noch will es nicht gelingen.

Er bringt die Tafel zur Mutter, die am Fenster näht.

«Ist es so gut?»

«Schon viel besser, Baruch. Jetzt geh hinüber in die Küche. Samuel de Casseres ist gekommen, spiel mit ihm.»

Baruch trägt sein Werk langsam fort. Mit einem Tuche bedeckt er sorgfältig seine neuen Schätze, die Hefte, die Tafel, die Stifte.

Der erste Tag hat seine erste Enttäuschung gebracht.

Am Morgen hat er voll Jubel geglaubt, daß ihn am Abend kein Geheimnis des Schreibens und des Lesens mehr bedrücken werde — nun ist er müde, und die Zeilen der Büchlein reihen sich aneinander zu einer endlosen Kette unbekannter Zeichen. Sein sorgenvoller Blick streift das Buchgesims der Mutter. Wie sollte er so dicke Bücher bewältigen!

Er geht zur Mutter und blickt schimmernden Auges zu ihr auf.

«Du hast heute viel gelernt, Baruch.»

Er schüttelt den Kopf und drängt sich enger an sie.

«Erinnerst du dich der Tulpenzwiebel, die der Rabbi dir im Frühling geschenkt hat? Sie war noch verschlossen, du hast nicht glauben können, daß eine Blüte unter den Zwiebelblättern schlummere. Dann kam die erste grüne Spitze, weißt du noch? Und das Grün ist höher und höher gewachsen, die Blätter sind auseinander gefallen, und die blasse Knospe ist röter und röter geworden, schließlich aufgesprungen und war eine herrliche Blume. Weißt du, wie lange du darauf hast warten müssen?»

«Viele Tage.»

«Viele Tage, Baruch.»

Da klingen von der Türe her Kinderstimmen: «Mannah, Mannah schenkt der Herr in der Wüste, Mannah, Mannah ...»

«Geh hinüber, Baruch, sie haben Pfeffernüsse.»

Bei der Tür kehrt er noch einmal um, er zieht eines der Bücher hervor und nimmt es mit.

*

Mirjam und Rebekka schleppen lange Tücher, die sie um den Hals gebunden haben, und der Besuch schreitet mit

langen Schritten voran, eine Schachtel auf den Armen. Isaak folgt den dreien. Dann springt er auf einen Schemel und predigt. Samuel stellt feierlich die Bundeslade nieder. Sie setzen sich vor dem Prediger auf den Boden. Moses trägt einen langen Bart aus zerfaserten Stricken um das Kinn.

«Mannah, Mannah schenkt der Herr ...»

Die alte Lea steht in einem Winkel und hat in der Schürze Pfeffernüsse.

... «in der Wüste, Mannah, Mannah!»

Da rollen die süßen Dinger aus der Schürze auf den Boden. Moses springt vom Schemel, Aaron läßt die Bundeslade im Stich, Mirjam und die Stiefschwester sind aufgestanden — alle vier wirbeln den Pfeffernüssen nach; jedem gehört, was er erwischt. Es rappt, tappt, stößt, mault, und die alte Lea hält sich den Bauch vor Lachen. Moses verliert den Bart, er ist der Älteste und Stärkste, sein Sammelplatz ist gemieden. Samuel stopft, soviel er kann, in den Mund, seine Backen blähen sich zum Zerspringen. Rebekka und Mirjam durchstöbern die Winkel, dort können sie am ungefährdetsten suchen.

Baruch steht noch unter der Tür. Lea Leon steckt ihm einige Nüsse zu. Isaak aber hat's gesehen.

«Das gilt nicht, er hat nicht mitgespielt!»

Die beiden Knaben fallen über Baruch her, doch er hält sein Mannah fest in der Faust und drückt sein Buch ans Herz. Er verteidigt sich mit den Ellbogen, so gut es geht. Samuel entreißt ihm das Buch und läuft davon. Da läßt Baruch die Pfeffernüsse fallen und hängt sich an Samuels Hals. Er ist rot vor Zorn. Samuel muß das Buch fahren lassen, er hat an seinem Mundvorrat zu würgen. Indes hat Isaak die neue Beute.

Sie hocken alle und kauen. Nur Baruch kämpft mit den Tränen, er glättet ein verbogenes Blatt über dem Knie.

Isaak erzählt dem Gast, daß Baruch unterrichtet werde, darum sei er stolz. Samuel meint, das wäre nichts, er gehe auch in die Schule.

«Ich gehe nie in die Schule, mich lehrt die Mutter alles.»

Das sei erst recht nichts, und wenn vorhin sein Mund nicht so voll gewesen wäre, würde Baruch sein Buch nicht haben.

Baruch meint, das Buch gehöre ihm, und niemand dürfe es berühren.

Samuel zeigt nicht geringe Lust, von neuem zu raufen. Baruch weicht zur Tür zurück, und Isaak ruft dem Besuch zu, das Muttersöhnchen zu lassen. — «Muttersöhnchen! Muttersöhnchen!» höhnt Samuel dem Entfliehenden nach. Hanna drückt den weinenden Knaben an sich.

«Bin — ich — wirklich ein — ein . . »

«Willst du's nicht sein?»

Seine Tränen versiegen, zärtliche Freude leuchtet aus seinem schmalen Gesichtchen.

Sie schweigen beide, indes die Dämmerung aus den dunkelnden Nachbarmauern wittert und den Hof erfüllt.

Baruch gleitet vom Schoße nieder und bringt die Guitarre. Dann setzt er sich zu Füßen der Mutter, den Kopf auf ihre Knie zurückgelegt.

«Von der schönen Mirjam . . .»

Hanna spielt leise und singt die Ballade Da Costas.

«In die golddurchflochtnen Wellen,
die von deinen Schultern fließen,
Mirjam Nunez, fallen Perlen,
wie sie müde Sterne weinen,
die in Meeresnacht versinken.

Deine Lippen, Mirjam Nunez,
blässer, als das Blut des Mondes
schwimmt in dem Narzissenkelche,
beben wie ein Blütenschauer.
Durch die Gassen gellt der Mord.

Deines Volkes Güter flammen,
angefacht von Mönchsgesängen.
Deines Volkes Leiber bluten,
hingestreckt von Christenschwertern.
Deines Volkes Herzen brechen,
überdröhnt vom Sturm der Glocken.

Mirjam Nunez, fliehe, fliehe!
Folge deinen schnellen Brüdern!
Auf des Tejos letzten Wellen
schwellt der Ost verschwiegne Segel.

Als sei aus der Jahrtausendnacht
die Liebesgöttin erstanden,
umjauchzt die schaumgekrönte Pracht
der Wellen Bug und Wanten.
Deine träumende Stirne, Mirjam, umfangen
blitzende Steine an schweren Spangen.

Da schlägt ein Ruf vom höchsten Mast,
ein Sperberschrei überm Taubenschlag.
Der Schiffsrumpf hallt. In wilder Hast
aus seinem Schatten drängt zu Tag,
wer bangend die ferne Heimat grüßte,
mit leisem Liede die Arbeit süßte.

Verschlafener Wächter! Schon stürmen nah
Albions brausende Flaggen.
Ihr Eisengruß sprengt Takel und Rah,
reißt Segel zu flatternden Laken.
Deine weißen Schleier säumen sich rot,
Mirjam Nunez, umweht vom Tod.

Portugals Wimpel, letzter Gruß
der Heimat, jäh verblaßt

zu flehendem Weiß! Des Briten Fuß
bestürmt dein Bord, ein gebietender Gast.
Der Britenherzog hißt seine Farben,
wo Portugals Banner matt verdarben.

Da stirbt des Fürsten herrisches Wort.
Die Plünderer stutzen und schauen.
Mit zagen Schritten vom äußersten Bord
naht Mirjam, umdrängt von den Frauen.
Ihr Antlitz schimmernd von Tränenflut,
das lichte Gewand besprengt mit Blut.

Siegreiche Göttin, deine Macht
blüht stolz im Rosenprangen;
doch wen du, umwittert von Todesnacht,
mit tränenperlenden Wangen
besiegt, den hast du gebunden
in tausend brennenden Wunden!

Und langsam sinkt mit des Siegers Hand
zu Boden der bebende Degen.
Die Augen hangen unverwandt
der weinenden Göttin entgegen —
stumm huldigend beugt der Fürstensohn
sein stolzes Knie vor dem Schönheitsthron.

Glanzverbrämt, wie Abendwolken,
schwillt im roten West die Küste.
Die Matrosen singen Lieder,
und das Meer rauscht Heimatsweisen.

«Laß dein Trauern, schöne Mirjam,
leuchtend grüßt dich Englands Erde,
über deinem Haupt erglühen
meines großen Volkes Sterne.

Seine Priester werden segnend
deine weiße Stirne küssen.
Seine hohe Herrscherin
wird dein Herz mit Mut erfüllen.

Meiner Ahnen stumme Burgen
werden ihre kalten Mauern
freudeschallend dir erschließen,
lebenswarm, nach langem Schweigen ...

Schöne Mirjam, laß dein Trauern.»
Eine weiße Möve streicht
vor dem schaumbekränzten Bug.
Ihr Geschrei beklagt die Sonne.

«Meines Volkes Sterne sanken
in ein Meer von Blut und Asche.
Bitternis schwelt in den Herzen,
denen Davids Harfe klang.

Eures stolzen Volkes Küste
schaudert vor den Unglücksgästen.
Keine Rast für ihr Gebet
hat der weite Grund der Erde.

Nur die Amstel öffnet zögernd,
golderschüttert ihre Pforten,
daß die gilben Thorarollen
wie in bangen Friedensträumen

unter ihren Hüllen rauschen.
Unsrer Hoffnung zages Steuer
ist in Eure Hand gegeben.
Bangend harren wir der Gnade.»

Aus dem wucht'gen Wehrgehänge

bricht der Herzog eine Perle.
«An dein Herz nimm eine Träne,
meine Augen sind vertrocknet.»

Und sie öffnet ihren Busen,
bietet ihn den blassen Lippen.
«Birg dich in des Schiffes Rumpf,
daß mein Blick die rote Flut

deines Haares nimmer finde,
daß nicht deiner Arme Mondlicht
mir die letzten Grüße spende
einer Sehnsucht, die ich töte!

Birg dich in des Rumpfes Tiefe,
bis dein Steuermann dir kündet,
wie das letzte Licht vom Hochmast
meiner Schiffe ist versunken!»

Jehuda ist leise eingetreten. Hanna hat ihn mit den Augen gegrüßt.

«Ihr sollt nicht singen, Hanna Debora», flüstert er und streichelt die Locken des Knaben. «Hier bringe ich Euch eine Mixtur De Silvas, sie wird Euch die Brustschmerzen nehmen.»

Sie greift langsam nach dem Fläschchen.

«Schon habe ich nicht mehr daran gedacht, erst Ihr müßt mich erinnern.»

Sie zündet die Ampel an. Jehuda blickt traurig zu Boden.

«Hanna Debora, Euer Schützling schwebt in Gefahr. Die Frist des geringen Bannes ist längst abgelaufen. Er wird aufs neue vor den Rat gefordert werden. Wehe ihm, wenn er nicht widerruft!»

«Was, glaubt Ihr, wird er tun?»

«Ich weiß nicht. Er kauert in seiner Matte, eingewickelt in wärmende Laken, und antwortet kaum.»

Baruch berührt die Hand Jehudas, er hat seine Tafel geholt. Der Rabbi lobt ihn.

«Wenn dich die Mutter Lesen und Schreiben gelehrt hat, werde ich dich weiterführen. Willst du?»

«Und die Mutter?»

«Die Mutter wird dich überprüfen», antwortet Jehuda schnell. Er küßt den Knaben, um seine Kümmernis zu verbergen, in die ihn die Befürchtungen De Silvas gebracht haben.

Rembrandts Haus auf der Breestraat ist viel gesucht und nicht allein seines Herren wegen, der einen Passionszyklus für den Oranierprinzen vollendet. Kein Fremdling von Stand verläßt die Amstelstadt, ohne bei Rembrandt van Ryn vorgesprochen zu haben, die kostbaren Waffen und Gewänder, die seltenen Steine, die nach des Künstlers Angaben gefaßt sind, zu sehen.

Das Haus ist ein Haus der Lust und des Glanzes, so behaupten die Fremden.

Die Glocken der Neuen-Kirch läuten kurzatmig.

Saskia ruht auf Rembrandts Schoß und hat ihr Gesicht an seiner Schulter geborgen. Sie schluchzt, daß ihr ganzer Körper bebt. Und der Mann hat beide Arme um sie geschlungen, er schaut mit leerem Blick vor sich hin. In seinen Bart rollen langsam, unversehens die Zähren.

Die Glocken stöhnen hie und da auf. Es ist mühselig, ein kleines, unschuldiges Mägdlein zu Grabe zu singen. Genug, unerbittlicher Glöckner!

Saskia hatte nicht Kraft, ihr Kindlein zu geleiten. Jan Silvius nötigte sie, im Hause zu bleiben, und ihr Gatte verläßt sie in der schweren Stunde nicht.

Die Glocken verstummen. Jetzt ruht das Särglein in der Gruft neben den beiden andern kleinen. Dort liegt Rembrandts Glanz und seine Lust. Was sind auch die angestaunten Geschmeide, die alten Waffen und Gewebe, wenn vor dem Tor die Grablaterne hängt mit dem verlöschten Licht.

In der Gruft stehen die kleinen Särge enggeschmiegt. Was gelten die vornehmen Freunde und Bewunderer? Ihr

Verdienst bleibt, daß sie schweigsam kamen und schweigsam mit der Bahre gingen, die Eltern zu ehren.

Aber die Leidener Sippe Rembrandts! Waren sie nicht in ihrer Bauernfeiste hereingestappt, um ihm den letzten Abschied zu vergällen? Sie haben auch ihre Verwandtschaft zur Schau getragen, wie einen Kirmesstaat: die Brüder, die Schwester, die Vettern und Basen, die Geschwister seiner verstorbenen Eltern. Fast scheint es, als sei sein Genie von ihren Gnaden!

Er und sein Weib brauchten Einsamkeit und Frieden. Aber der Sippe ist noch nicht genug getan.

Der Weg von Leiden ist weit, die erpreßten Tränen verbrennen die Kehle und schaffen tüchtigen Hunger. In der Flur, die noch von Rosmarin duftet, ist ein langer Tisch bereitet. In großen Holzkannen schäumt das Totenbier.

Sie kommen mit wichtigem Stirngerunzel und rotgeriebenen Nasen. Die vornehmen Freunde haben sich nach dem Begräbnis unbemerkt verloren. Ohm Blaas und seine Frau Eev spannten vergeblich darauf, den Wohlvermögenden einmal die Hände zu drücken.

Und wo ist die Herrin des Hauses und er? Der Diener zeigt nach oben. Schon wollen die Frauen hinauf, denn es ist schön und erhebend, eine trauernde Mutter weinen zu sehen und sich am Schmerze zu rühren. Allein die Männer wehren den Trösterinnen. Es sei genug geklagt. Auch hätte man sie erwarten sollen. Es wäre immerhin möglich, daß sie oben nicht vorgelassen würden. Wenn man für so hohe Herren male, schätze man arme Verwandte gering, naturgemäß.

Trotz der Kränkung mundet es allen, das Bier ist aus dem weißen Löwen am Dam.

«Ich werd ihn doch drum angehen», meint Adam Harmensz zur Schwester. «Was kann ihm an sechshundert Gulden liegen, wo er so viel verdient.»

«Tu was du willst», antwortet sie kurz.

Die andern drei Brüder stimmen Adam bei, denn sie fürchten für ihre Säckel.

«Ja, Adam, du sollst ihn ruhig drum angehn. Wenn einer sein Väterliches auf Edelstein und Kleider verschleudert, kann er auch dem Bruder helfen.»

«Nur daß er ihn schon einmal herausgerissen hat», wendet die Schwester ein.

«Keinen hat der Vater eine so teure Kunst lernen lassen, als ihn!» «Jawohl, Bartje, wir haben unsre Buckel krummschleppen müssen und hinterm Pflug hertappen können! Der Adam hat seine Not mit den fünf Kindern.»

«Und dem Durst», flicht die Schwester ein.

«Ja, du bist immer von seiner Partie!»

«Wenn er hat was besonderes werden dürfen, soll er auch uns bedenken, anstatt der Saskia Stein und Perlen aufladen!»

«Die schaut doch nur von obenher auf uns, tut sie auch freundlich.»

«Hat er was von dem wohlgeborenen Fräulein? Jedes Kind stirbt weg.»

«Sie soll um viel hundert Gulden Geschmeide haben», mengt sich eine Base in das brüderliche Gespräch.

«Hat sie», bestätigt der Älteste. «Schaut nur das Bild an, Mab, wo sie auf seinen Knien sitzt, nichts ist erlogen; sie hat mir einmal eine Menge gezeigt.»

«Ein gotteslästerlicher Hochmut!»

«Auch die Mutter war nie zufrieden damit!»

«Er soll den Schmuck verkaufen, der Adam braucht's.»

Sie sind einig. Er soll den Schmuck verkaufen.

Rembrandt tritt unvermutet unter sie. Sie verstummen.

«Ihr müßt es meiner Frau zugute halten, wenn sie nicht kommt.»

Keiner antwortet. Rembrandt erkundigt sich, ob sie von allem genug hätten. Sie bejahen verlegen.

Endlich findet sich Frau Eev zurecht. Sie seufzt. Es müsse recht schwer sein, die Kinder immer so jung zu verlieren, das sei nun das dritte. Gott wolle ihm offenbar kein Kind lassen. Wodurch er wohl den Zorn Gottes erregt habe?

Rembrandt hat sich zur Schwester gesetzt, er schaut wortlos vor sich nieder. Ohm Blaas nimmt das Schweigen für Bekenntnis.

«Wärest du bei uns geblieben, dann wär alles gut, so aber hast du immer hoch hinaus wollen.»

«Jawohl», bestätigt Bruder Harmen. «Schau den Adam an, der hat fünf gesunde Kinder, aber die wissen wiederum nicht, wovon sie leben sollen.»

Rembrandt blickt finster auf.

«So mußt du nicht reden, Harmen! Du weißt recht gut, daß die alle essen können, wenn er weniger hinter der Kanne sitzt.»

Da ist auf einmal allen die Zunge gelöst: es sei nicht schön, daß er in seiner Trauer so lieblos rede . . . er möge nur auch den anderen eine Freude gönnen . . . wie würden sie sich ferner vertrauensvoll an ihn wenden können, wenn er so urteile . .

«Was wollt ihr?»

«Du sollst dem Adam helfen, er steckt schon wieder drin», flüstert die Schwester.

«Deine heilige Pflicht», setzt der Ohm hinzu.

«Er braucht sechshundert Gulden, das ist ein leichtes für dich.»

«Sechshundert? — Die hab ich nicht.»

«Hast du nicht?»

«So ein Haus und kein Geld!»

«Malt für den Prinzen und verdient nicht!»

«Die paar hundert!»

«Gebt einmal ihr zusammen. Ich hab ihm genug geschenkt.»

«Wir? — Wir sollen zusammengeben?»

«Natürlich sollen wir, daß er sein Geld für den hoffärtigen Prunk behält!»

«Wir essen karg. Mit schwieligen Händen.»

«Ich kann nicht, das muß euch genügen!»

«Dein Vatergut hast du im Augenblick für ein paar Perlen und Ringe verblitzt», schreit Harmen. «Verkauf, dann hast du.»

Rembrandt antwortet ruhig: «Wenn ich dir sage, daß ich den Schmuck und all das brauche, was ihr Prunk nennt, wie du deine Mühlsteine, so wirst du mich wahrscheinlich nicht verstehen. Ich bitte dich, Bruder, laß mich in Frieden meiner Wege gehen. Dem Adam ist nicht geholfen, wenn ich mein letztes Hemd für ihn auszieh. Ihr seid in der Nähe, schaut ihm besser auf den Weg, dann wird er sich nicht verlumpen.»

«Ich . . . verlumpen», gurgelt der Adam.

«Du solltest Einkehr halten», ruft der Ohm feierlich. «Rembrandt, du mißachtest deinen Bruder, wo der Zorn Gottes doch sichtbarlich über dir stehet!»

«Ich, ein Lump, daß er das hochnasige Frauenzimmer da oben aufputzen kann!»

Rembrandt springt auf und faßt den Betrunkenen an der Brust.

«Du willst in meinem Hause mein Weib beschimpfen! Du willst mit deinem Unflat den Boden versauen, der meines Kindes Leichnam getragen hat! Fort! Hinaus mit dir!»

Adam stolpert über die Treppen auf die Straße.

«Wir gehen alle!»

«Wir gehen aufs Rathaus!»

«Da sollst du hören!»

«Sind Gesetze gegen Verschwender!»

«Geht! Mein Haus soll rein werden, geht!»

Sie wollen noch zögern, der Ohm glaubt versöhnen zu müssen, aber Rembrandts Blick würgt jedem die Kehle. Umso fester wird ihr Entschluß, den Bruder anzuklagen.

Wie der letzte die Tür fluchend zugeschlagen hat und die Flur still ist, übermannt Rembrandt die Bitterkeit.

Was hat er mit denen gemein, die sich rühmen können aus gleichem Leibe zu stammen wie er. Kein Pulsschlag spricht für sie, und ihre Brust durchflutet dasselbe Blut wie seine.

Die Trauergesellschaft sucht in dem baufälligen, winkeligen Rathause lange nach der Kanzlei, worin die Befehligten

der verlaufenen Haushaltungen tagen. Dort bringt sie die Verschwendungsklage vor.

Die Befehligten flüstern mit gespitzten Lippen. Sie sind offenbar verrückt, die lieben Leidener. Aber immerhin, der berühmte Rembrandt auf der Anklagebank, das gibt ein Aufsehen. Schließlich soll er ja wirklich großen Aufwand treiben.

Die Vorsitzer verfassen ein breites Protokoll.

*

Der Rat von «Beth Jakob» und «Neweh Schalom» ist in der Synagoge der dritten Teilgemeinde «Beth Israel» versammelt. Alle Lichter brennen auf den gelben Lüsterkränzen und den beiden siebenarmigen Kandelabern vor dem Thoraschranke. Auf dem Betgerüste sitzen die Rabbiner, ihnen zu Füßen die Erwählten der Gemeinde.

Der Chacham Aboab da Fonesca hält eine klingende Lobrede auf «Neujerusalem».

«So erfüllt sich des Herrn Wort an uns. Wie der Sand am Meere, so zahlreich ist sein Volk. Weit über die Grenzen der heiligen Stadt hinaus blüht sein Name trotz Folter und Brand. Allein noch mangelt Neujerusalem die würdige Stätte, das höchste Lob zu singen und den Honigseim des heiligen Wortes zu schmecken. Die alte Synagoge «Beth Jakob» ist verfallen, und «Beth Israel» hat kaum Platz, euch, ihr Erwählten, zu fassen. Beschließet also, worum wir euch bitten: Ein jeglicher soll seine Gabe bringen, daß auf diesem Grunde ein Haus erstehe, weit genug, um die ganze Gemeinde zu bergen, daß ein Haus erstehe, daraus neue Streiter des heiligen Wortes hervorgehen, gerüstet mit dem Panzer unseres Wissens.

Unsere Tage sind gleich denen des Herbstes. Reich hängen die Früchte des Glaubens und der Gelehrsamkeit. Lasset uns Winzer schaffen, die den Weinberg hegen, denn es naht die Zeit, da er kommt, er, der Herr der Berge, der Ersehnte. Wehe uns, wenn die Trauben verdarben!»

Der Chacham Saul Lewi Morteira und Rabbi Manasse ben Israel, die beiden Häupter der anderen Teilgemeinden, wechseln gelangweilte Blicke. Aboab redet seit einer Stunde. Rabbi Selomo Salom beschattet seine schläfrigen Augen, Rabbi Jehuda träumt.

«Wenn ihr also entschlossen seid, aus eigener Kraft dem Herrn ein Haus zu bauen und dem Gesetze eine Schule, so erhebt euch.»

Alle stehen auf.

«Ich verkünde den Beschluß», ruft Morteira kurz.

Freudiges Aufatmen und Gemurmel von allen Seiten. Welch tönende Stimme hat Aboab und wie weiß er zu fesseln! Die Rabbiner schütteln dem Redner die Hand, sie sind aufrichtig erfreut, daß die Rede ein Ende nahm.

Nach einer Weile fordert Morteira neuerdings Schweigen.

«Erwählte, ich habe euch noch aus einem andern Grunde versammelt. Die Bannfrist Da Costas, dessen Zunge Leviathan mit ruchlosen Worten besäete, aus dessen Feder verfluchte Meinungen geflossen sind, ist verstrichen. Rabbi Jakob Jehuda hat seine Abscheu überwunden, er hat den Zweifler zur Buße gefordert. Auf diese Stunde ist er hierher berufen, daß er sich reinige. Wir wollen geduldig sein mit ihm, denn es steht geschrieben: Ein Geduldiger ist besser als ein Starker. — Führt ihn herein und lasset uns beten.»

Rabbi Jehuda sucht sein Herzklopfen mit den Psalmworten zu übertönen. Das Gebet ist beendet, die Gesandten kehren zurück.

«Er ist nicht da.»

Morteira beginnt von neuem. Die Gesandten harren vor dem Tore. Der dritte und vierte Psalm verhallt. Sie warten vergeblich.

Aboab stellt den Antrag, Da Costa mit dem großen Banne zu belegen. Die Versammlung erhebt sich einmütig: «Er soll verdammt sein! Verdammt mit Schammatha! Mit Schammatha!»

«Wer ist dagegen», ruft Aboab.

Jehuda zittert am ganzen Leibe, er ist seiner Muskeln nicht mächtig. Da richtet sich Morteira auf.

«Morteira! ... Morteira ist dagegen!»

«Ich bin dagegen», sagt der Chacham gelassen.

Sie starren ihn an wie ein Wunder. Er, der am meisten wider den Ketzer geeifert hat, ist dagegen!

«So wie mir Rabbi Jehuda den Abtrünnigen geschildert hat, ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Denkt der Zeit, darin wir leben. Unser Bezirk ist umschlossen von den Feinden des Herren. Wollt ihr ihnen das Schauspiel innerer Zerwürfnisse bieten? Wird er nicht unter sie treten zum Hohne Israels und mit unserem Heiligtume Spott treiben, ärger als zuvor? Wir müssen geduldig sein, wo öffentliches Ärgernis droht, doppelt geduldig, da wir alle das Joch der Duldung tragen.»

Aboab entgegnet: «So sehr ich mich unter dein Urteil stelle, verehrter Rabbi, denn dein Auge ist voll Weisheit, so wenig kann ich diese Vorsicht fassen. Da Costa ist ein Geschwür an unserem Leibe. Lasset es uns vertilgen, daß wir genesen.»

«Er soll vertilgt werden», rufen die Erwählten. «Manasse soll reden!»

«Auch ich bin ein Freund der Strenge, wo das Gesetz in Gefahr ist. Wer von uns fühlt nicht wie der Chacham Aboab! Allein Schammatha ist heilig wie der Name des Herrn. Wir wollen den Zorn des Höchsten nur rufen in höchster Not. Darum trete ich auf die Seite Morteiras.»

«Wir wollen Morteira zu Ende hören.»

Morteira erhebt sich lächelnd.

«Ich will mit Rabbi Jehuda zu Da Costa gehen. Aber auch wenn er sich dann noch weigerte, warne ich vor dem Äußersten. Immer noch haben wir Mittel, seine Seele zu retten. Bis jetzt war er nur verlassen von uns und ist in Schmutz und Armut gesunken, allein er kann leben. Vielleicht bricht sein störrischer Mut, wenn wir gegen die Notdurft seines Lebens handeln! Erwägt den Triumph der Synagoge,

wenn wir diesen Geist ersticken und dieser Nacken sich bußfertig beugen sollte!»

Jehuda schaudert. Morteiras Züge sind starr, nur seine Augen glimmen unter den fast geschlossenen Lidern. Er hat langsam Silbe für Silbe gesprochen in gleichem leisen Tone, und jedes Wort ist in die Herzen gefallen wie ein Eisklumpen.

Sie sagen Amen und verlassen den Betsaal.

Morteira und Jehuda finden das Tor offen. Sie tasten vorsichtig in die Höhle Da Costas. Der sitzt in seiner Matte und liest. Er hat Jehuda erwartet. Da er Morteira, seinen Widersacher erblickt, greift er unwillkürlich nach dem Degen an der Wand. Doch Morteira lächelt.

«Was wollt ihr schon wieder!»

«Ihr seid nicht zu uns gekommen, Da Costa, so kommen wir zu Euch.»

«Das ist mehr Milde, als euer Gott verträgt.»

Morteira ist kein Mann langer Umschweife.

«Ihr lebt im Elend. Seid Ihr gewiß, daß Euer Geist die Kraft behält, seine Wahnideen zu behaupten, wenn der Leib gebrochen wird?»

«Ihr seid mehr um mich besorgt als ich. Allein ich fühle mich wohl bei meinen Ratten. Seht, ich gönne mir den Luxus, meine Biographie zu schreiben.» Er zeigt einen Pack Blätter. «Dazu in elegantem Latein, daß alle Welt gerne davon kosten wird.»

«Ihr gedenkt also hier, inmitten der Judenbuurt, Euer Leben zu beschließen?»

Da Costa stutzt. — Das Ärgste schien überstanden, er hat sich erträglich eingenistet.

Morteira fährt fort: «Zufällig ist dieses Lagerhaus in Christenhänden geblieben, wo sich doch unsere Familien in der Vlooienburg drängen. Leicht wird ein Käufer gefunden, wenn er höheren Zwecken dienen kann. Wo werdet Ihr dann Euer elegantes Latein schreiben?» Da Costa kneift die Augen

zusammen. Seine Finger spielen erregt um den Mund. Er krümmt sich wie ein Igel.

«Ihr kennt die Herren dieses Landes, Da Costa. Sie haben geneigte Ohren, auch für unsereinen, wenn unsere Hände im Geldsack klimpern. Für wohlgebautes Latein sind sie taub. Ihr seid ein Jude. Wo werdet Ihr hausen, wenn die Judenbuurt keinen Raum für Euch hat? Eine andre Gemeinschaft ist Euch versagt. Ihr habt das Christentum abgeschworen. Auch seid Ihr ein viel zu gefährlicher Überläufer.»

Morteira läßt seine Rede wirken.

Da Costa hat die Augen geschlossen. Hunger und Kälte sollen wieder seine Gefährten sein und nicht die schlimmsten. Fußtritte, Hohn und Verachtung, keinen Unterschlupf mehr, keine Bücher mehr — das Fürchterlichste: keine Bücher. Sie waren die Gärten, darin Vergessen wuchs.

Aber Morteira war gekommen! Da Costa blickt ihn plötzlich scharf an.

«Um welcher Vorteile willen kommt Ihr?»

«Die Frage ist Euerer Ketzereien würdig. Könnt Ihr in uns nur feile Makler erblicken!»

«Vergebt, Chacham, Euer Gespräch drehte sich bisher nur um geschäftliche Dinge.»

Morteiras Stirne wird finster.

«Der Rat hat Euch mit Schammatha belegen wollen. Ich habe für Euch gesprochen. Es scheint mir für die junge Gemeinde gefährlich, den scheelsüchtigen Amsterdamern das Gebreste zu enthüllen. Streckt die Waffen, Da Costa, Euer Kampf ist vergeblich. Geht die Buße ein, und Ihr werdet Eurer Abkunft gemäß leben.»

Da Costa will entgegnen, da gewahrt er Jehudas flehenden Blick.

«Was wollt Ihr zur Buße?»

Morteira hat größere Schwierigkeiten vermutet.

«Ihr werdet in Sack und Asche nach «Beth Israel» kommen. Dort, eine schwarze Kerze in der Rechten, Euch vor

der Gemeinde erniedrigen, indem Ihr Eure Sünden laut bekennt und verflucht. Dann wird Euer Rücken entblößt und Ihr werdet mit dem Gebetriemen gegeißelt, neununddreißig Streiche. Ihr müßt Euch sodann auf die Schwelle der Synagoge legen und die Gemeinde wird über Euch hinwegschreiten.»

Da Costa starrt den Sprecher an. Sein Gesicht zuckt.

«Neununddreißig Streiche ... über mich hinweg ...»

«Neununddreißig», wiederholt der Chacham.

Da fährt der Einsiedel mit einem Ruck auf, sein Gesicht ist purpurrot, er reißt den Degen aus der Scheide. Wie eine Katze gleitet er aus der Matte und stürzt auf Morteira zu, der entsetzt in einen Winkel flüchtet. Jehudas Arm rettet den Chacham. Der Wütende ist kaum zu bändigen. Erst die warmen Tropfen von Jehudas Arm bringen ihn zur Besinnung.

«Euch wollte ich nicht verletzen», murmelt er und läßt den Degen fallen.

Da sieht er Morteira, der blaß in seinem Winkel lehnt. Der Zorn überflammt ihn.

«Ihr wagt mir ein Leben zu bieten, das meiner Abkunft gemäß sei! In dieser Rattengruft ist meine Ehre rein geblieben, und Ihr wollt sie mir um ein paar fette Jahre abhandeln!»

Er nähert sich, Jehuda will ihn halten.

«Laßt Eure Hand, Rabbi Jehuda ... auch Ihr wollt die Schmach. Fürchtet nichts, ich werde den Chacham in seinem geblähten Dasein lassen.» Er schreit: «Reinigt meine Höhle von eurem Atem, meine Ratten sterben vor Ekel!»

Morteira tastet der Wand entlang und schlüpft hinaus. Jehuda folgt langsam.

Während Morteira weitertappt, ausgleitet, fällt und weiterflieht, hallt beiden das Gelächter Da Costas nach.

Endlich ist der Chacham im Freien. Er atmet tief auf. Jehuda verbindet die Wunde.

«Ihr seid verwundet von dem Narren ... Ihr müßt mir geloben, Jehuda: niemand soll etwas erfahren ... schwört mir das.»

«Wenn Ihr mir versprecht, nichts gegen ihn zu unternehmen.»

«Gut ... gut ... ich werde ... persönlich nichts gegen ihn unternehmen.»

Als der Frühling sein junges Grün über die wasserumglitzerten Weiden gespannt hatte, waren Ruben ben Ismael und die Seinen mit armseliger Habe an Bord des ersten Brasilienfahrers gebracht worden. Er hatte das stattliche Haus auf der Houtgracht seinem Hauptgläubiger lassen müssen.

Das bringt dem kleinen Haushalt in der Vlooienburg viel Aufregung. Hanna Debora kommt tagsüber nicht zur Ruhe; Michael gewährt ihr nur eine Magd.

So fühlt sich Baruch bitter vernachlässigt. Er ist der Mutter anfangs überallhin gefolgt, bald aber hat er gemerkt, daß er im Wege steht, und als er sich ganz zurückgezogen hatte, war er nicht gerufen worden.

Er begehrt nicht, daß man sich viel mit ihm beschäftigt, aber er muß die Gewißheit haben, allezeit ein bereites Herz zu finden.

In diesen Tagen ist Jakob Jehuda sein Lehrer und Gespiele. Fast täglich kommt der Diener des Rabbi, Hanna seine Dienste anzubieten und Baruch in die Breestraat zu rufen. Er wird meist mit dem Knaben zurückgesandt.

Jehuda und Baruch lesen gemeinsam; der Rabbi am hohen Pulte, Baruch auf einem Schemel, zu Füßen des Gottesgelehrten.

Und Jehuda staunt über die Lernbegier des Knaben, der von Buch und Tafel zur Erholung gezwungen werden muß.

Dann führt ihn Jehuda in eine Kammer, die an das Studierzimmer stößt und nichts von der Gelehrsamkeit ihres Herrn verrät, zwei Zeichnungen ausgenommen, die den Grundriß und Bau des heiligen Tempels darstellen. Die

Kammer ist voll von Brettern und Spänen, rohem Holzvorrat und Leisten. Sägen, Hobel, Messer und Rillen liegen bereit, Farbtiegel und Leimtöpfe. An der Wand steht eine Drechselbank. Auf den Gesimsen sind zierlich bemalte Säulen und Friese, marmorierte Quadern und vergoldete Tempelgeräte zum Trocknen aufgestellt. Eine große Platte beim Fenster trägt das Tempelfundament.

Und Baruch darf das Schwungrad der Drechselbank drehen, Farben anrühren, vergolden und leimen. Dabei erzählt Jehuda von der Herrlichkeit Jerusalems. Sie beschließen, wenn der Tempel fertig sein werde, die Burg Salomons zu bauen.

Aber endlich ist die Wohnung in der Blooienburg geräumt und das «Opregt Tapeithuis» eingerichtet. Hanna und ihre Kinder haben ein Zimmer erhalten, dessen Fenster nach Süden liegen. Warm scheint die Sonne hinein und läßt die Kostbarkeit erglänzen.

Wie blühten die Farben der alten Behänge!

Nur Hannas Wangen sind fahl geworden, das Fläschchen De Silvas enthält nur wenige Tropfen mehr. Hannas Augen blicken matt und ihre Lippen blassen. Des Abends aber erglüht ihr Körper; ihre Augen glasten, so daß Baruch vor ihrem Blicke erschrickt, ihre Lippen brennen heiß und rauh auf der Stirne des Kindes, und in die Wangen steigt das Blut, brandrot wie die Perldolden der Eschen.

Jehuda kommt häufiger als sonst, manchmal von De Silva begleitet.

Michael aber hatte mehr Geschäfte denn je. Selten ist er zu Hause und dann schilt er im Kontor mit dem schmutzigen Schreiber oder liegt über großen Büchern und gleitet mit den Fingern längs endloser Zahlenreihen hin, während er seine Lippen lautlos bewegt.

Eines Abends spielt Hanna und singt mit leiser Stimme. Baruch liegt auf dem Ruhebett, seinen Kopf im Schoße der Mutter.

Da fällt die Guitarre zu Boden, die Hände der Mutter krampfen sich in die Brust, ein Blutstrom bricht aus ihrem Mund.

Baruch gleitet auf die Knie, er vermag nicht zu rufen, kein Glied zu regen, seine Hände hält er an die Schläfen gepreßt.

Die Mutter sinkt ohnmächtig zurück.

Da überwältigen ihn Furcht und Angst. Er läuft zur Tür und trommelt mit beiden Fäusten daran.

«Die Mutter! ... Die Mutter!»

Lea Leon und Isaak stürzen zu Hilfe. Sie schleppen die Besinnungslose auf das Bett. Baruch liegt verzweifelt inmitten des Zimmers und schluchzt.

Er hört, daß Lea den Isaak zum Vater schickt. Da ist es auch ihm klar, daß er holen, helfen, retten müsse, und er rennt blutübernäßt davon.

«Die Mutter!»

Atemlos kommt er zu Jehuda und tappt auf die Blutflecke: «Die Mutter!»

Ohne zu fragen, hebt ihn der Rabbi auf seine Arme und läuft zu De Silva. Dort soll Baruch sprechen, aber er versteht die Fragen nicht, er hat nur ein Wort: «Die Mutter!»

Hanna liegt bereits reinlich gebettet, als der Arzt und Jehuda ins Zimmer treten; ihre Augen sind halb geöffnet, ihr Gesicht ist so weiß wie die Kissen.

De Silva mahnt die alte Lea leise zu sprechen. Dann beugt er sich zur Kranken nieder und flößt ihr einige Tropfen aus seiner Medikamententasche ein.

«Nicht reden ... nicht rühren ... Ruhe, im ganzen Hause Ruhe!»

«Ich werde Michael de Spinoza draußen erwarten», flüstert De Silva und drängt die alte Lea aus dem Zimmer. Jehuda trägt noch immer den Knaben. Er steht am Fußende des Lagers. Sein Gesicht ist blutleer wie das der Frau. Seine Augen ruhen in Hannas Augen.

Da schweift Hannas Blick nieder auf Baruch, der seinen Kopf an die Schulter des Freundes geschmiegt hat. Auch

Jehuda sieht hinab. Behutsam streichelt er die dunklen Locken des Kindes, das unter der sanften Berührung bitterlich zu weinen beginnt. Dann finden sich die Blicke des Mannes und der Frau wieder. Deboras Augen enthalten eine Bitte. Jehuda legt gelobend seine Hand auf Baruchs Brust und küßt väterlich dessen Stirn. Er sieht, wie sich die Züge der Mutter verklären und wie die Todmüde ruhig atmend einschläft.

Er preßt den Knaben an sich. «Mein Sohn ... mein lieber Sohn!»

Draußen flüstert De Silva, und Michael geht händeringend auf und ab. De Silva tröstet, es sei die Todesgefahr vorüber. Michael schüttelt ungläubig den Kopf.

«Er hat gesegnet meiner Hände Arbeit und erhört mein Gebet, daß mein Name gewachsen ist. Und er nimmt mir die Hälfte und macht zu nichte das Ganze durch die Krankheit. Was soll ich für Freude haben an meinem Besitz, wenn der Engel des Herrn vor der Tür steht und ihr Leben fordert! Bin ich nicht gottesfürchtig gewesen, Rabbi Jehuda, und habe ich nicht allezeit den Namen des Herrn gelobt, daß er mir solche Trübsal sendet unter das Dach? Ist mein Haus nicht dienstfertig gemacht seinem Gebote und ist es nicht von seinem Preise voll! Hab ich je einen Bettler von der Tür gewiesen, hab ich jemals den Sabbath geschändet durch einen Federzug oder durch ein Geschäft?»

«Du bist ein gerechter Mann, Michael.»

«Aber ich weiß, sie ist nicht fromm. Er hat seine Hand von ihr gezogen und sie getroffen mit der Krankheit und mich mit ihr. Denn was ist der Kummer als eine Krankheit, davon man taub wird, wenn man soll hören, und blind, wenn man soll sehen. Ein bekümmerter Mann, ein geschlagener Mann. Jeder hält die Hand auf ihm, ein Kind kann ihn drücken.»

Noch lange jammert Michael. Als er seiner Klagen müde wird, schleicht er hinab zu den Kontorbüchern. Aber sein Kummer folgt ihm, er verrechnet sich und kann keine Ent-

schlüsse fassen. Immer steht jene Stunde vor ihm auf, in der seine erste Frau zu Ouderkerk ins Grab gesenkt worden war. Er hat kein Glück mit den Frauen.

Noch ist er nicht ins Krankenzimmer getreten, De Silva hat Ruhe geboten. Er fürchtet, Hanna tot zu finden. Und doch hält es ihn nicht im Kontor. Behutsam schleicht er die Treppe hinauf und zündet in seiner Kammer die Gebetskerzen an. Lange betet er und gelobt Gott das Doppelte der Summe für die Aufrichtung von «Beth Israel».

«Nur wende ab deinen Zorn von meinem Hause, Herr, und heiße mich nicht auch diese Frau begraben! Ich habe vier unmündige Kinder, und die alte Lea ist gebrechlich.»

Die Walfischbarken kehren mit reicher Beute in den Tranhafen heim. Die Ulmen der Grachten mischen ihr dunkles Grün mit gelben Blättern.

Auf der Houtgracht stehen die Müßiggänger und beobachten die Demolierung von «Beth Israel».

Unweit davon im «Tapeithuis» liegt, regungslos seit vielen Wochen, die blasse Frau mit wundem, schmerzendem Rücken. Das Haus ist still geworden wie ein Begräbnishaus. Scheu blicken die Kinder und schleichen, so oft sie können, auf die Straße. Nur Baruch bleibt bei der Mutter, wenn er von Jehuda kommt. Er hält seinen Schulkram auf einem Stuhl neben dem Bette geordnet. Dort erzählt er der Mutter, dort liest er und schreibt er, während ihre kühle, magere Hand neben ihm am Bettrande liegt und ab und zu seinen Scheitel streichelt. Er sehnt sich nicht darnach, daß die Mutter wieder aufstehe und im Hause schalte. Er will immer an ihrem Bette sitzen, nahe der milden Hand, denn so gehört die Mutter ihm, ihm allein.

*

Jenseits des Ijstromes, auf der breiten Landzunge den Häfen gegenüber, ragen Galgen und Räder. Wenn der

Nord-Ost bläst, trägt er das Geschrei der schwarzen Vögel mit einer Woge voll Modergeruch über die Strombreite gegen das Haarlemer-Tor. Dort bespülen die Wellen des Ij zum ersten Male die Amstelstadt. Dort hebt sich trotzig, auf schwerem Steinsockel, das blaue Haupt, das stärkste Bollwerk des Wallringes. Von seinem Zinnenkranze drohen die dicken Hälse der Stücke gegen die Wasserfläche. In den Schießluken lümmelt die Wache.

Das blaue Haupt beherrscht die Häfen und die Stadt. Seine Turmmauern sind geschwärzt vom Ruße der Salzküchen, allein die Soldaten lassen sich Ruß und Torfgestank gerne gefallen, da das Salzsieden von Bauernmägden ausgeübt wird. Vor dem blauen Haupte liegen drei Schilfinseln im Ij. Das ist eine weniger angenehme Nachbarschaft. Dort nistet bei Möve und Dommel ein gefährliches Volk.

Der jugendliche Wachtoffizier entzündet das Kraut seiner Tonpfeife in einem Kohlenbecken.

«Noch nicht, Speckhals?»

«Noch nicht», ruft der dicke Fähnrich durch die Luke in die Wachtstube hinunter.

Der Offizier gähnt, reckt die Arme, dann klimmt er die Leiter hinauf. Wie er den Kopf über die Plattform hebt, deutet der Fähnrich auf die Gasse nieder.

«Dort kommen sie.»

«Faule Biester! Sie haben Kränz' und Girlanden einem aufgeladen.»

«So einem Krüppel», brummt der Fähnrich.

Der Offizier pfeift auf einem Silberpfeiflein. Polternd drängen die Soldaten heran.

«Du, Koen und Jas, ihr lauft denen entgegen. Tummeln! Trapp! — Sonst alles in Ordnung?»

«Jawoll, Kaptän!»

«Das Haarlemer-Tor ist schon bekränzt, jetzt zieh'n sie die Fahnen auf, auch der Schreiersturm ist fertig und der

hl. Kreuzturm, nur das blaue Haupt! Daß ihr anfaßt! Der Bürgermeister wird's besehen!»

«Jawoll, Kaptän!»

Auf der Straße schälen sie ein dürftiges Männlein aus den Girlanden und geben ihm einen Stoß nach vorwärts.

Kapitän und Fähnrich besprechen die Anordnung. Ganz einfach. Wegen der alten Königin-Mutter aus Frankreich keine langen Geschichten — wenn's wenigstens eine junge Prinzeß gewesen wär! Um jedes Stückrohr einen Kranz und aus den Schießluken die Girlanden, an den Hauptmast die Dreifarb und eine Oranienwimpel, an die vier Eckmaste die bourbonische Flagge und die der Medici.

Die Soldaten bringen das Männlein und wollen melden. «Hinunter», brüllt der Kapitän. «Später! Wenn der Bürgermeister . . »

«Er kommt», unterbricht der Fähnrich. «Noch einer ist bei ihm.»

«Alle Mann an Bord», schreit der Offizier durch die Luke. «Die Farben hoch!»

Die Soldaten binden zunächst den Gefangenen an einen Tisch, dann eilen sie dem Befehle nach.

Während die Maste des blauen Hauptes unter den windentrollten Flaggen zittern, schreiten der Bürgermeister Doktor Gerard Schaap und sein Begleiter langsam auf dem Walle hin, von Zeit zu Zeit die Schritte im ernsten Gespräche hemmend.

«Unwiderruflich morgen, noch vor dem Empfange, wollt Ihr die Rückfahrt antreten?»

«Ich muß in drei Tagen wieder in Paris sein.»

«Ihr entzieht Euch unserm Danke, Mijnheer de Groot.»

«Der beste Dank ist meine Beruhigung. Ich hätte Euch all das nicht schreiben können; so mußte ich reisen.»

«Ja, Euer Brief wäre aufgefangen worden, der Prinz ist mißtrauischer denn je. Er trifft erst morgen, unmittelbar vor der erlauchten Frau ein. Er meidet die Stadt, solange

er kann, trotzdem die Bürger seinen Handstreich längst vergessen haben und genug Monarchisten sogar im Rate und bei den Kompanien sitzen.»

«Schon in Frankreich wäre mein Brief verloren gegangen. Der Besuch der alten Dame und ihr Zusammentreffen mit dem Prinzen gerade in Amsterdam bedeuten nicht allein das demütige Bekenntnis einer Niederlage vor Richelieu: Zustimmung zu der geschmähten Allianz zwischen Frankreich und unserem Vaterlande — sondern sind politische Mission im Dienste des Kardinals.

Amsterdam ist die Burg der Republik; der Haag liegt zu Füßen des Prinzen. Nichts ist dem absolutistischen Plan Richelieus peinlicher als das Beispiel dieses blühenden Freistaates, zumal die französischen Kaufleute allenthalben mit uns rechnen müssen. Setzt sich Frerik Hein die Krone aufs Haupt, hat der Kardinal ein leichtes Spiel.

Übrigens, im Gefolge der Königin befindet sich Pater Franz Leclerc. Gebt nur monarchisch Gesinnte in dessen Nähe, Mijnheer. Wenn der Kapuziner den Eindruck gewinnt, daß auch Amsterdam den Wünschen des Prinzen huldigt, haben wir auf Jahre hinaus Ruhe.»

Die beiden Staatsmänner bleiben stehen. Ihre sinnenden Augen folgen einem Seiler, der sich rückziehend vom schnurrenden Rade entfernt, Hanf aus der Schürze rupft und durch Daumen und Zeigefinger drillt, hundert verworrene Fasern zu einem festen Faden. Daneben dreht ein andrer die Fäden zu starken Leinen. Und weiter unten am Ufer winden etliche Männer gewaltige Taue. Die Seilerbahnen gehören zur Werft der Staaten. Die Taue der Flottentakelung werden hier gedreht: aus dünnen Fäserchen die unzerreißbaren Sehnen der siegreichsten Kauffahrer und Galeonen.

Der Bürgermeister reicht seinem Ratgeber dankbar die Hand.

«Wir werden anordnen, daß mehr Orange von den Masten wehe. Der Kapuziner wird in angemessene Gesellschaft kommen. Es soll den erlauchten Gästen gelb vor den Augen werden.»

«Noch eines, bevor ich mich trenne ...»

«Wollt Ihr nicht noch auf die Zinne des blauen Hauptes kommen, Mijnheer de Groot? Von dort könnt Ihr den ganzen Hafen übersehen.»

«Man wird mich nicht erkennen?»

«Unbesorgt, ich hätte Euch kaum erkannt. Übrigens lauter ergebene Soldaten.»

Sie treten in die Wachtstube. Der Offizier zieht unter tiefer Verbeugung den Hut.

«Eben wollte ich diesen vernehmen, er wurde vor kurzem eingebracht, wir waren aber bis jetzt zu sehr mit der Dekoration beschäftigt.»

Herr de Groot mustert den Gefesselten.

«Er scheint zu schlafen», bemerkt der Bürgermeister.

«Ich will ihn sogleich wecken», fällt der Offizier diensteifrig ein. «Auch zwei andre Sträflinge warten des Befehls, hochmögender Herr. Ich habe Bedenken, sie vor dem Feste freizulassen.»

«Gut, Kapitän, wir kommen gleich wieder.»

Von der Plattform des Turmes aus erklärt der Doktor Schaap den Empfang. Herr de Groot nickt zerstreut und beginnt von der spanischen Rüstung zu sprechen.

«Es soll ein stattliches Geschwader werden, sie haben auch einen trefflichen Führer, Antonio de Oquendo. Wie ich höre, denkt man im Haag an Martin van Tromp. Kennt Ihr den Offizier?»

«Hervorragendes Talent.»

De Groot scheint befriedigt.

Da dringt die Stimme des Kapitäns herauf.

«Lauter, den Namen!»

«Uriel da Costa.»

«Also was war der Grund?»

«Hunger ...»

«Da Costa», flüstert De Groot, «das wäre der jüdische Freigeist! Unmöglich! Ich habe ihn beim Buchdrucker Ravestijn kennengelernt.»

Die beiden Herren steigen hinunter.

«Also du hast deinen Posten verloren und lungerst jetzt in den Straßen! Keiner will dir Arbeit geben — das glaub ich, so einem ketzerischen Hund.»

Der Bürgermeister klopft dem Offizier auf die Schulter.

«Hochmögender Herr, dieses Individuum wagt die Unsterblichkeit zu leugnen», erklärt der Offizier, stolz auf seine jungen Kenntnisse. «Er wird naturellement nirgends zu Verdienst gelassen und hat in höchst defektem Zustande, wie ersichtlich, den vielmögenden Schöppen Keezer van Dort vor dem Rathause anzubetteln gewagt.»

Der Bürgermeister zieht De Groot beiseite.

«Eine unerquickliche Sache», flüstert er.

«Die portugiesische Gemeinde hat ihre Hand von dem Berüchtigten genommen. Seine gewandte Feder könnte nutzbringend verwendet werden, allein man muß das Ärgernis meiden.»

«Laßt ihn laufen», meint De Groot.

«Kapitän, der Jude ist frei.»

«Und diese beiden, hochmögender Herr?»

«Auch sie. Zu bemängeln habe ich: Unser erlauchter Prinz beehrt so selten unsre wohlgesinnte Stadt, daß man billig etliche Oranienwimpel mehr hätte aufziehen können.»

Der Offizier verneigt sich, indes sich die beiden Herren entfernen.

Bald darauf werden die drei Häftlinge entlassen. Da Costa bricht entkräftet auf den Stufen des Bollwerks zusammen. Die beiden anderen heben ihn auf und tragen ihn in eine Schenke.

«Du kannst schreiben und lesen? Wir brauchen einen. Willst du?»

Da Costa nickt.

Sie warten, bis es Nacht wird. Dann klettern sie über den Wall. Ein leiser Pfiff. Von der Schilfinsel stößt ein Kahn ab und führt sie hinüber.

Jenseits des Stromes flattern die Galgenvögel kreischend

auf. Ein verfaulter Strang hat die Bürde nicht länger tragen können.

Auch das Landstreichervolk, das zwischen Weiden und Schilf Zuflucht sucht, ist von seiner Nachbarschaft nicht sehr erbaut: Rad und Galgen jenseits, das blaue Haupt und die Seilerbahn diesseits.

Doch irgendwo muß es ruhen können, und das Schilf ist warm und dicht.

Noch am selben Abend hat Doktor Gerard Schaap bei Pieter Keezer vorgesprochen. Meutje Ka, zur Zeit Schöppin und Frau eines angesehenen Mitglieds der großen Kompanie, zerfließt in Wohlgefallen. Sie hat ihren Gatten so dringlich aus dem Kontor rufen lassen, daß er atemlos in Schlafrock und Nachtmütze hereingepoltert kommt. — Welch auszeichnender Besuch! Und nicht einmal von Geschäfts wegen! Ihm persönlich gilt die Ehre, ihm, dem beredten Oranierfreunde, wie Doktor Schaap sich ausdrückt. Für sie sei morgen ein doppelter Festtag, denn auch er, der Bürgermeister, schließe sich mit Leib und Seele der politischen Richtung des Herrn Keezer an.

Keezers Herz schwillt!

Der freimütige Gast meint, daß es hoch an der Zeit sei, dem erlauchten Prinzen zu beweisen, wie treugesinnt die Amstelstadt wäre. Pieter Keezer entbrennt. Auch den Franzosen sollte ein deutliches Bild dieser Gesinnung eingeprägt werden. Der Schöppe ist kaum zu halten. Heute noch, je eher, je besser! Er schreitet hoch aufgerichtet vor Schaap auf und nieder, preist die Weisheit des Bürgermeisters und beteuert seine grenzenlose Ergebenheit.

Gerade von den Franzosen würde die Oraniertreue der Amsterdamer beargwöhnt, insbesondere von der französischen Geistlichkeit. Der Kaufherr hat hierfür nur entrüstete Schreie.

Dann empfiehlt sich der Bürgermeister voll Genugtuung, so treue Herzen in Amsterdam zu wissen. Er läßt den Schöp-

pen in Nachdenklichkeit zurück. Plötzlich erhellten sich die Züge Keezers. Er verlangte seine Straßenkleider. Als Meutje Ka ihn betroffen fragt, brummt er etwas von politischen Geheimnissen und eilt in die Brauerei zum blauen Wal. Wahrlich der Prinz soll seinen Ohren nicht trauen!

Doktor Gerard Schaap machte an diesem Abende noch einige Besuche.

*

Die «Burg der Republik», wie Hugo de Groot Amsterdam genannt hatte, trägt monarchisches Festgewand. Die Orangisten, durch den Schmuck der öffentlichen Gebäude bestärkt, können sich nicht genugtun an ihrer Lieblingsfarbe. Die Republikaner, meist den gelehrten und adeligen Kreisen angehörig, halten naturgemäß zurück. Also hat der königsgesinnte kleine Mann freies Feld und vor allem die geistlichen Herrn, so Gleichheit nur in jener hoffnungsvollen Domäne, die nicht von dieser Welt ist, anerkennen.

Die Luft ist begeisterungsschwanger. Der Schöppe Keezer hat dem Bürgermeister bereits eine kleine Ovation veranstaltet, und Gerard Schaap hat sie lächelnd als eine Generalprobe hingenommen.

Wie das Admiralsschiff des Prinzen vom blauen Haupte aus sichtbar wird, donnern die Stücke ihren Salut, der nicht eher verstummt, bis vom Prinzenschiff die Treppe fällt, und Friedrich Heinrich in die goldene Ratsbarke hinabsteigt. Glockengeläute, vom Ufer her Geschrei, allenthalben Oranienwimpeln und Oranierbänder.

Der Prinz ist erstaunt über die Wärme der Amsterdamer und hört mit steigender Befriedigung die wohlgesetzte Rede des treuergebenen Bürgermeisters. Schließlich glättet sich seine erregte Spannung zu einem blassen Lächeln. Er tadelt, daß die Bourbonischen Lilien und die Pillen der Medici schier erstickt würden von der Nassauer Farbe. Doktor Schaap verteidigt seine Absichten, die dem Geschmacke

des Prinzen entgegen gekommen wären, allein die Begeisterung für das Fürstenhaus sei nicht einzudämmen gewesen, die Macht eines Bürgermeisters im Freistaat sei beschränkt. Der Prinz grüßt vom erhöhten Achterdeck nach allen Seiten. Immer neue Prunkkähne umkreisen die Ratsbarke und ihre Insassen, bestreuen das Wasser mit Blumen und füllen die Luft mit Jubelrufen.

Ein neuer Salut verkündet die Ankunft des anderen hohen Gastes.

Maria dei Medici, die alternde Mutter Louis XIII., zeigt eine geradezu jugendliche Wärme. Sie umarmt den Prinzen, hört liebenswürdig die Begrüßungsworte und dankt mit hinreißender Lebhaftigkeit.

Das Steuer der Ratsbarke führt die Gäste in die Kaisers-Gracht.

Brücken und Stege sind abgebrochen; an ihrer Stelle schwingen sich hohe Triumphpforten über den breiten Kanal und tauchen Blumengewinde in das Wasser, gleich schwergerafften Vorhängen. Auf einigen Bögen harren Blumenkörbe, die ihren duftenden Inhalt über die Barke ergießen, so daß sie selbst bald einem schwimmenden Blütenkorbe gleicht. Die Ufermauern sind mit Teppichen verhängt und tragen auf hohen Kandelabern lodernde Pechpfannen.

Maria dei Medici ist entzückt von dem Schauspiele, ihre Lobesworte gelten nicht allein dem verschwenderischen Schmucke, auch den prunkvollen Fassaden der Kaisers-Gracht: sie sei bestürzt, aufs höchste überrascht, dergleichen wäre in ganz Europa nicht zu finden. Diese Giebel, die mit den Renaissancedenkmälern Toskanas wetteiferten, in schier endloser Reihe, ein Prachtgebäude des andern würdig!

Auch der Prinz scheint für Amsterdam erwärmt.

Die Barke gleitet langsam an der Wester-Kirch vorbei. Da haben die Schützengilden Aufstellung genommen. Sie grüßen mit Ehrensalven. Wenige Schritte vom Ufer ragt eine Tribüne. Die vornehmen Frauen huldigen, Lorbeer- und Palmzweige schwingend. Kleine Mädchen treten ans

Ufer und werfen singend Rosen in das Wasser. Der Turm der Wester-Kirch ist in ein Laubpostament verwandelt, das die Kaiserkrone trägt. Und die Glocken dröhnen feierlich aus dem Grün. Die Königin-Mutter vergießt Tränen der Rührung: die Krone der Wester-Kirch war ein Geschenk ihres kaiserlichen Urgroßvaters Karl gewesen, als er das letzte Mal in Amsterdam weilte.

Die goldene Ratsbarke wendet, geführt und gefolgt von zahllosen Prunkkähnen, in die Binnenamstel. Der Platz zwischen Amstel und Singel ist in eine ländliche Szene verwandelt. Ein kurzes, süßes Versspiel verherrlicht die Freuden des Landlebens. Amstelbürger kommen auf Kirmesbesuch, ein französisches Ballett tanzt in ländlichem Kostüm. Und dann drängt alles zur Seite, die Amsteljungfrau, die einem Triumphwagen entsteigt, ehrfürchtig zu grüßen. Allein sie verwehrt jede Huldigung ihrer Person, führt Bauern und Bürger an das Ufer, und Bürger und Bauern sinken geblendet vor den Herrschaften auf die Knie.

Doktor Gerard Schaap hatte in letzter Stunde diesen Schluß angeordnet.

Die Gäste, namentlich die Franzosen, geraten außer sich vor Verwunderung — wer hätte dergleichen bei diesen niederländischen Barbaren für möglich gehalten! Man umdrängt den Bürgermeister, der bescheiden jedes Lob zurückweist.

Sie landen vor dem großen Scharfschützenhofe, der Kloveniers-Duhle, wo das Festbankett bereitet ist. Was Europa an seltenen Speisen und Getränken bieten kann, wartet hier in Überfülle.

Der Kapuziner Franz Leclerc sitzt neben Pieter Keezer. Er sucht vergeblich in dem so unbefangenen Gemüte eine oranienfeindliche Faser anzuklingen. Schließlich wird der Schöppe fast beleidigend. Welch unerwartete Gesinnung! Auch bei der übrigen Nachbarschaft sieht Pater Franz seine Vermutungen betrogen.

*

Die Baugerüste von «Beth Israel» glitzern samtig bereift. Nach schwerem, wochenlangem Nebel hat die Sonne ihr blutrotes Gewand zerrissen und strahlt.

Das stille «Tapeithuis» ist gänzlich verstummt.

Michael liegt auf den Knien, das Gebettuch hängt von seinem Scheitel, seine übernächtigen Augen verfolgen die Trostworte des Psalters.

In einer entlegenen Kammer kauern die Kinder bei Lea Leon, und die Alte erzählt unaufhörlich vom Tode ihrer Rachel. Eingeschüchtert horchen die Kinder, sie sind zufrieden, eng beieinander hocken zu können.

Nur Baruch bleibt nicht. Er huscht immer wieder davon und schleicht hinüber. Vor der Tür lauscht er, dann öffnet er leise und nähert sich vorsichtig der Mutter.

Vielleicht!

Der ungewohnte Nardenduft beklemmt seine Brust, wenn er sich über das bleiche Gesicht beugt.

Warum sie die Hände unter das große, weiße Tuch versteckt haben? Vielleicht, wenn man das Tuch aufrisse und die Hände befreite!

Damals war es so fürchterlich, wie das Blut aus ihrem Munde stürzte, und sie hat doch bald wieder gelächelt, wenn er bei ihr saß. Jetzt ist es so still gekommen, als ob sie nur vergessen hätte aufzuwachen.

Er legt seine kleine Hand auf ihre Stirn, er schaudert zurück. Kalt! Es befällt ihn Angst, wie damals, er möchte rufen, aber die andern fürchten sich vor der Mutter. Immer ratloser wird sein Herz.

Die Mutter kann nicht so regungslos liegen bleiben, sie muß wieder erwachen... muß die Augen aufschlagen, lächeln, ihn streicheln...

Warum hat der Vater ihr die Augen zugedrückt? Vielleicht ist sie nur schwach und kann die Lider nicht aufschlagen. Baruch schleicht auf den Zehen zur Mutter zurück.

Wenn er ihr hülfe, wenn die Sonne in ihre Augen schiene!

Ganz leicht berührt er die Wimpern, die scheinen nicht so

kalt wie die Stirne. Aber das Auge ist fest geschlossen. Sie wird nur zu schwach sein.

Er schiebt das Lid zurück und schaut einen Herzschlag lang angstvoll in das Auge, auf dem die Sonne gleißt. Da überfällt ihn das Grauen, das Entsetzen des Todes. Er flieht in einen Winkel, sinkt nieder und zieht eine Decke an sich. Seine Augen sind weit und starren hinüber.

Das ist die Mutter nicht ... nicht die Mutter ... wo ist die Mutter!

So findet ihn Rabbi Jehuda. Der Rabbi nimmt ihn an sich und sucht ihn unter stummen Liebkosungen zu besänftigen.

«Das ist die Mutter nicht ... wo ist die Mutter», wimmert Baruch.

Jehuda hat keine Antwort, er streichelt ihn nur leise.

«Sei still, Baruch, sie schläft.»

Da kämpft es sich aus dem Kinde: «Sie schläft nicht! Rabbi, das Auge!»

Jehuda tritt an die Bahre.

«Du hast, Baruch?»

«Ich habe ihr helfen wollen ... wo ist die Mutter, Rabbi!»

Jehuda schließt das tote Lid, er kniet zu Baruch nieder, beide weinen bitterlich.

Michael bringt die Klageweiber herein. Er ist erstaunt, Jehuda und Baruch bei der Leiche zu treffen.

«Er soll zu den Kindern hinüber.»

«Laßt ihn mir für die erste Zeit, Michael. Es wird ihm leichter werden.»

«Nimm ihn. In deine Hand sei er gegeben.»

Bald hallt das Haus von dem lauten Geschrei. Trauergäste poltern die Stiege hinauf. Die Kattafim, die Träger, schleichen herein. Sie haben dicke Tücher um die Füße gebunden, denn das Gesetz gebietet, unbeschuht die Toten zu tragen. Zuletzt kommt Aboab. Er hält die Leichenrede im Hause des frommen Michael, da «Beth Israel» noch nicht die Bahre überdachen kann.

Dann wird Hanna auf einen Schlitten getragen, dem eine lange Reihe von Wagen hinaus vor die Stadt nach Ouderkerk folgt.

Die Kattasim streifen den Rauhfrost von den verdorrten Gräsern des Judenfriedhofes.

Durch die klare Novemberluft raunt der Psalmvers:

Siehe, meine Tage sind eine Handbreit bei dir,
und mein Leben ist ein Nichts vor dir.

Sie versenken Hanna Debora.

«Sie möge kommen zu ihrem Friedensort!»

Dann fallen die Schollen.

Michael geht, auf Jehuda gestützt, durch die Doppelreihe der Trauergäste.

«Mag der Herr sie trösten mit allen denen, die klagen um Zion und Jerusalem», murmelt es an ihre Ohren.

Jehuda drängt zurück zu Baruch, er zieht Michael schnell weiter.

Als Letzte verlassen die Kattasim den Friedhof. Sie raufen dürres Gras vom Boden und werfen es über die Schulter zurück.

Ein Jahr nach dem Empfange Marias dei Medici prangt Amsterdam neuerdings im Festschmuck, allein die Dreifarb übertönt Nassau.

In Feiertagskleidern spazieren die ansehnlichen Bürger, ihre Gattinnen am Arme, durch die stolzesten Straßen der Stadt. An ihnen drängen die Geringen und Ärmsten vorbei, Übermut auf den Lippen und in den Augen. Um hervorragende Persönlichkeiten staut sich die Menge. Man verlangt ein Wort zu hören und lauscht gehobenen Gefühles den Reden der Ratsherren und Kompanieregenten. Die bewegen sich immer um denselben Gegenstand und enden immer mit den gleichen Jubelrufen. In aller Augen glänzt freudiges Kraftbewußtsein.

Am Dam vor dem Rathaus stehen Faßungetüme, drei lange Reihen. Rat und Kompanien lassen zu jedermanns freiem Begehr hellschäumiges Bier schenken. Bei der Börse werden zwei fettriefende Ochsen gebraten, um die das berauschte Volk indianische Tänze führt. Männer, Weiber, Kinder lagern vor den Fässern, schreiend, balgend, gröhlend. Sie wanken immer mühsamer zu den unversieglichen Quellen, bis sie sich, kraftlos lallend, im saueren Unrate wälzen.

Die angesehenen Bürger spazieren den Dam entlang und haben an dem kurzweiligen Schauspiele ein Ergötzen.

Trotz des Freitrunkes sind die Schenken überfüllt.

Flugblätter werden verstreut. Auch vor die finstere Winkeltaberne «Zum güldenen Papegoy» verirrt sich ein Austräger und wirft eine Handvoll bedruckter Papiere durch den Türspalt.

Den engen Raum füllen zwei lange Tische, und blauer Qualm verschleiert die beiden Talglichter.

Ein Riesenkerl, dessen Kinn in einer Wollbinde versinkt, lugt aus verquollenen Lidern zu einem Kahlkopf hinüber, ängstlich und doch mit einem Anflug von Trotz. Um die Lippen des Kahlen zuckt ein leichter Spott.

«Also, du meinst, wir sollen ihn vors Siechenhaus legen.»

«Mein ich», antwortet der Bursche. «Ich kann's nimmer anschauen, er hält den Winter nicht aus.»

«Ist er aber fort, kommt er nie wieder.»

«Du bist auch so gelehrt, und er geht uns drauf. Ihr müßt nur nicht vergessen, er hat uns ... geliebt als wie ...»

«Die Mutter!» So brüllen alle auflachend.

«Jawohl ... wie die Mutter», greint der Riese.

Allgemeines Gejohle.

«Nun flennt er wieder! So besoffen!»

«Du wirst ihn wohl selber vors Siechenhaus schleppen, über den Wall hinüber?»

«Will ich! Werd ihn tragen auf diesen starken Armen da, treu, ja treu, wie eine Mutter ihr Kleines.» Er schluchzt und dicke Zähren rollen ihm über die gedunsenen Wangen.

Der Wirt wirft die Flugblätter auf den Tisch. Die meisten Gäste rühren nicht daran, sie verachten Druckerschwärze. Der Kahlkopf aber und noch zwei beginnen zu buchstabieren.

«Es geht nach dem Ton: O Christnacht.»

Der Riese heult laut: «O Christnacht ...»

«Das ist was für deine Gefühle, Troetelkind. Du sollst mitsingen! Der Uriel hat dich doch lesen gelehrt!»

«Wie ... wie eine Mutter», greint ein anderer nach.

«Wie die großen Herrn wollen wir's machen», krächzt der Hagere heiser. «Zuerst die Festrede, dann das Gebrülle.»

«Der dürre Maan kennt sich aus! War selber so ein Feiner! Advokat! ... Sei still mit deinem Flennen, Troetelkind!»

Der dürre Maan verlangt zuerst ein Glas voll. Dann klingt er an und dienert nach allen Seiten.

«Edelvermögende, hochwürdige, fürsorgliche, ehrsame, hochgeborene, sehr diskrete Herren!»

Gelächter.

«Endlich ist wieder eine Gelegenheit gefunden, unsere arbeitsmüden Mägen unter seltenen Gerichten zu kasteien. Der Admiral Tromp hat fünfzig Spanier gekapert. Das ist der größte Aderlaß, den wir an den Erbfeinden exekutieret, seit Pieter Hein die Silberflotte ausgeraubt hat.

Ehrwürdige, Edelvermögende, das wird unsere vollen Beutel zwar noch immer nicht zum Platzen bringen, aber jedennoch merklich ründen. Und nicht nur uns, sondern auch den armen Schluckern soll's zugute kommen. Wir bauen ein neues Spinnhaus und vergrößern das Rasphaus.»

Brüllen.

«Fürsorgliche, sehr Diskrete! Ihr wisset, daß unser lieber Schöppe Real die Inseln beim Blauen Haupte gekauft hat. Er will nun Tromp zu Ehr und Preis der dortigen wohlbeleumdeten Bevölkerung Paläste bauen aus Marmelstein und heiligen Zedern vom Libanon.»

Da unterbricht ihn der Riese: «Jawohl! Ausräuchern werden sie uns wie Fledermäuse, und meiner Mutter Sohn wird nicht wissen, wohin er sein Haupt legen soll.»

«Red, was du willst, dürrer Maan, der wird gerührt!»

«Darum, Ehrsame, so wollen wir die ersprießliche Veranlassung im Liede feiern. — Ich, das greinende Troetelkind, der rote Ram und der, zum wahren Glauben bekehrte, Saam Tulpenboom, als die vier Schriftgelehrten, singen vor.»

Sie beugen sich nahe der kargen Lichtquelle über die Flugblätter.

«Auf dreizehn Schiffen unsre Jungen,
die haben fröhlich nur gesungen,
als Martin Tromp sie führt auf See.
  Ja, führt auf See.

Sie kannten wohl die span'sche Wehre
und wußten wohl, für Hollands Ehre
zu sterben, das tut keinem weh.
  Ja, keinem weh.

Tromp sah die Wellen hoch aufschäumen.
Ein Wald von span'schen Segelbäumen
braust gegen dreizehn Schifflein her.
  Ja, Schifflein her.

Doch unsre braven Hollandjungen,
die haben fröhlich nur gesungen:
Für Holland sterben ist nicht schwer.
  Ja, ist nicht schwer.

Bei siebzig dicke Gallionen!
Die wöllen keinen Mann verschonen
und brüllen laut aus eh'rnem Mund.
  Ja, eh'rnem Mund.

Fünfzig hat Tromp an sich gerissen.
Bei zwanzig haben lernen müssen,
zu modern auf dem feuchten Grund.
  Ja, feuchten Grund . .»

Troetelkind kann vor Rührung nicht weiter, aber die andern singen um so lauter.

*

Rabbi Jehuda setzt das Rillmesser an ein wirbelndes Holzstück; lockige Spähne fliegen hoch auf. Baruch tritt den Radhebel.

Der Tempel Jerusalems steht beinahe vollendet vor dem Fenster.

Jehuda drechselt das große Waschbecken des Vorhofes.

Lange haben beide geschwiegen, der Gelehrte in seine Handarbeit vertieft und Baruch mit ernstem Blicke beobachtend, wie sich die Holzscheibe tiefer und tiefer höhlt.

«Du hast gesagt, Rabbi, daß dich die Drechselkunst ernähren könne.»

«Ja, Baruch.»

«Du hast mich damals den Spruch des Rabban Gamaliel gelehrt.»

«Hast du ihn behalten?»

«‚Es ist löblich, die Wissenschaft mit einem Broterwerbe zu verbinden.' — Aber du erwirbst dein Brot nicht mit Drechseln.»

Der Rabbi blickt auf.

«Doch könnte ich.»

Baruch senkt unzufrieden den Kopf.

«Du hast gelehrt: Gott spricht zu uns durch den Mund des Weisen. Ist es also nicht Gottes Gebot?»

«Nein; Gamaliel rät nur. Er sagt, es sei löblich.»

«Rabbi, du sagst: Sonne und Erde sind nichts vor Gott, denn er hat sie geschaffen durch einen Hauch seines Mundes, kann Gott auch raten? Ist nicht ein jedes Wort aus dem Munde der Weisen Gebot?»

Jehuda schaut Baruch betroffen an.

Was für Gedanken leben im Herzen dieses Knaben! Hat die junge Brust von dem Samen des Giftkrautes empfangen, dessen Fieberduft ihn, den Mann, friedlos von Buch zu Buch hetzt? Hat er unbewußt diesem früh gereiften Kinde, dem Seelenvermächtnisse Hannas, das gefährliche Beispiel gegeben? Wird der Mutter grüblerischer Geist in dem Knaben lebendig? Ihr Geist, der ihn, den Gottgeweihten, umfangen hatte wie eine heimliche Braut, dem alle Gefühle entgegen geströmt waren, wie die Flut durch zerrissene Deiche.

Baruch ist ängstlich zurückgetreten.

«Habe ich dich gekränkt», fragte er schüchtern.

«Nein, Baruch. — Deine Fragen gleichen Vögeln, die in die Sonne fliegen wollen. Sie können ihr Ziel nicht erreichen.»

Baruchs Züge werden klar, das Bild erfreut ihn.

«Ist es nicht denkbar», vollendet der Rabbi, «daß sich ein Gott, vor dem die Sterne ein Hauch sind, gütig neigen und zu den Menschen menschlich reden könne, wie er zu den Gestirnen mit schöpferischer Gewalt spricht?»

Baruch nickt, er ist befreit, die Größe Gottes scheint ihm nicht angetastet.

Da tritt Morteira in die Kammer.

«Verzeiht, Rabbi Jehuda, daß ich ohne Erlaubnis eintrete, dort wo ich sprechen höre. Ich muß mit Euch reden.»

Jehuda faßt sich schnell.

«Dies ist der Sohn des Spinoza.»

«Ich muß mich entschuldigen, ich habe an dem Gespräche ungerufen teilgenommen. Der Knabe scheint gut veranlagt.»

Jehuda wird unruhig. Er weist dem Knaben eine Arbeit zu, dann führt er den Gast in sein Studierzimmer.

«Offenbar kann ich Euch in einer dringenden Sache dienen, Rabbi Morteira.»

«Eine interessante Mitteilung nur. Wir stehen unmittelbar vor einem Ziele, das für die Gemeinde nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Da Ihr von vornherein mit der Angelegenheit vertraut wart, halte ich es für meine Pflicht, Eure Meinung einzuholen.»

Jehuda errötet. Morteira fährt lächelnd fort:

«Meine Voraussage ist erfüllt. Der große Sünder ist zermürbt. Er wird keinen Mord mehr versuchen, um prahlerisch mit seinem Namen zu glänzen.»

«Da Costa?»

Chacham Morteira sinkt gemächlich in einen Armstuhl nieder.

«Vor einigen Wochen hat man ihn auf der Straße beim Siechenhause der Armen gefunden und hat ihm — unbegreiflich — Aufnahme gewährt. Die Herren tun sich viel zugute auf ihre Armenpflege. Übrigens muß Da Costas Natur vortrefflich sein, denn er war bereits seiner Genesung nahe, als man uns Mitteilung gemacht hat. Aboab hat dann seine Auslieferung gefordert.»

«Und er ist noch nicht gesund», stößt Jehuda hervor.

«Gesund — beinahe. — Wir haben seine Pflege versprochen, der Armenrat Doktor Tulp hat darauf bestanden. Allein kein Gläubiger will die Tür vor dem Unreinen öffnen. Ihn

aber in die Hände der Gojim zurückweisen, ist gefährlich: Ihr wißt, Leon, er hat zwei Christen vom Übertritte abgehalten. — Die Buße allein soll ihn retten. Er ist nicht weit von williger Unterwerfung. Ich habe ihn gesehen. Sein Auge ist matt, wie das einer Hündin. — Ein zweiter Grund, ihn von den Gojim fernzuhalten, bevor sein Blick erstarkt: es bedarf nur eines geringen Zuspruches von seiten des Mannes, dem er vertraut, und die Synagoge wird triumphieren.»

Um Jehudas Lippen zuckt es, er will den Handel abweisen, da hört er Baruch hämmern. Morteiras berechnender Blick ist auf den Knaben gefallen, sie würden ihm das Kind entreißen, wenn er sein Gefühl verriete. Er senkt die Augen. Morteira nimmt das für Zustimmung.

«Ich habe Da Costa in der Nähe Eures Hauses gesehen, bevor ich herauf bin. Er drückt sich an die Mauer wie ein Dieb. Man mußte ihm zuvorkommen, um Euch aufzuklären, Euer weiches Herz vorzubereiten, er ist gänzlich verwildert und zum Skelett abgemagert.»

Jehuda wird blaß vor Empörung. Allein er hat gelernt, sein Herz zu verheimlichen. Morteira ist in sein Haus eingedrungen, weil ein Elender seine letzte Zuflucht sucht. Morteira will zugegen sein, wenn Da Costa für den siechen Leib und seine gefolterte Seele Schutz findet. Seinen Einfluß will der Chacham genommen haben. Er mißtraut ihm seit jenem Gelöbnisse.

Die Angst um Baruch befällt Jehuda mit neuer Gewalt. Um das Vermächtnis Hannas muß er kämpfen, um das reinste Glück seines Lebens, das sich gramvoll nach gestaltender Kraft gesehnt hat, um das beseligende Erlauschen eines aufklingenden, hochgearteten Wesens. Vor Baruch muß Da Costa fallen.

«Euer Urteil über den Erbarmungswürdigen», kommt es trocken von Jehudas Lippen, «wird untrüglich sein. Ich werde nicht zurückstehen und den Ruhelosen zum Frieden führen.»

Morteira atmet auf. Das Schweigen hat ihn für seinen

Plan, auf den er öffentlich den ganzen Einfluß gesetzt hatte, fürchten lassen.

Er öffnet die Tür. Sie hören Geräusche von der Stiege her.

Über die Schwelle tastet, in Lumpen gehüllt, Da Costa. Er lehnt erst zögernd an dem Pfosten und blickt aus tiefen Höhlen, demütig zu Morteira hinüber.

Jehuda ergreift seine heiße Hand und will ihn zu einem Stuhl führen, allein Da Costas Augen lassen nicht von dem Feind. Er umklammert wortlos Jehudas Arm und gleitet auf die Knie nieder, unverwandt den jammervollen Blick zum Chacham erhoben, immer fester an Jehuda drängend.

«Wer einen Bußfertigen von sich stößt, hat die Gnade des Herrn verwirkt», flüstert Morteira.

«Bußfertig . . .» murmelt Da Costa.

Dann schleicht der Chacham fort. Jehuda zieht den Zitternden auf den Stuhl.

«Baruch!»

Der Knabe öffnet die Kammer und bleibt erschrocken in der Tür stehen.

«Wer ist das?»

«Ein Kranker. Gib ihm zu essen und zu trinken.»

Da Costa umklammert immer noch die Hände Jehudas. Der Knabe bringt Wein und Brot.

«Nimm, kranker Mann.»

Des Abgemagerten Gesicht erhellt sich. Er ißt und trinkt hastig. Er blickt dabei in die Augen Jehudas.

«Laßt mich schlafen, Jehuda», sagt er dann tonlos.

Der Rabbi will ihn zum Ruhebett führen. Da Costa sieht einen Haufen Hobelspäne durch die Kammertür.

«Dort, Rabbi.»

Sie geleiten ihn zu dem erwählten Lager. Er sinkt aufseufzend nieder. Sein Blick schweift langsam über Jehuda und Baruch, dann trifft er das zierliche Bauwerk.

«Der Tempel . . .»

«Der Tempel der heiligen Stadt», bestätigt Baruch stolz.

«Auch ich habe einen Tempel gehabt. Der liegt in Schutt und Asche.»

Er läßt seinen Kopf auf die Späne sinken.

Und der Rabbi führt den fragenden Knaben hinaus.

*

Stolz ragt der hohe Giebel von «Beth Israel» über den Dächern der Judenbuurt.

Im Betsaal stehen Männer und Knaben dicht gedrängt und hinter den Gittern der Galerien die Frauen. Inmitten des Saales, vom umzäunten Predigtstuhl aus, spricht Morteira. Er kämpft gegen Leviathan in kurzen, rauhen Sätzen, die dem Knollendorn der Wüste gleichen. Spärlich sprießen die Bilder seiner Rede und sie sind brandrot, wie die Blüten des Wüstendornes. Bangigkeit lagert auf allen Mienen, man atmet befreit, als er geendet hat.

Die Gemeinde harrt im Schweigen. Dann vernimmt man drei Schläge am Tor. Leises Murmeln.

Sie bilden eine Gasse. Jehuda eilt zur Tür und öffnet für Da Costa. Er geleitet den Büßer in die Umzäunung, reicht ihm die schwarze Kerze und das Sündenregister. Da Costa beginnt laut zu lesen. Endlos ist die Zahl seiner Sünden. Seine Stimme wird matt. Er verdammt sein Leben, er bekennt, des tausendfachen Todes schuldig zu sein.

Er stockt und blickt auf. Die schwarze Kerze flackert in der Büßerhand.

Jehuda steht vor ihm. In den Augen des Rabbi zittert ein feuchter Schimmer. Da wird die Stirne Da Costas glatt. Es ist ihm, als büße er für viele, für alle die Unzählbaren, die mit dem Gotte der Menge fruchtlos gerungen haben und verblutet sind, heimlich und vor der Welt.

Er liest mit gehobener Stimme zu Ende.

Dann führt ihn der Küster an einen Eckpfeiler. Seine Hände werden daran gebunden. Der hagere Rücken wird entblößt.

Die Gemeinde singt:

«Herr, deine Pfeile stecken in mir
und deine Hand drücket mich.»

Es fallen die ersten Riemenstreiche.

«Nichts Reines ist an meinem Leibe vor deinem Zorn,
kein Frieden ist in meinem Gebeine vor meiner Schuld.

Denn meine Sünden sind turmhoch über mir,
und ihre Bürde drückt mich zu Boden.

Meine Wunden stinken,
meiner Torheit eiternde Beulen.

Krumm geh ich, zum Staube gebückt,
schwarz ist mein Tag vor Trübsal.

Denn meine Lenden verdorren ganz,
nichts Heiles ist an meinem Leibe.»

Schlag auf Schlag. Da Costas Rücken wird rot. Der Büßer preßt seinen Scheitel an den kühlen Pfeiler, er stöhnt leise. Dann ruhen die Arme ermüdet. Man bindet ihn los und bedeckt die Striemen. Da Costas Nacken bleibt gebeugt. Sein Blick stiert zu Boden. Über seine Wangen jagen Röte und Blässe. Er schlottert am ganzen Leibe.

Sie ziehen ihn zur Schwelle, er streckt sich nieder, drückt sein Gesicht an die Fliesen. Die Gemeinde geht über ihn hinweg.

Wortlos drängen sie in tiefer Erregung dem Ausgange zu. Nur das Schlürfen der Schritte belebt die Luft.

Unter den Letzten kommen Jehuda und Baruch. Baruchs Augen sind voll Tränen.

Er bleibt vor Da Costa stehen.

Die andern blicken erstaunt auf den Knaben und keiner will weiter.

Da kniet Baruch nieder. Er legt schluchzend die Hände auf das büßende Haupt.

Da Costa hebt den Kopf unter den Händen. Er erhebt sich auf die Knie und schaut mit weiten Augen zu dem tränennassen Gesicht des Kindes empor, als träume er.

Er streicht langsam über die Stirn, tastet nach Baruchs Händen, er umklammert den Knaben und birgt das Gesicht an seiner Brust.

«Baruch ... Gesegneter ...»

Niemand wagt einen Schritt. Verhaltenes Schluchzen nur aus dem Saale und von der Straße her.

*

Da Costa bewohnt eine Kammer in Jehudas Haus.

Nach seiner Entsühnung war er in den Rattenkeller geschlichen und hatte vergrabene Schätze gehoben: Bücher, Schriften, den Degen.

Er war ein schweigsamer Hausgenosse des Rabbi geworden.

Jehudas Haus gleicht seinen Bewohnern: lautlos und verschlossen vor der Tagesstimme scheint es eine Burg des Friedens und ist doch eine heimliche Brandstätte.

Wochenlang ist Da Costa nicht zu erblicken, dann wieder tritt er täglich bei Jehuda ein, oft ohne Gruß, und verweilt eine Zeit.

Forscht Jehuda nach seinem Begehren, so schüttelt er den Kopf. Er wolle nur eines Menschen Nähe.

Er liegt stundenlang auf dem Ruhebett in des Rabbi Studierzimmer und beobachtet den Gastfreund.

Hie und da gibt er, über eine Talmudstelle befragt, Aufschluß. In dürren Worten nur, ganz anders als früher, wo sein Überschwang bei jedem geringen Anlaß die Kellermauern hat erschallen lassen.

Er geht unvermittelt, wie er gekommen ist.

Baruch vermeidet er.

Einmal ergreift der Knabe doch seine Hand und bittet ihn

zu bleiben. Er soll den Tempel der heiligen Stadt bewundern, da er vollendet ist.

«Du hast auch einen Tempel gebaut», erinnert Baruch, «er ist dir verbrannt. War er so schön wie dieser?»

«Schön.»

«Warum hast du ihn verbrennen lassen?»

Über Da Costas Augen sinkt es.

«Sein Fundament war aus den Trümmern der anderen Tempel errichtet. Ein schlankes Säulenwerk ist darauf gewachsen, gekrönt von leuchtenden Kuppeln ... Dort sollten die Menschen lustwandeln, befreit von dem Alp eines tausendjährigen Schlafes. Ihres höchsten Glückes, der Schönheit, Orgeltöne sollten die Luft erfüllen. Ihrer höchsten Sehnsucht, des Wahrheitsdranges, Glockenspiel sollte in die Orgelklänge einfließen, eine nahverwandte Melodie. Da sind aus den Trümmern des Fundaments die Flammen, die dort gelegen hatten, gebrochen. Die haben Säulen und Kuppeln verschlungen.»

Baruch lauscht verwundert.

«War es ein wirklicher Tempel wie dieser, so fest gebaut», fragt er.

«Auch du zweifelst an meiner Baukunst», kommt es zurück.

Da Costa faßt den Arm Baruchs und fragt hart:

«Warum bist du nicht über mich hinweggeschritten wie die andern?»

«Du hast mir leid getan», antwortet der Knabe laut, als müsse er sein Gefühl verteidigen. «Und den andern hast du auch leid getan, denn sie sind dann stehen geblieben.»

Da senkt Da Costa seine Stirne und geht schweigend fort, als sei er geschlagen worden wie damals.

An diesem Abende hat Da Costa die Blätter seiner Biographie aus dem staubigen Bücherhaufen herausgegraben.

Immer erregter folgt er den kunstvollen lateinischen Satzgebilden. Als das Fragment beendet ist, wirft er es unter bitterem Gelächter auf den Tisch.

«Abtun die großen Falten, den Kothurn von den Füßen! Die schlechtesten Schänken sind von den lautesten Worten voll. Ein Leben, erfüllt von Gedanken der Ewigkeit, erntet das Mitleid eines Knaben! — Kläglich, unwürdig der Gedanken, die es getragen hat!»

Er schneidet eine Feder und schreibt die Nacht hindurch kunstvolle lateinische Satzgebilde, in zierlicher Schnörkelschrift. Als spielte er mit dem eigenen Herzen, wie er in seiner Jugend getan, um in der Wollust eines Schmerzes zu schwelgen.

So wird das Fragment beendet. Er schlägt es in ein Pergament und setzt den Titel darauf! Exemplar Vitae Humanae.

Dann trägt er es in die Druckerei des Ravestijn.

Jehuda beschwört ihn, das Manuskript zurückzuziehen, allein Da Costa bleibt entschlossen.

«Darin liegt der Schluß meines Lebens, das aus lauter Prämissen bestanden hat. Eine Warnung für meine Brüder, die Halben, deren Füße auf dem feurigen Wege verkohlen, deren Lippen am heiligen Quell verdursten.»

Da schweigt Jehuda.

*

Laue Frühlingslüfte treiben leuchtendgelbe Abendwolken über den Dächern der Judenbuurt hin.

Jehuda lehnt am Fenster, er gedenkt bekümmert seines friedlosen Freundes, selbst ohne Frieden und der Bangigkeit des Abends hingegeben.

Er fährt auf. Uriel ist unhörbar ins Zimmer getreten.

«Ich erschrecke Euch, Jehuda. Eure Gedanken waren bei mir, das merke ich am Erschrecken. — Nicht viel Gutes habt Ihr denken können.»

Der Rabbi ist wieder in sich zusammengesunken und bleibt stumm.

«Unsere Gedanken laufen an einer Deichsel ... Unausteh-

liche Jahreszeit: Frühlingserwachen. Peinliche Tageszeit: Abenddämmern.»

«Ich kann nicht gering von Euch denken, Da Costa.»

«Um so schlimmer für mich. — Der Druck meiner Biographie ist beendet. Je eifriger mein Verleger spricht, desto schuldiger fühle ich mich vor Euch.»

«Ihr könnt aus Eurer Natur ebensowenig, wie ich aus der meinen. Macht Euch keine Vorwürfe, Ihr müßt kämpfen.»

Schweigen. Dann Da Costa:

«Rabbi, Ihr habt das Gesicht für mich verloren. Mein einstiges Leben hat Euch mit allzustarken Bildern bedrängt; damals habe ich die Miene eines Kämpfers getragen. Meine Natur, wie Ihr das nennt, ist erlegen. Nicht unter den Streichen im Tempel, unter dem Mitleid. Ich war nahe daran, mir ein Martyrium einzubilden!»

«Und daran hätte Euch Baruch gehindert?»

«Er hat mir die Schwäche offenbart. Er hat mich einer Geste überführt, und ich habe die Krone eines erhabenen Lebens zu besitzen geglaubt.

Ihr habt mich oft um die Kraft meines Willens beneidet, Jehuda, allein Ihr seid mir überlegen.

Ist es nicht schwerer, die höchsten Zweifel schweigend zu tragen, als sie den Unmündigen vor die plumpen Füße zu werfen, mit einer Pose, die des Schaugerüstes wert wäre?»

«Ihr ertränkt das Leben aller Kunst in dieser Bitterkeit.»

«Nein, Rabbi, das Scheinleben der Stümper. Wäre ich ein Künstler des Gedankens gewesen, ein Schaffender, ich müßte zum Märtyrer gewachsen sein.

So wenig war von jener Größe, für die ich Not und Schande gelitten habe, wesentlich in mir, daß ich in dieser Schrift, die mein Leben entblättert, nur die Erbärmlichkeit etlicher Umstände gespiegelt finde.»

«Da Costa, Ihr seid ein Künstler! Ihr habt alle besessen, die Euch gesehen haben. Auch dafür ist Baruch Zeuge.»

«Was Euch an mir erschüttert hat, Jehuda, ist die Miene gewesen, mit der ich meine Umgebung ertragen habe, und auch

das ikarische Gebaren meines Wollens. — Mein Geist war machtlos, weil er zu gering war. Laßt mir den schmeichelnden Glauben, bevor ich gehe, daß diese Erkenntnis der Größe meiner Lebensgeste nicht unwert sei.»

«Bevor Ihr geht?»

«Ich bitte Euch, Jehuda, bei der Liebe, nichts zu hindern! Ihr habt im Dämmern nicht bemerkt, daß ich Kavaliers-kleider trage, und daß ein Bartkünstler meinem Kopfe Façon gegeben hat. Ich werde mir nur noch den Degen umschnallen. Dann reite ich durch die Frühlingsnacht nach Ouderkerk, um der Frau noch einmal zu danken, die meine Rattengruft erhellt hat. Und dann sollen sie mich finden.»

Jehudas Augen erweitern sich, er preßt seine Hände ineinander und drückt sie vor die Brust.

«Da Costa ... Ihr seid ... seid doch ein Künstler!»

«Dann — vielleicht.

Eure Hand! Tretet mir nicht entgegen, wenn ich die Treppe hinuntergehe!»

Jehuda schlingt seine Arme um den Scheidenden. Der erwidert den langen Kuß.

Jehudas Herz droht zu zerspringen. Er ist in einen Lehnstuhl gefallen, lauscht mit verhaltenem Atem.

Oben knarrt die Tür, Knistern der Treppe, leise, sporenklingende Tritte. Das Tor fällt ins Schloß.

«Da Costa!»

3

Der warme Wind füllt das Segel kaum. Hie und da fällt ein hastiger Luftstoß auf die ruhige Fläche der Wester-Amstel und huscht, das Gewässer kräuselnd, über die Glätte hin, daß die Spiegelbilder der gilbenden Ulmenkronen zusammenschauern und verwehte schwimmende Blätter eine kurze Zeit tanzen.

Das Segelboot trägt Jehuda und Baruch lautlos durch den Herbstmorgen. Baruchs Hand liegt auf dem Arm Jehudas. Beider Blicke folgen dem Spiele des Windes.

Über dem Steuer lümmelt ein alter Schiffer, Tabak kauend, unverwüstlichen Gleichmut in den Augen und um die faltigen Lippen. «Ouderkerk», hat der Herr gesagt, als er mit dem Jungen eingestiegen war. «Ouderkerk», hat der Alte gebrummt, einen Brocken in den Mund geschoben, das Segel gehißt, alles langsam, gedankenlos, einig mit dem Schweigen der Natur.

Jehuda hat zuerst stockend, dann aber gefaßt, auseinandergesetzt, daß es seinen Abschied gelte.

«Du wirst in wenigen Wochen zwölf Jahre. Unser Blut reift schneller als das der Nordländer. Ich kann ohne Furcht, Hochmut zu wecken, und ohne mich meines Alters zu schämen, das Herz vor dir öffnen. Ich will zu dir reden wie ein Freund zu seinem jungen Freunde.

Was ich von meinem Wissen mit dir teilen durfte, hast du aufgenommen. Du selbst mußt fühlen, daß du erst am Anfange stehst, gleichsam im Vorhofe des Heiligtums. An der Hand eines einzigen Führers kannst du nicht ins Heiligtum gelangen. Du mußt manche Meinung gehört, sie an deiner Wahrheitsliebe geprüft, sie aus dem Spiegel deines Instinkts

zurückgeworfen und zu eigener Anschauung überwältigt haben, bevor du selbst mit starken Schritten das Heiligtum betreten darfst. Das Gewissen muß im Widerstreit der Gefühle geläutert sein, das Herz muß im Kampfe um sein Eigentum erstarkt sein, der Blick muß scharf, wie der eines Seemannes, den Nebel unlauterer Meinungen durchdringen können: dann erst darf der Wunsch an den Vorhang des Heiligen rühren.

Das aber erwächst dir nur in lebendigem Kampfe — und, mein Freund, zwischen uns ist ein Kampf unmöglich. Wir lieben und vertrauen einander zu sehr. Das ist das eine.

Dein Geist wird wachsen, vielleicht weit über den meinen hinaus. Du könntest mir eines Tages mit Fragen begegnen, vor denen ich stumm bliebe, und würdest auch an dem zweifeln, was meine Wahrheit ist. — Doch, Baruch! Und glaube mir: wenn sich zwischen uns ein Schleier senken müßte, das wäre ein allzu großer Schmerz für mich und dich. Das könnten wir nicht miteinander ausringen. Unsre Liebe würde kränkeln. Das ist das andre.»

«Rabbi!»

«Sei stark, Baruch, vertraue mir: du mußt unter die Fremden, du mußt lernen, einsam zu sein. Dein Vater und Rabbi Morteira wollen, daß du in die Gesetzesschule eintrittst. Sie haben das Richtige erkannt. So sehr ich auch mit mir um deinen Besitz gestritten habe — wer die Schulung eines Rabbi hinter sich hat, wird an Gründen nicht verlegen, die einem Wunsche schmeicheln — immer hat dieselbe Erkenntnis den Sieg gewonnen: du mußt die Einsamkeit lernen, du mußt unter die Menschen.

Solange ich in deiner Nähe bin, ist das nicht möglich. Jawohl, nicht möglich. Ich habe das Haus verkauft und werde dem Chacham Aboab in wenigen Tagen nach Brasilien folgen.»

«Rabbi! Rabbi ...»

«Tu uns nicht weh, Baruch. So ist es beschlossen. Nicht deinetwegen allein verlasse ich dich und nicht für immer.

Du wirst das später verstehen. Ich könnte nicht ruhig beobachten, wie dich fremde Gewalt überfällt und dein Herz unter

neuen Erkenntnissen ringt, deren Gewinn jeglich eine Entsagung bedeutet, ohne immer wieder meine Arme dir entgegenzubreiten und dich zurückzurufen. Du sollst aber ein Mann werden.

Bist du ein Mann, und habe ich die Gewißheit, daß du mein Leben liebevoll verstehen kannst ohne Enttäuschung und Zweifel, dann will ich wieder zurückkommen.»

Baruch kann nicht sprechen und nicht weinen. Seine Brust ist voll Trauer und Verehrung. Er hat nur seine Hand auf den Arm des Freundes gelegt.

Sie werden lautlos über die spiegelnde Wasserfläche hingetragen. Nichts stört den tiefen Herbstesfrieden. Am Ufer kreisen in schläfriger Stetigkeit die Mühlenflügel. Ein hageres Pferd zieht gleichmäßigen Schrittes, den Kopf tief gesenkt, am straffen Tau eine Zugschüte. Kaum daß ein Vogel seine Stimme hebt.

Und hinter dem leichtgeblähten Segel lümmelt der Alltag über dem Steuer, er kaut Tabak.

Noch birgt der Friedhof der portugiesischen Gemeinde wenig Gräber. Unweit des Denksteines der schönen Mirjam Nunez ragt der Hannas aus dem Grase wie der Giebel eines versunkenen Hauses.

Jehuda hält Baruchs Hand.

«Willst du mir geloben, dein Gewissen rein zu halten, gleich dem Andenken deiner Mutter?

Nie ja zu sagen, wo auch nur der leiseste Zweifel dein Herz berührt, nie nein zu sagen, wo sich nicht dein ganzes Wesen empört.

Den zu verehren, der die Krone der Liebe trägt, den zu achten, dessen Augen vor Sehnsucht leuchten, und sei es der Geringste.

Jene zu meiden, die sich beruhigen, ohne mit Gewißheit erfüllt zu sein, und zu verachten, die mit frecher Stirn richten, ohne die Wahrheit ihres Rechtes zu glauben, deren Mund von tönenden Lügen schallt.»

Baruchs Herz schlägt hoch und seine Augen strahlen.

«Das gelobe ich dir, Rabbi!»

Dann gehen sie Hand in Hand über die Grasfläche bis an die Weidenumfriedung. Dort im äußersten Winkel der Totenstadt hebt sich ein bewachsener Hügel.

Der grauhaarige Totengräber ist ihnen neugierig gefolgt. Er kennt den Rabbi und will sich wieder entfernen, ein freundliches Wort hält ihn zurück.

«Da hab ich ihn gefunden, Rabbi, vor vier Jahren, noch heut seh ich ihn liegen. Dort am Weidenstamm war sein Pferd angehalftert. Er war ganz naß vom Tau.»

Jehuda beugt sich zu Baruchs Ohr nieder.

«Er hat mit Fieberhänden an den Vorhang des Allerheiligsten gerührt und, die den Vorhang um des Geheimnisses willen fürchten, schonungslos ihrer Schwäche beschuldigt. Er vermochte nicht einsam zu schweigen mit seiner Wahrheit. So war sein Leben, wie die Flucht eines Wildes vor den Jägern, und sein Tod ist ein Gericht gewesen.»

«Wenn aber die Wahrheit so groß war, daß er nicht schweigen durfte, wie die Propheten nicht geschwiegen haben!»

«Weh dem, der Unfrieden schafft durch seine Wahrheit — ohne Verheißung! Da Costa trug das Kainszeichen und ist erlegen. Er hat für sich nicht Kraft genug gehabt. Wer aber mit Prophetenstimme spricht, muß stark sein für sich und die andern. Sonst ist er unwert und hätte er tausendmal Gott geschaut. Denn die Wahrheit ist ein Feuer, sie bedarf des Mannes, der sie zur Opferflamme zwingt.»

Baruch fühlt den Mut. Er ist voll Hoffnung. Alle Trauer ist von ihm gewichen. Er weiß, daß Jehuda mit ihm sein wird und sei er noch so fern.

Am Abend war Jehuda zu Michael gegangen und hatte ihm zwei gewichtige Säcklein, die mit Wachs versiegelt waren, eingehändigt. Sie sollen Baruch übergeben werden, wenn er den «Baum des Lebens», so war die Gesetzesschule benannt, verläßt.

Michael hatte das kleine Vermögen gerührt eingeschlossen.

Er war um Baruchs Zukunft bekümmert, hätte ihn am liebsten dem Kaufmannsstande zugeführt, wie seinen Isaak, allein Morteira widerriet. Er konnte sich nicht in das stille Wesen Baruchs finden. Der Knabe ging bei ihm aus und ein wie ein Fremder. Seit Michael Esther de Spinoza geheiratet hatte, um dem verwaisten Hause eine Frau zu geben, tritt Baruch nur während der Mahlzeiten unter die Familie. Heimlich zwar hofft der Vater ihn gewinnen zu können, wenn er dem Einflusse Jehudas entzogen ist.

Esther war dem Sohne ihrer Jugendfreundin herzlich entgegengetreten und hatte ihn gebeten, sie Mutter zu nennen. Allein die Antwort war: «Meine Mutter ist tot.»

Die Sorgfalt der neuen Frau war bald mit der Neigung aller Hausgenossen belohnt worden, auch die kränkelnde Lea war ihr zugetan. Nur Baruch bleibt zurückhaltend, und gerade um ihn wirbt Esther am eifrigsten. Sie hatte für ihn eine Kammer wohnlich eingeräumt, da sollte er ungestört seinen Studien nachgehen können.

So sehr Baruch über diesen Vorzug erfreut war, Stiefmutter und Stiefsohn finden keinen Weg zueinander.

Aus gleichem Grunde stimmen Esther und Michael dem Entschlusse Jehudas freudig zu.

Der Rabbi hatte nach kurzem Besuche das «Tapeithuis» verlassen. Baruch war nicht gerufen worden, so weiß er nichts von dem Geschenke. Jehuda hatte die Sprache nicht auf Baruch gebracht. Sie waren beide zu empfindsam, um die Erregung ihrer Morgenfahrt durch eine äußerliche Begegnung zu verflachen. Ein heiligendes Schweigen war um sie geblieben.

Jehuda will vor der langen Fahrt noch einmal Rembrandt sehen. Seit drei Jahren hat er den Meister nicht besucht. Damals war Saskia van Ulenburg begraben worden. Sie hatte einem Sohne ihr Leben geschenkt.

Mancherlei Gerüchte gehen über Rembrandt. Er soll ganz

in sein Schaffen verloren leben, sich nicht mehr um die Außenwelt kümmern, mit maßloser Verschwendung und unerhörtem Prunke sein Haus füllen. Die Amme des Sohnes, eine herrschsüchtige, gemeine Person, wie die Bewunderinnen des vielgerühmten Witwers behaupten, soll die Wirtschaft an sich gerissen haben und den Weltfernen knechten.

Jehuda betritt die Flur Rembrandts. Die Magd bittet ihn, eine Weile zu warten. — Die Zeit wird nicht lange: Gemälde, Zeichnungen, Radierungen von des Meisters Hand oder aus italienischen und deutschen Werkstätten bedecken die Wände. Auf Konsolen und Tischen stehen buntfarbige Gefäße aus Indien und China. An kostbaren Wandteppichen lehnen Waffen, hängen Musikinstrumente, Gipsabgüsse und schillernd befiederte Bälge fremdländischer Vögel. In den Winkeln am Boden häufen sich Muscheln, Korallen, Kalkschwämme in einem seltsamen Durcheinander. Alles überstrahlt das reiche Licht dreier schmiedeeiserner Ampeln.

Da knarrt die Treppe unter einer robusten Frau, die, ohne gänzlich hinabzusteigen, sich über das Geländer niederbeugt.

«Was steht zu Diensten, Mijnheer?»

«Ich wollte den Herren sprechen.»

«Wer seid Ihr?»

Jehuda nennt Stand und Namen.

«Herr Rembrandt ist nicht zu sprechen!»

Damit steigt die Frau wieder hinauf. Aus ihrem Gemurre meint der Rabbi «Judenvolk» zu vernehmen.

Er verläßt traurig das stolze Haus.

Jehuda steht am Achterdeck des Brasilienfahrers. Die Ankerketten klirren und schlüpfen glitzernd aus dem Ij.

Amsterdam liegt in güldendem Morgenscheine.

Filigrane Kirchtürme, die ihr gedämpftes Glockenspiel herübersenden, als letzten Gruß. Wirre, dichte Häuserreihen, auf deren spitzen Giebelzacken blinkende Kugeln und Wetterfähnchen flimmern. Frachtbeladene Grachten, die noch im Morgenschatten düstern. Auf dem Wallring hie und da

die Zinne eines Turmes und Mühlenflügel, die hinter der Stadtsilhouette auftauchen und verschwinden. Und von den Torbauten aus, die langen Pfahlbrücken in den Ij, Zugstege unterbrechen sie, und deren schweres Hebelwerk glänzt vom Teer.

Stolz kannst du dein Haupt tragen, Amsteljungfrau! Die Burg ist herrlich bestellt, wie die einer Königin!

Am Schreiersturm ist ein Relief eingelassen: die Schiffersfrau weint in ihre Schürze, und auf fernen Wellen wiegt sich mit vollen Segeln der Kauffahrer, der ihren Mann entführt. Vor dem Schreiersturm pflegt man seit alters die letzten Grüße zu winken.

Auch jetzt drängen sich Weiber und Kinder dort. Sie schwenken Tücher und Mützen dem Brasilienfahrer nach, der langsam in Stromesmitten seewärts zieht.

Niemand achtet des schmächtigen Judenknaben, über dessen blasse Wangen die Tränen perlen.

Alljährlich, wenn der Winter seine ersten Boten über das Land der Grachten sendet, trifft der Brief aus Pernambuko ein. Baruch erwartet ihn schon wochenlang ungeduldig.

Neben den Schilderungen des fremden Landes, hatte Jehuda im ersten Briefe über die Abdankung des Statthalters berichtet, die das niederländische Brasilien in höchste Gefahr brachte. Moritz von Nassau verließ die kaum gefestigte Kolonie, aufs höchste erzürnt durch die habgierige Knauserei der Kompanien. Der zweite Brief erwähnte einer Verschwörung der hartbedrückten Portugiesen, einer Jesuitenhetze gegen die kalvinischen und jüdischen Untertanen Hollands und der Plünderungen durch verbündete Portugiesen und Indianer. Der holländische Admiral Schuppen befreite das verhungernde Pernambuko von den Belagerern.

Baruch sitzt auf seinem Bette und liest die dritte Botschaft des Freundes. Immer aufs neue überfliegt er Blatt um Blatt, seine Hände zittern vor Erregung.

Der Brief war länger ausgeblieben als in den beiden Vorjahren, der Dezembersturm rüttelt an den Fenstern.

Die unsichere Schrift hatte Baruch auf den ersten Blick hin beunruhigt, auch hatte der Rabbi gegen seine Gepflogenheit mit den politischen Ereignissen begonnen: Pernambuko sei neuerdings bedrängt, in der Stadt wüte Hunger und Brand, seine Wohnung sei von den Flammen zerstört. Er liege im Lazarett und fühle seine Kräfte schwinden. Wenn Baruch den Brief gelesen habe, solle er das Totengebet sprechen, dann decke den Leib des fernen Freundes gewiß schon der Rasen. Wie es Da Costa vor der Welt getan, so wolle er vor dem Einzigen, den er liebe, sein Leben entrollen — zur Warnung vor Hinfälligkeit des Herzens und verheimlichten Gewiß-

heiten der Vernunft, vor Halbheit um des äußeren Friedens willen, die zum inneren Fluche wird.

Baruch liest schluchzend das Bekenntnis Jehudas von seiner Liebe zu Hanna, er liest, wie er seines Lehrers geistiger Sohn in der Stunde wurde, als die Mutter den Sterbensweg begann. Eine Welt voll Zärtlichkeit, die unerblüht unter dem Reife der Gewöhnlichkeiten verdorben ist, geht vor ihm auf. Ein Held ist Jehuda gewesen und Hanna eine Heldin. Es scheint Baruch unmöglich, daß seine Mutter den entsagenden Mann nicht geliebt hat.

Und er liest von den wühlenden Zweifeln des Rabbi an der Heiligkeit des Väterglaubens. Seine Wangen glühen, seine Augen irren über die Zeilen, so oft er an diese Stelle kommt. Er ist zornig ergriffen von der Verachtung des Gottgeweihten gegen die klingenden Beruhigungsworte, er ist erschüttert von der Friedlosigkeit Jehudas.

Das letzte Blatt fällt. Baruchs Hände umklammern die Stirn. Er tritt ans Fenster, starrt in das Flocken-Wirbeln. Er geht zum Ofen, dort rauschen die Flammen.

Wird der ruhmbedeckte Martertod der Glaubenshelden nicht aufgewogen von dem stummen Gewissensopfer dieses einen, dieser vielen Märtyrer des Zweifels!

Der Brief! Wahrheit liegt auf den Lippen der Sterbenden! Der Rabbi schließt:

»Und doch war mein Leben gesegnet, zwiefach gesegnet. Als ich in stiller Stube meinen Geist wachsen fühlte, weit über die Schranken des Gesetzes hinaus, in jenen Jugendjahren, da noch das Nebelland der Träume, vom Morgengold übergossen, vor meinen Füßen lag, da war ich des schönsten Glaubens noch gewiß, des Glaubens an die unbesiegliche Eigenmacht der Wahrheit. Sie thronte im Lande der Träume, herrlich, eine Königin, die nur den Schleier zu teilen brauchte, daß alle Herzen sich ihrem Antlitze beugten. Noch wußte ich nicht, daß sie nur meine Wahrheit war, die ich mit der Gottesgewalt krönte.

Sie ist mein erstes Glück gewesen, und das verlosch bald:

es barg keinen neuen Frieden, zerstörte nur den alten. Ein Siegestaumel ohne Palme.

Allein noch einmal neigte sich die Freude zu mir: als mir Hanna dein Leben anvertraute, Baruch, sah ich ein neues Hoffnungsland. Deine Seele erblühte. Ein beglückendes Schauen für mich Einsamen! Ich geleitete dich vor Edens Tor und konnte dich warnen: der Baum inmitten des Gartens hat hundertfältige Frucht getragen! Nur wer reinen Herzens ist, darf in dem verbotenen Haine wandeln.

Und wohl mir! Ich weiß dein Herz rein wie die Flamme des Morgensterns! Du warst mein anderes Glück, und das ist nicht verdorben, Baruch, du Gesegneter!»

Baruchs Hände ruhen auf den gefalteten Blättern.

Der Abend netzt seine Spinnweben dichter und dichter über das Fenster. Die Farben verlöschen. Nur auf dem Ofenrost züngeln blaue Flammen über der Glut. Gesegneter! Ein heiliger Jubel schwellt Baruchs Brust: die Pforten des Todes sind überwältigt von der Liebe.

Ist es in Wahrheit Gottes Stimme gewesen, die Adam unter dem Fluche erdrückte: ‚Du bist Staub! Sollst Staub werden!' Ruhte Gottes Atem auf den Lippen des Predigers, als er sprach: ‚Ein Gleiches ist verhängt über den Menschen und über das Vieh: wie es stirbt, so stirbt auch er, denn alles ist eitel!' War es nicht irrende Verzweiflung, wenn der Talmud lehrte: ‚Aus einem Tropfen Fäulnis bist du gezeugt und dein Ziel ist Moder!'

Gott hätte die Liebe nicht gekannt.

«Kein Totengebet, Rabbi, du lebst in mir! Keine Klage um Hanna, meine Mutter, du bist in meiner Brust vereint mit ihr!»

Er rafft das Schreiben zusammen.

Langsam gibt er Blatt um Blatt dem Feuer, und ein jedes flammt leuchtend auf. Die glimmende Glut wird unter diesen Flammen zu weißer Asche.

Er schreitet ruhig in der schmalen Kammer auf und nieder.

Er versteht, daß Jehuda ihre Liebe schützte, als er nach Brasilien zog. Sie hätte nur leben können, wenn sie die Bangigkeit aller Fragen überwunden hätte. Sie wäre am unerfüllten Vertrauen gestorben. Er hätte gezögert, manche Bedenken dem Rabbi mitzuteilen, die er seinen Lehrern im «Baum des Lebens» ohne Scheu vorstellt. Seine Lehrer können ihr Gewissen mit prahlenden Worten beschmeicheln, wenn die Antwort fehlt. Das wäre für Jehuda unmöglich gewesen. — Sie hätten einander geschont, und Liebe schont nicht.

Der Rabbi hat sein anderes Glück hingegeben um der höheren Liebe willen.

Nur ein Widerspruch bedrängt den jungen Grübler. Mußte der Rabbi nicht auch für ihn fürchten?

Da überkommt es ihn, als höre er Jehudas Stimme ganz nahe: «Wohl mir, ich weiß dein Herz rein wie die Flamme des Morgensterns!» Er fühlt des Freundes Hand und sieht den Grabstein der Mutter vor sich. «Gelobe mir, dein Gewissen zu bewahren.»

Hat der Rabbi unreinen Herzens Eden durchirrt? Warum entthront er so bitter seine Wahrheit?

Vielleicht fühlte er in den letzten Lebenszügen, daß er in Jugendjahren sein Bestes mit dem Väterglauben hingab, daß seine Wahrheit ein irrendes Greifen über seine Kraft hinaus und das Glaubensopfer ein Mord an seiner Natur gewesen sei!

Jehuda sitzt vor Baruch am Drechselstuhle. Wie sorgfältig er die kleinen Säulchen ründet! Und vor dem Kammerfenster: wie eifrig er Säule um Säule pflanzt! Dabei erzählt der stille Rabbi unaufhörlich mit blühenden Worten von der heiligen Stadt. — Dort war seine heimliche Sehnsucht gelegen. Nur die Kälte des Ritus hatte den Träumer zum Zweifler gemacht.

Jehuda hatte das Abrahamsopfer vollbracht und sich vergeblich nach dem Widder im Dornbusch umgesehen.

Baruch wird von wunderbarer Wärme erfüllt.

Er hebt die verkohlten Blätter von der Asche und zerdrückt sie langsam zu Staub.

Als er in den «Baum des Lebens» eintrat, ist er seinen Mitschülern an Kenntnis der heiligen Sprache weit überlegen gewesen. Sie haben sich über Vokalzeichen und Stil mühen müssen, er hat den Pentateuch und die Propheten durchforschen dürfen. Einzelne Widersprüche im Texte hat er als wechselnde Meinungen der verschiedenen Persönlichkeiten aufgefaßt. David, Salomo und die Propheten waren alle ihre eigenen Wege geschritten. Aber auch das Fünfbuch konnte nicht von Moses allein geschrieben sein: es erzählt vom Sterben des Fürsten, benennt Orte, die erst nach Josuas Tod diese Namen erhielten und schließlich führt es über Moses die Rede, wie über einen dritten.

Verletzungen der Wahrscheinlichkeit hat Baruch als Folge einer niederen Kulturstufe, die längst überholt sei, verstanden. Daß seine Lehrer den Einklang herzustellen strebten, hat er als Schonung des Ehrwürdigsten angesehen und nur ihren grollenden Eifer verurteilt. Er war erbittert in seine Kammer getreten, wenn man seine Einwände mit prunkenden Worten zu erschlagen versucht hatte, allein er hat es begreiflich gefunden, daß der Lehrer seine Blöße verhülle.

Heute, bei Jehudas Geständnis ist ihm bewußt geworden, daß seinen Scheitel der verbotene Hain beschattet.

Was ist es anderes, woran er seine vergleichenden Erwägungen zieht, worin er Widerspruch und Unwahrscheinlichkeit entdeckt, als das Fundament des Väterglaubens, daran auch Jehuda heimlich gerüttelt hat?

Was ist es anderes als Jehudas Wahrheit, die auch ihn an der Göttlichkeit manches geheiligten Wortes zweifeln läßt?

Baruch richtet sich auf und läßt Staub zu Staub fallen.

Jehudas Jugendglück war anderer Art als die Gewißheit,

die ihn erfüllt. Jehuda hatte die Kargheit seiner Zweifel auf den Wahrheitsthron gehoben und von ihrem dürren Munde den erlösenden Frieden erhofft.

Baruchs Blick versinkt in der letzten Glut der Asche.

Irgendwo muß die Flut des höchsten Lichtes schweben und des dürstenden Auges harren. Mögen alle Lehrgebäude vom Zweifelssturme erbeben bis in die innersten Fugen, irgendwo muß der Funke ruhen, der die Erkenntniskraft birgt.

Was die Rabbiner lehren, muß nicht die Wahrheit Gottes sein, sonst hätte Jehuda darin den Frieden gefunden, sonst wäre Da Costa nicht gestorben und er selbst könnte nicht zweifeln, ohne vor dem eigenen Herzen schuldig zu werden. Vielleicht ist die eifernde Sehnsucht aller derer, die Gottes Wort verkünden, Hemmschuh einer reinen Erkenntnis. Sie handeln voreilig wie Jehuda, der seinem Zweifel die Gotteskrone geliehen hat, und wollen Gott mit menschlichen Fesseln binden.

Wäre es möglich, daß die Erde Raum hat für hundertfältigen Glauben, wenn in einem einzigen die volle Wahrheit lebte, die alle Herzen mit ihrem Frieden erfüllen müßte? Kann Gott ein Offenbarungswerk so unvollkommen beginnen, daß er nur wenigen verständlich bliebe?

Jehuda mochte geirrt haben, die andern freveln.

Jehuda ist in dem Verlangen verdürstet, Gott zu schmecken, sie aber ziehen Gott herab in den Staub und entheiligen seinen Namen.

Als sei er aus tiefem Schlafe erwacht, breitet Baruch die Arme.

Vor seinen Augen ersteht, schleierumwoben, ein Land, das sich in unendliche Weiten dehnt. Dort rauschen die Quellen der Gewißheit, dort will er sein Leben lang wandern, will suchen, Quellen finden — und sollte er nie ihren Ton erlauschen, es wird doch selig sein im heiligen Gottesland.

Baruch entzündet ein Licht, er schlägt das Buch des Dichters Jehuda Halevi auf: ein Lied, das ihn immer mit be-

sonderer Gewalt erfaßt, ihm aber noch nie den erlösenden Frieden gegeben hat.

Stark ist mein Geist! Vor seiner Schwingen Glast
ersterben Löwen, und der Erde Schoß
stellt alle Schätze seinem Auge bloß;
mein Tisch bricht unter seiner Gaben Last.

Schön ist mein Geist! Vor seiner Saiten Klang
erstehen Wundergärten balsamschwer,
zu ihren Füßen rauscht ein weites Meer
uralter Weisheit ewigen Gesang.

Wenn meine Feder kost das Pergament,
raunt sie mir Frieden zu nach all den Qualen.
Verschüttet hab ich eurer Lüste Schalen,
und meine Stirn berührt das Firmament!

Nun weiß Baruch. Seine Augen sind weit und trinken das Licht der Flamme. Seine Hände legen sich schattend über die Brauen wie im Gebete.

Heilig über Raum und Zeit ist die Sprache des Geistes zum Geiste.

Die Magd ruft Baruch zum Abendessen. Die Familie ist um den Tisch versammelt. Michael spricht den Segen. Baruch bleibt unter der Türe stehen, bis der Vater geendet hat.

Während des Mahles fragt Michael nach dem Brief.

«Der Rabbi ist tot.»

«Tot! Das sagst du mir erst auf die Frage?»

«Er hat mir von seinem Sterbelager aus geschrieben.»

«Gib mir den Brief, Baruch, ich muß ihn lesen.»

«Ich habe ihn verbrannt.»

«Ohne ihn mir zu zeigen! Er war mein Freund! Unrecht hast du getan, wie immer, wenn du dich vor uns zurückziehst, als seien wir nichts für dich. Hörst du, Baruch, unrecht! Die

Liebe zu Vater und Mutter verletzest du. Ein Gebot des Herrn trittst du. Ich habe wenig Freude an dir, soll dich der Rabbi Morteira noch hundertmal loben.»

«Der Brief hat Geheimnisse enthalten, die nur ich wissen soll, denn ich war der Schüler.»

«Natürlich nur du sollst wissen», äfft Mirjam über den Tisch hinüber.

Dann bleiben alle stumm.

*

Die Morgensonne überhaucht den Neuschnee mit rosigen Farben. Im Schatten der Grachten ruhen die teerschwarzen Lastschüten auf bläulichen Flockendaunen. Aus den Augen der Geschäftigen, warm Vermummten, leuchtet die Freude am hellfarbigen Glanz.

Wenige Schritte nur hätte Baruch zu gehen, um in «Beth Israel» zu Füßen des Rabbi Selomo Salom mit den andern Schülern der Gesetzesschule die Propheten ins Spanische zu übersetzen und dabei möglichst spitzfindige Fragen zu stellen, wie ihnen allen geboten ist.

Genügt es nicht, in das Bewußtsein zweier Sprachen eingedrungen zu sein, um die Kernschale ihrer Worte zermalmen zu können? Dialektischer Glanz spielt um den «Baum des Lebens» und darin sonnen sich Lehrer und Schüler.

Baruch wird befangen, wenn er die Wangen seiner Mitschüler vom Wortstreite gerötet sieht. Unwille überwältigt ihn, wenn das einheitliche Wesen der Propheten unter den schillernden Schlinggewächsen der Vergleiche zerdrückt wird.

Warum drängen sie alle vom Wege der Natürlichkeit in das gekünstelte Wirrsal? Schmerzen ihre Augen im Sonnenglanze, daß sie das Dämmern der Wildnis suchen, wo faulende Borke zum Licht wird?

Baruch bleibt vor dem Schreiersturm stehen.

Auf dem Strome treiben beschneite Schollen, langsam wie Wolken auf einem dunkelnden Himmel.

Unmerklich drängt Woge auf Woge dem Meere zu, ewig wechselnder Inhalt in der verharrenden Form. So gleiten die Begriffe durch die Worte, so fließt das Bewußtsein durch den Körper.

Gestern noch hat seine spielende Hand an diese und jene Säule des heiligen Tempels gegriffen und er hat sich, wenn er sie mürbe und sprüngig fand, zu einer anderen gewendet, die ihm schön und stark erschien. Heute weiß er, daß kein Stein wanken dürfe, ohne den stolzen Giebel zu gefährden. Zwei Säulen nur hatte Simson zerbrochen und hundertfältiger Todesschrei war unter den stürzenden Trümmern des Tempeldaches erstickt worden.

Sünde würden sie alle sein Denken nennen. Allein er fühlt sich frei. Sollte sein Gewissen anderer Art sein? Hat sein Herz einen andern Weg zu Gott gefunden?

Gesenkten Blickes kehrt er in die Judenbuurt zurück. Vor dem Tore der Synagoge begegnet ihm Rabbi Morteira, der von einem etwa vierzigjährigen Mann begleitet ist. Baruch grüßt ehrerbietig.

«Wo verweilst du so lange, De Spinoza? Rabbi Selomo Salom hat längst seine Hörer versammelt.»

Baruch senkte den Blick.

«Der junge Mann», fährt Morteira zu seinem Begleiter gewendet fort, «ist eine Hoffnung der Synagoge.»

Der Begleiter läßt seinen gutmütigen Blick über den Jüngling schweifen.

«Aber wollt Ihr nicht eintreten, Mijnheer Jan Pietersz? Sie lesen die Propheten. Da Eure Kenntnis der heiligen Sprache für einen Kalvinisten eine außergewöhnliche ist, werdet Ihr unschwer folgen können, um Eure Meinung einzuflechten.»

«Ich bin nur ein einfältiger Mann. Habe mein geringes Wissen mühevoll erworben. Es reicht nicht zum gelehrten Streite.»

«Immerhin, Ihr wäret dazu berechtigt.»

Sie treten in den Saal. Während Rabbi Selomo den

Chacham und Jan Pietersz begrüßt, eilt Baruch zu seinem Schemel und schlägt die Schrift auf.

«Bist du mit dem Chacham gewesen», flüstert Mose Zacuto.

«Nein.»

«Wer ist der Fremde», fragt Isaak Naar von der anderen Seite.

«Ich weiß nicht. Ein Kalvinist.»

«Ein Goj», meint Mose über den Rücken Baruchs hinüber. «Was wollen die immer bei uns. Es ist so selten, daß einer erleuchtet wird.»

«Er kann hebräisch», wirft Baruch ein.

Inzwischen hat Selomo Salom auf dem Betgerüste, zu dessen Füßen die Schüler sitzen, Platz genommen. Morteira setzt sich neben ihn. Der Fremde ist in den Hintergrund getreten.

«Du dürftest am wenigsten ermüdet sein, Spinoza. Lies weiter. Gott spricht zu Jeremias, achtzehn, acht.»

Baruch beginnt zu übersetzen:

«So sich das Volk bekehrt von seiner Bosheit, die ich verdamme, will ich das Unglück nicht erfüllen, das ich ihm zugedacht habe.»

«Falsch», unterbricht der Rabbi mit dünner Stimme.

Er ist gereizt über Morteiras Anwesenheit, denn er weiß, daß der Chacham eingreifen wird, er ist unwillig über die Verspätung Baruchs, der ein Liebling Morteiras zu werden scheint.

«Also falsch. Mose Zacuto, wo waren die Fehler?»

Der Gerufene steht auf und legt den Text nieder, um zu zeigen, daß er die Stelle auswendig wisse.

«Es steht nicht geschrieben: die ich verdamme, sondern gegen die ich mich durch mein Wort erklärt habe. Nachdruck liegt auf der Offenbarung. Gott hat dagegen gesprochen.»

«So ist es. Dann?»

«Dann steht nirgends geschrieben: ich will das Unglück nicht erfüllen. Es soll mich gereuen das Unglück, das ich ihm zugedacht habe, steht geschrieben.»

Er setzt sich überlegen lächelnd.

«Nun, Baruch», fordert der Rabbi auf.

«Ich gebe dir zu, Zacuto, daß man die Offenbarungstatsache mehr betonen könnte, allein zu dem zweiten Einwand werde ich mich nicht bekennen. Der Prophet spricht die Worte Gottes zu dem Volke, muß also mit der Sprache des Volkes reden, dafür das Wort ‚gereuen' die Bedeutung haben mag, die meine Übersetzung für uns hat. Es ist undenkbar, daß Gott in Wahrheit Reue empfinde.»

Da springen Naar und Zacuto zugleich von den Sitzen. Der Rabbi weist mit seinem dürren Finger auf Naar.

«Wenn deine Meinung richtig wäre, so hätte der Prophet nicht im zweitnächsten Verse neuerdings das Wort ‚reuen' gebraucht», ruft Naar.

Baruch entgegnet: «Der zehnte Vers zeigt gleichen Bau, Jeremias kann durch die Versform veranlaßt worden sein.»

«Du vergißt, daß auch Joel von Gottes Reue spricht, zwei, dreizehn: ‚Denn er ist gnädig und von großer Güte und ihn reuet bald Strafe.'»

«Ich kenne die Stelle, allein auch hier spricht der Prophet in ähnlicher Redewendung. Joel kann sich an Jeremia anlehnen.»

Da kreischt die Stimme Selomos auf: «Du wirst dahin kommen, an Gottes Wort allerlei Umdeutungen und Phantasien zu knüpfen, wie es jetzt auch bei achtbaren Gelehrten Mode wird. Falsch sind deine Gründe, falsch und gefährlich!»

Morteira lächelt über den verdeckten Angriff.

Selomo Salom deutet auf Zacuto, der noch steht.

«Wenn du nur zugibst, Baruch, daß man die Offenbarungstatsache ja mehr betonen könne, so ist das gegen die Heiligkeit des Wortes gerichtet. Uns ist nichts gegeben, als Moses und die Propheten, vor ihnen ist das Gesicht Gottes enthüllt, darum müssen wir das Geheimnis der Offenbarung vor allem betonen.»

«Du hättest recht, Zacuto, wenn wir nicht die Propheten, sondern das Fünfbuch lesen würden. Moses hat in klarer

Sprache den Willen des Herrn verkündet, jene aber begnügen sich häufig mit Phantasien, die nur auf Moses bezogen hell werden. Ich glaube, daß es gefährlicher ist, die Propheten wörtlich zu fassen, als sie auf Moses hin zu deuten. Der aber spricht nirgends von der Reue Gottes.»

Zacutos Augen sprühen.

«Wie kannst du es wagen, an die Propheten zu rühren! Sie haben das heilige Geheimnis, sie haben Gottes Gesicht geschaut! Ezechiel und alle.»

Baruch antwortet unwillig: «Ezechiel spricht wohl von einem Gesichte um Mitternacht, er erzählt von vier Tieren, unter ihnen eines gestaltet wie ein Mensch. Es ist unbillig, die Feuerwolke der Tiere für Gottes Gesicht zu deuten.»

«Du zweifelst», stößt Zacuto hervor.

Baruch wird blaß. Etliche Schüler sind erregt aufgesprungen.

«Er zweifelt! Was redest du, Baruch! Leugnest du die Propheten?»

Da winkt Morteira.

«Zacuto, du mußt De Spinoza zu Ende hören und ihn nicht durch eine schreckliche Beschuldigung verwirren.»

Zacuto setzt sich, er preßt die Hände gegen seine keuchende Brust.

«Ich schließe mich ganz der Ansicht unseres Chacham an», bemerkt Rabbi Selomo gläsern. «Man soll eine Meinung ruhig vernehmen, und wäre sie noch so irrig. Doch mögen wir den Fall setzen, du seiest hier wirklich des Zweifels schuldig, De Spinoza. Wie willst du dich gegen den Glauben des Zacuto verteidigen?»

Baruch blickt dem Rabbi frei in die Augen.

«Aus der Schrift.»

Selomo Salom hüstelt: «Sprich also.»

In die Wangen des jungen Mannes steigt Röte.

«An keiner Stelle wird berichtet, daß eines Menschen Auge Gott gesehen habe. Vielmehr spricht der Herr zu Moses: ‚Mein Gesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird

leben, der mich sieht.' Nur durch das Wort hat sich Gott geoffenbart, doch keinem der Geheiligten so gewiß wie dem Fürsten, so daß auch die Weisheit der Propheten nicht über die Offenbarung des Fünfbuches hinausgeht und allein durch Moses gefestigt bleibt: ,Und es stand hinfort kein Prophet auf in Israel wie Moses, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht.'»

Zacuto erwidert mit zitternder Stimme:

«Ich will dich nicht beschuldigen, ich muß dir entgegnen. Dieses letzte Wort stammt aus einer Zeit, da die Propheten noch nicht geboren waren. Der Herr hat selbst neue Prophezeiungen verheißen: ,Ich will ihnen einen Propheten erwecken wie du bist, aus ihren Brüdern, und meine Worte in seinen Mund legen.'»

«So nenn mir diesen Einen!»

Zacuto blickt verwirrt zu Selomo Salom hinauf, der Rabbi scheint in eine Stelle der Schrift vertieft.

Ein Schweigen liegt bleiern über der Gesetzesschule, niemand will zu sprechen beginnen.

Endlich bricht Morteira den Bann.

«Du willst den Namen dessen hören, den der Herr an Moses Seite setzt, aus dessen Schläfen, gleich denen des Geheiligten, die Strahlen der Gottesnähe brechen sollen. Nur aus Jeremias Mund kann dir Antwort werden. ,Zur selbigen Zeit soll Juda Hilfe erlangen und Israel sicher wohnen. Und dies wird sein Name sein: Herr, der unsere Gerechtigkeit ist.' Unsre Augen harren seiner seit viel hundert Jahren und unsre Ohren lauschen ihm entgegen. Vielleicht sind noch wir die Erwählten, die sein Ruf aus allen Ländern der Erde sammeln wird, vielleicht sind wir es, die er geleiten wird in die Herrlichkeit des Reiches. Er wird den Tempel neu erbauen und keine Erdenmacht wird ihn überwältigen. Es wird ein sicheres Wohnen sein in seinem Schatten.»

Der Chacham hat mit ungewöhnlicher Wärme gesprochen. Rabbi Selomo kauert zusammengekrochen und nagt an seinen

dünnen Lippen. Er läßt nach Morteiras Rede eine Zeit verstreichen, dann beginnt er kaum vernehmlich:

«Ich halte solch einen Streit, wie zwischen euch beiden, Zacuto und De Spinoza, für unersprießlich. Ihr sollt euch nächstens auf der Straße balgen. Ansonst könnt ihr mich fragen, in Bescheidenheit fragen. Ich will schon eure grünen Köpfe zurecht setzen, daß euch die Worte der Propheten um die nassen Ohren sausen wie Windmühlflügel!»

Morteiras anfängliches Staunen wird zu Behagen.

«Da übrigens unser verehrter Chacham», fährt der Rabbi fort, «mit glänzenden Worten eure Naseweisheit gedämpft hat, daß mir nichts bleibt, was ich hinzuzufügen hätte, und es mir ferne steht, das strahlende Licht seiner Beredsamkeit durch eine weitere Lektüre der Propheten zu verdunkeln, schließe ich. Nachmittag wird länger gelesen. Es versorge sich jeder mit einem Lichte.»

Die Schüler verlassen «Beth Israel». Morteira überschüttet Rabbi Selomo mit Liebenswürdigkeiten.

Auf der Straße fühlt Baruch eine Hand auf seiner Schulter.

«Ihr habt Euch tapfer gehalten», redet Jan Pietersz den Jüngling an.

«Mijnheer?»

«Sagt, habt Ihr nur die Bibel allein gelesen, nicht auch die Kirchenväter?»

«Latein verstehe ich nicht. Mose Zacuto ist Lateiner, aber er nützt diesen Vorteil nicht.»

«Wollt Ihr mit der Sprache bekannt werden?»

Baruch nickt eifrig.

«Ich bin nämlich nur ein Bildhauer. Am Singel ist meine Werkstatt. Vielleicht, daß ich Euch etliches beibringen könnte. Besucht mich einmal. — Jan Pietersz, schlechtweg «Beelthouwer», am Singel.»

Baruch erwidert den kräftigen Händedruck.

Baruchs und Zacutos Streit ist in der Gemeinde bekannt geworden, desgleichen Morteiras Einspruch. Michael wird von vielen Vätern beneidet, also hat er jetzt Bemerkungen hören müssen, die sein gläubiges Gemüt bedrücken.

Er zweifelt nicht an Baruchs Reinheit, doch wird ihm die Verschlossenheit seines Sohnes immer unerträglicher. Morteira weiß ja nicht, wie einsilbig Baruch bei religiösen Gesprächen zu sein pflegt, wie unachtsam und lässig er bei den häuslichen Gebeten geworden ist. Vor Morteira darüber zu klagen, käme einer Verleumdung gleich.

Michael wünschte die Beredsamkeit eines Rabbi, um die stummen Lippen seines Sohnes zu lösen. Allein so oft er mit ihm spricht, formen sich die Worte zu kränkenden Vorwürfen, die Baruch nur noch weiter entfernen.

Nun hört Michael die warnenden Urteile, fühlt, daß die meisten auf Zacutos Seite stehen, ihm selbst scheint es ein frevles Beginnen, an Gottes Wort zu deuteln.

Sabbath-Eingang. Die Judenbuurt legt den lichtbesäeten Sammetmantel an. Aus allen Fenstern bricht der feierliche rote Schein.

Michael geht mit einer Kerze von Zimmer zu Zimmer, überall steckt er die gelben Armleuchter in Brand. Zuletzt öffnet er die Tür der Mansarde.

Baruch sitzt über ein Buch gebeugt und hat den leisen Tritt seines Vaters überhört. Erst wie er das Flackern der Kerzenflamme wahrnimmt, von der Michael die schützende Hand gezogen hat, blickt er auf und sieht den Vater — in priesterlicher Haltung, den Riemen um die Lenden geschlungen, die Augen ernst und vorwurfsvoll auf das offene Buch gerichtet. Baruch schließt es zögernd und holt den sieben-

armigen Leuchter vom Ofensims. Langsam entzündet der Vater die übertrieften Lichtstümpfe und verlöscht die unheilige Flamme, bei der sein Sohn gelesen hat.

«Sabbath-Eingang. Der Sabbath kommt spät zu dir. Wir wollen beten.»

Baruch reicht den Psalter.

«Kommet herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken», beginnt Michael zu lesen.

«... und jauchzen dem Hort unseres Heils», ergänzt Baruch. Sie lesen wechselnd die sechs Psalme des Kabbalat Sabbath. Ängstlich beobachtet Michael die vorgeschriebenen Bewegungen. Er neigt den Kopf nach vorne und wirft ihn wieder zurück, beugt sich tief, so daß der Bart den Gürtel berührt, dann breitet er hochaufgerichtet die Arme; er fällt auf die Knie und preßt die Stirn an die Dielen, dann wieder steht er, den Blick zum Himmel gewandt, und beschattet seine Augen. Seine Wangen werden rot, seine Worte überlaut.

Baruch hat den letzten Halbvers gesprochen, der Vater verharrt noch in stummer Andacht, dann schließt er langsam den Psalter und küßt ihn voll Inbrunst.

Die vorbildliche Frömmigkeit bedrückt Baruch. Der Vater hatte sonst Sabbath-Eingang im Kreise der ganzen Familie gefeiert.

Nun hebt Michael das Festlied Halevis mißtönend zu singen an.

«Komm, laß uns vor die Tore treten, der Sabbath-Königin entgegen ...»

Baruch stimmt nicht mit ein, seine Kehle ist verschnürt, er empfindet diese Glaubensübung als eine Entweihung des Dichters. Wie anders hat die Mutter gesungen! Er denkt an das Lied von der schönen Mirjam.

Nach dem Gesange faßt Michael die Hände des Sohnes und führt ihn vor den Leuchter. Er blickt ihm lange, forschend in die Augen, dann läßt er langsam die Hände sinken.

«Soll ich ihnen glauben, Baruch: des Herrn Wort werde

durch dich entheiligt? Ist es nicht nur ihre Scheelsucht? Ich bin unruhig geworden, denn du verbirgst dich vor mir. Ich will dich nicht beschuldigen, der Herr ist mein Zeuge, nein, ich will es nicht, aber ich bin unruhig und du sollst mich jetzt beruhigen. Du wirst schon die Worte finden, die mir fehlen. — Sage, mein Sohn, hat der junge Zacuto recht?»

«Ich habe ihn aus der Schrift widerlegt.»

«Ich weiß, Baruch. Das wissen ja alle. Ich bin kein Gelehrter. Ich kenne die Schrift nur, weil mein Herz ihrer bedarf, sie ist meine Tröstung. Auch mir ist manches in ihr unbegreiflich und kommt mir vor wie aus einer fernen Zeit. Dann wird mir zu Mut, als hätte der Herr uns nicht geliebt, daß er uns seinen Willen so schwer macht. Aber immer weiß ich, es ist des Herrn Wort, heilig und über unserem menschlichen Gehör, und ich finde meinen Frieden. Mir scheinen alle Beweise und Widerlegungen nutzlos und ein Wirrsal. Wenn der Chacham Morteira oder Rabbi Manasse vor der Gemeinde da und dort ein Wort aus der Schrift pflücken und zu einem breiten Bande verwirken, spricht eine Stimme in mir: sie könnten auch das Gegenteil lehren. Ich bin nur zu ungeschult, um mein Gefühl zu erklären, allein ich glaube, kein Wort gilt außer dem Zusammenhang, in dem es gesprochen ist, so wie der Wert einer Ware nur im Verhältnisse zu ihresgleichen gilt. Ich habe Angst, daß du Zacuto wohl widerlegst, vermöge deiner Kenntnis, allein daß Zacutos Herz dennoch recht behält vor Gott.»

Michael hat die Hand auf Baruchs Schulter gelegt. Sein Blick ruht bekümmert auf den Lippen des Sohnes. Baruch fühlt, daß ihm der Vater nie noch so nahe gekommen war als in diesem Augenblicke. Und doch weiß er, daß ihre Wege bei dem nächsten Worte getrennt sein werden. Er antwortet traurig:

«Der Gott Zacutos ist nicht der meine, so wie der deine nicht der Gott Zacutos ist.»

«Was sprichst du! Ich kann dich nicht verstehen.»

«Alle glauben Gott zu schauen mit ihrem menschlichen

Gesichte. So wie ein jedes Herz, ist auch eines jeden Gott verschieden von dem des anderen.»

«Baruch, es lebt nur ein Gott.»

«Es lebt nur ein Gott, aber es führen tausend Wege zu ihm. Jeder Mann geht seine eigenen. Keiner hat jemals das Ziel erblickt. Die meisten geben sich zufrieden.»

«Und die Schrift? Gott hat sich offenbart!»

«Gott hat sich jedem Herzen nur soweit offenbart, als es ihn zu fühlen imstande war. Moses, der Fürst, vernimmt seine Stimme anders, als Josua, der Krieger; Esaias, der Höfling, anders als Amos, der Bauer. Esaias hat Gott thronend, umringt von den Seraphim, in königlichen Gewändern gesehen, der Landmann Ezechiel aber einen nackten Menschen und Tiere. Auch du schöpfst nur dein Bild des Herrn aus der Schrift, denn dein Herz verlangt Frieden. Und du findest den Trost nach deinem Herzen bemessen.

Mir aber ist Gott wie eine Sehnsucht, mein Herz ist ungestillt.»

Da streicht Michael leise über Baruchs Arm.

«Ich will beten, daß du deinen Frieden findest.»

Dann löscht er sein Licht und schleicht hinaus.

Baruch geht, in einen warmen Pelz gehüllt, längs den stillen Häusern der Judenbuurt, vorbei an den leuchtenden Fenstern, darinnen die Ruhe des Gebetes liegt.

Aber vom andern Ufer der Houtgracht herüber hallen Stimmen, kreischen die Schlittenkufen, blinken die kleinen Laternen vom Kummet der Pferde. Baruch biegt in das nächste Seitengäßchen ein, mit jedem Schritte ferner, verklingt das Leben jenseits der Gracht. In der Breestraat ist er gänzlich von der Sabbathstille umfangen.

Ein rötlicher Schimmer erfüllt die Luft, kein Laut, kein Windhauch, nur tiefes, feierliches Schweigen. Alles Unreine hat die Nacht verhüllt, so daß auch die Vlooienburg ihr Festgewand trägt, würdig der Sabbath-Königin. Da über-

fällt Baruch das Verlangen nach Menschen, die seine Sehnsucht teilen können. Er beschleunigt seine Schritte.

Von einem Alp befreit, atmet er auf, als er in den Lärm des Neuen-Markts tritt. Er eilt den Kloveniersburgwall entlang, durch das Duhlengäßchen, an den großen Schützenhöfen vorbei und sieht den Eisspiegel des Singels blinken. Man weist ihn an eine breite Tür, dort pocht er entschlossen.

«Was wünscht Ihr», antwortet Jan Pietersz durch das Schiebfensterchen.

«Ich bin der Schüler Spinoza.»

«Also doch! Tretet ein!»

Vor einem Kaminfeuer sitzen zwei Männer und «trinken» Tabak aus langen, rosig beschienenen Tonpfeifen. Jan Pietersz führt ihnen den Gast zu.

«Der junge jüdische Gelehrte. Ich habe Euch neulich von ihm erzählt, Jarig Jelles.»

Jarig bietet die Hand und auch der andre Raucher reicht die seine. Baruch verbeugt sich höflich.

«Ich heiße Simon de Vries, kenne übrigens Eueren Namen. Steht Euer Vater nicht mit dem Kaufherrn Keezer in Verbindung?»

«Ja, Mijnheer.»

Jan Pietersz bietet ihm freundlich einen Stuhl.

«Ihr werdet nicht böse sein, wenn wir heute noch unser Latein ruhen lassen. Simon de Vries ist gerade aus dem Haag zurückgekehrt. Wir stehen mitten in Weltgesprächen. Aber Ihr versprecht mir von nun an oft zu kommen, ich möchte auch von Euch lernen.»

De Vries beginnt von neuem:

«Die Oranier haben also gewonnen seit Frerik Heins Tod. Das Schloß im Haager Busch ist von der Witwe vollendet. Vom Anbeginn ein monarchisches Denkmal: die Königin von Böhmen hat den Grundstein gelegt, die holländische Grafenkammer hat den Bau mit Land und Geld unterstützt, im ganzen soll das Schlößchen an hunderttausend Gulden verschlungen haben. Jetzt, wo Frerik Hein nicht mehr lebt,

schmückt Amalie von Solms den Festsaal mit haushohen Triumphgemälden, die der Verherrlichung Marias dei Medici durch Rubens nacheifern. Die hohen Preise fließen in die Taschen Jordaens und van Tuldens. Die katholische Kunst der Flämen, die üppige Kirchen- und Fürstendienerin, überstrahlt Rembrandt!»

«Wer bezahlt, kann wählen», meint Jarig.

«Wenn das Geld Hollands nicht mitklänge bei diesem Handel und wenn's beim „Haus im Busch' bliebe! Aber Willem kann seiner hochgeborenen Frau auch sonst nicht genügen an Prunk und königlichem Auftreten. Der Hof im Haag wird erweitert, die Ausstattung aus Frankreich bezogen. Auch möchte der Statthalter das Palais des Prinzen Moritz kaufen. Dafür haben die Zuckerbauern in Brasilien Blut schwitzen müssen, und noch ist es mit Schulden belastet wie Hiob mit Schwären. Was nützt es dem Volk, wenn es über den Zuckerpalast lacht, es wird zahlen. Alle die Haager Herrn schwärmen entzückt davon, daß Willem mit dem Erbfeind friedlich verhandelt, und übersehen sein hochmütiges Wesen, übersehen, daß eine englische Prinzeß an seiner Seite steht, und der Sturz des englischen Throns Holland in größere Fährnis reißt, als das Geplänkel mit einem vernichteten Feind.»

«Unzufriedener», ruft Jan Pietersz. «Der junge Mann wird meinen, in eine Verschwörerrotte geraten zu sein.»

«Ich hörte noch nie über politische Verhältnisse sprechen.»

«Zudem hat De Vries recht», bemerkt Jelles. «Mit den Oraniern liegen die Pfaffen am Wort. Die kalvinische Inquisition droht allen, die eigener Meinung sind in Glaubenssachen. Man wird in diesem Lande so still und vorsichtig sein müssen, wie in Portugal, wenn man ein Gottesfreund ist.»

«In diesem Lande? Wie in Portugal? Mir schweben die Blutgerichte unserer Heimat vor Augen. Keine Familie in der Judenbuurt, die nicht einen Blutzeugen unter den ihren hätte.»

«Da kennt Ihr eben unser Land nicht. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Utrechter Union ist eine furchtverzerrte Fratze, alle Tücke birgt sich dahinter. Laßt nur Oranien den goldenen Reifen tragen, dann werdet Ihr es erleben, daß dem gehätschelten Volke der Mund noch sehr nach Ketzerblut wässert. Wenn auch die stolzen Handelsherrn sich ihren Freimut gönnen wie ihre anderen Köstlichkeiten, im Volke herrscht der alte Gott mit seinen Blutaltären, die Duldsamkeit ist eine bröckelige Tünche. Wollt Ihr den Kern unseres Volkes schauen, braucht Ihr nur ein Jahrhundert mit den Taten zu laufen, die es hat geschehen lassen.»

«Ich wäre Euch dankbar», bittet Baruch.

«Ihr erinnert Euch des Brandes der Neuen-Kirch, vor zwei Jahren. Da ist auch ein verkohlter Balken zusamt dem niederbrechenden Dachstuhle in den Schutt gefallen, der hatte ober der Kanzel gehangen. Auf ihm war ein merkwürdiges Sprüchlein zu lesen gewesen:

‚Als men vyfhondert vyfendertig schreef
Menig man en vrouw naakt hier liep.'

Im Salzgäßchen hatte der Tuchhändler Sibertsen sein Haus aufgetan und etliche Männer und Frauen zu heimlichem Gottesdienste versammelt. Sie haben die Schrift gelesen und die Psalme des königlichen Propheten gesungen. Aus ihrer Mitte ist eines Tags ein Schneiderlein aufgestanden, des Geistes voll, und hat gepredigt: ‚Ich habe Gott gesehen von Angesicht zu Angesicht. Ich war in den Himmel entzückt und bin in die Hölle gefahren. Nun aber ist das Gericht des Herrn gekommen. Ihr müßt alle in den Abgrund versinken! Auch du, Klaas Jansen!' Ein großer Schreck ist über den Genannten gekommen: ‚O Vater, der du im Himmel bist, erbarm dich meiner Seel!'»

Alle lauschen ermuntert der lebhaften Art Jarigs.

«Das Schneiderlein hat segnend die Hände ausgestreckt und vor Rührung geweint. ‚Der Vater hat Erbarmen mit dir, Klaas Jansen', hat es gemeint. ‚Du bist nun sein Sohn und

aller Sünden bar. Aber dennoch kommt das Gericht!' Da haben alle ihre Kleider zerrissen und sie ins Feuer geworfen und sind, wie im Spruche steht, nackend auf die Gasse gelaufen: ‚Wehe, wehe! Rache, Rache! O himmlischer Vater!' So haben sie geschrieen und den letzten Tag verkündigt. Ein Schöpp hat sein Weib unter den Laufenden erkannt und ihr eilig seinen Mantel übergeworfen. Sie aber hat ihn fortgeschleudert: das Ebenbild Gottes brauche sich nicht zu schämen.

Alle sind gefaßt worden und die Frauen enthauptet. Bis das Richtschwert in ihre Nacken gefahren ist, haben sie gesungen und Gott gelobt. Die Männer aber hat man auf Bänke geworfen, ihre Brust aufgehauen, ihre zuckenden Herzen aus den Leibern gerissen und sie ihnen ums Maul geschlagen, die Verächzenden hat man gevierteilt und ihre Glieder ans Rad genagelt. Das Volk hat ein großes Fest mit Saufen und Tanz begangen.

Ein gleiches Gericht ist zwei Jahre darauf geschehen, als ein Haufe Taufgesinnter in unsere Stadt eingedrungen war.

Nach dreißig Jahren ist der spanische Bluthund ins Land gekommen und hat dessen üppigen Körper in ein bettelhaftes Angstgespenst verwandelt. Ein Schreiber dieser Zeit sagt: ‚Der Rauch von den Verbrannten hat den Himmel mit so dickem Qualm überzogen, daß die Strahlen der Sonne kaum durchgebrochen sind. Am allergrausamsten war es aber, daß man den andren das Weinen und Seufzen um ihre Blutsverwandten verboten hat, ja sie wohl deswegen auf die Peinbank geschleppt hat.' — Was aber hat der Opfertod der Grafen Egmont und Hoorn gefruchtet, und was die Qualen der tausend anderen?

Holland hat die spanische Furie wohl erstickt — allein nicht fünfzig Jahre war Alba aus dem Lande, da sind auch schon Gomaristen und Arminianer einander an den Kehlen gelegen. Oranien, die kalvinistischen Pfaffen und das Volk auf der einen — Oldenbarneveldt, Hugo de Groot und die Arminianer auf der anderen Seite. Ich war ein kleiner

Junge, da ist Oldenbarneveldt im Haager Binnenhof hingerichtet worden. Man sagt, ein Fußfall vor Oranien hätte sein greises Haupt gerettet, allein, der den Staat zur Blüte gebracht hatte, wollte sein Gewissen nicht vor des jungen Fürsten Füße werfen.

Seither stehen wir im Kleinkrieg. Der Kirchenrat hat überall seinen Argwohn. Der kleine Mann steht in seinem Dienst; die Prädikanten wissen dessen niedrigste Wut zu nützen, den Instinkthaß gegen Geistesbildung. Um den gepriesenen holländischen Freimut wird heißer gekämpft als um die Freiheit aus den spanischen Ketten. In den Ratsstuben hängt der Sieg oft von einer Stimme ab.»

Jarig ist im Erzählen, und das Kaminfeuer wärmt nicht nur die Glieder.

«Kennt Ihr die Historie von Geurt Dietriks van Beuningen, die sich in den Dreißigerjahren zugetragen hat?»

Baruch verneint.

«Geurt Dietriks, Bürgermeister unserer guten Stadt, ist auf den Tod darnieder gelegen und Meister Niklas Tulp hat alle Hoffnung aufgeben müssen, ihn wieder heil auf die Beine zu stellen. Zur selbigen Zeit war Maastrich gefallen; da haben die Orangisten einen Vorstoß machen zu müssen vermeint und den Antrag gestellt, daß Amsterdam im Staatsrate seine entscheidende Stimme dafür einsetzen solle, dem Prinzen nebst dem Hoheitstitel unbeschränkte Macht über Heer und Flotte zu geben. Auf den Straßen hat sich, von den Prädikanten verhetzt, das Volk bei jedem geringsten Anlasse gerottet, um für Frerik Hein zu lärmen und zu drohen. Auch bedachte Ratsherren sind schwankend geworden, so daß jene Abstimmung eine gleiche Zahl für und wider hätte ergeben müssen.

Der Schöpp und spätere Bürgermeister Gerard Schaap eilt nun zu Geurt Dietriks. Der hört die Sache bekümmert an, dann fragt er den Heilmeister Tulp, der gerade bei ihm sitzt, ob es das Leben kosten würde, wenn er selber nach dem Rechten sähe. Tulp schaut nur zu Boden. Da befiehlt

Beuningen der Hausfrau, das Staatskleid zusamt den Ehrenketten und den Degen zu bringen, und läßt sich ankleiden. Er ist so schwach, daß er nicht stehen kann, aber sein Mut ist so gewaltig, daß keiner widerspricht. Niklas Tulp und Gerard Schaap tragen den leichten Mann nach seinem Willen und sein junger Sohn Konraad läuft mit.

Die Ratsversammlung aber verstummt, und so mancher Mann wird blaß, als sie den Beuningen auf den Bürgermeisterstuhl niederlassen. Der junge Konraad bleibt Hand in Hand bei seinem Vater. Geurt blickt nur schweigend von Mann zu Mann und zählt, die ihre Blicke vor dem seinen senken. Dann spricht er mit aller Kraft: ‚Wir stimmen!' — So fällt der Antrag gegen eine Stimme Mehrheit. Darauf ist Geurt in tiefe Ohnmacht gesunken, aus der er nimmer erwacht ist.»

Die drei Männer und der Jüngling schweigen ergriffen. Dann flüstert Baruch leise: «Ich danke Euch, Mijnheer, Ihr habt mich in eine Welt schauen lassen.»

Sie lächeln ihm freundlich zu.

«Wenn Ihr erst die Kirchenväter lesen werdet, was Euren Studien mehr entspricht», ruft Jan Pietersz.

Es liegt so viel Offenheit in ihren Mienen, daß Baruch sich glücklich fühlt.

Da dringen, unvermutet zu so später Abendzeit, von der schweigenden Gasse Glockenstimmen herein.

Sie lauschen gespannt. Immer neue Glocken. Die Gasse erwacht. Rufe von Ufer zu Ufer. Klappernde Holzschuhe, Gesang, Schreien junger Stimmen, über alles hinweg die Glocken.

«Friede», murmelt Jarig Jelles.

Sie werfen ihre Pelze um und eilen ins Freie.

Einige Burschen und Dirnen drängen Arm in Arm an ihnen vorbei, ein Loblied auf Oranien singend.

Die Straßen sind erfüllt von jubelnden Menschen.

«Holland ist frei! . . . Nordflandern ist unser und Nordbrabant! . . . Holländisch ist die Maas! . . . Heil Willem! Heil Oranien!»

Im Sommer dieses Jahres sitzt Baruch zu Füßen des Chacham Morteira, der seinen Hörern den Weg durch das Wirrsal des Talmud weist. Der «Baum des Lebens» bietet seinen Schülern in den letzten beiden Studienjahren diese herbe Frucht. Zunächst werden die Erzählungen der Urüberlieferung, der Mischna, erläutert, dann ihre Ergänzungen in der Gemara gelesen und schließlich das umfangreiche Glossarium des ganzen Talmud, Tosafot. Baruch war mit stolzen Hoffnungen an die gepriesene Lehre getreten, Morteira hatte ihm verheißen, daß er im Talmud die Antwort seiner Fragen finden werde, auch Jehuda hatte stets ehrfürchtig von der talmudischen Darlegung des Gesetzes gesprochen.

Tag und Nacht sind über seinem Eifer hin; Tag und Nacht haben ihre Grenzen verloren. Oft hat der Morgen die niedergebrannte Kerzenflamme überstrahlt und den geröteten Augen des jungen Forschers weh getan. Dann wieder ist der Kopf des Übermüden am hellen Mittage auf das offene Buch niedergesunken, und Baruch ist erst spät in der Nacht erwacht. Seine Wangen sind durchscheinend blaß und seine Augen schimmern krankhaft. Jan Pietersz, den er nur selten besucht, spricht ihm besorgt zu und wagt nicht mit seinem Latein zu beginnen.

In der Schule wird Baruch immer gereizter. Weder Zacuto noch Naar, auch nicht Samuel de Casseres, der häufiger als je in das Haus Michaels kommt, wagen sich an die Meinungen Baruchs heran, zumal Morteira Baruch mit besonderer Achtung behandelt und ihn nur zu den schwierigsten Fragen ruft. Die Mißgunst Zacutos und Naars wächst zum Hasse aus. Samuel ist im Grunde ein guter Junge, der niemand hassen kann.

Eine warme Herbstnacht ruht über Amsterdam. Baruch findet in der Gemara neue, düstere Hinweise auf eine Geheimlehre, darnach die mosaische Schöpfungsgeschichte und die Erscheinung Ezechiels am Flusse Chebar ihre Erklärung finden sollten.

Eine quälende Unruhe befällt ihn. Immer neue Geheimnisse! Als sei das Allerheiligste noch nicht verhüllt genug. Ein wehrender Vorhang bauscht sich vor dem andern.

Er tritt ans offene Fenster. Die Sterne strahlen in unstetem Lichte durch die gereinigte Nachtluft. Er hat gehört, daß die heidnischen Völker am Sternenhimmel ihre Götter und Heroen wandelnd glaubten und jedem Himmelskörper ein Klingen zuschrieben, das, erhaben über menschlichem Vernehmen, im Vereine unzähliger verwandter Klänge, mit ewiger Harmonie den Raum erfülle. Ungelöste Sehnsucht schien in diesem Glauben verklärt. So fanden die Alten ihren Frieden in der Schönheit des Gedankens, wenn ihrem Geiste die unerbittliche Schranke gesetzt war. Baruch schaut auf die stumme Gracht nieder. Vom Giebel einer kleinen Bootshütte blinkt ein Licht. Dort schläft in der Enge der Ferge mit seinem Weibe und den rotbackigen Kindern, die tagsüber ihr Spiel dem Rande der Lastschüte entlang treiben. Jetzt schlafen sie alle enggedrängt, friedlich und sorglos. Kein Gedanke hält sie wach. Sie haben ihre Tagesmühe und ihr Auskommen. Ihre Sehnsucht reicht nicht über die Schüssel und das Lager hinaus. Seine Sehnsucht wird gehetzt, wie ein flüchtendes Tier — von Lager zu Lager. Über Moses zu den Propheten. Über die Propheten zur Mischna. Von da zur Gemara. Und aus beiden weisen die dunklen, warnenden Sätze auf das Geheimnis. Wird das den Frieden bringen? Wird es den Weg erschließen? Vielleicht glüht in der Weisheit jener Christen, die ihm Beelthouwer verheißen hat, der Wahrheitsfunke.

Morteira soll ihm antworten.

Rabbi Morteira sitzt vor dem venetianischen Spiegel und strählt seinen Bart. Wohlgefällig folgen die weißen, schlanken Finger dem Elfenbeinkamme in streichelnder Zärtlichkeit. Ein Bart, wie ihn der erste hohe Priester getragen hat, als er Israel den Tanz um das goldene Kalb lehrte. Kein sturmgezaustes, ellenlanges Wirrsal, in das sich die Hand des Gesetzgebers zornig verkrampft, nachdem sie die Tafel der Gebote zerschmettert hat; weiches Seidengefälle, darüber die Blicke der Frauen schimmern, wenn der Chacham predigt.

Ungehalten wirft Morteira den Kamm auf ein samtbehangenes Tischchen, als Baruch eintritt. Dann hört er den Wunsch seines Lieblingsschülers und weist gnädig auf einen Schemel.

«Nicht nur meine Pflicht ist es, dich zu hören, Baruch, sondern Freude, daß du mich zum Vertrauten deiner Bedrängnis machst.»

Baruch scheint die Güte überhört zu haben. Er spricht in kurzen Sätzen. Seine Augen haften am Boden. Er bemerkt die Erregung Morteiras nicht und dessen schwer unterdrückten Triumph. Der Chacham hat auf diesen Augenblick gelauert; er ist entschlossen, den begabten Jüngling ganz an seine Person zu fesseln. Er will einen Schüler gewinnen, der seinen Ruhm zu mehren imstande ist. Die anderen Hörer der Talmud-Akademie scheinen zu unbedeutend, ihm, der Fackel der Synagoge — so wird er auch von Christen genannt — angemessen zu dienen. Was der junge De Spinoza da vorbringt, stimmt ja wesentlich mit seinen eigenen Jugendzweifeln überein. Er hat das alles überwunden, als er die Geheimlehre kennen lernte, die dem Judentume erst den gotteswürdigen Sinn verleiht. Noch wäre es aber gefährlich, den Jüngling in die Kabbala einzuweihen.

Baruch schweigt und richtet seinen forschenden Blick auf Morteira. Der erhebt sich feierlich, legt die Hände auf den Scheitel des Schülers.

«Ich segne die Stunde, die deinen Schritt zu mir gelenkt

hat. Dein Herz dürstet darnach, in die tiefste Verborgenheit unseres Glaubens zu dringen. Wohl dir, du bist vielleicht berufen, unserer höchsten Hoffnung, der Erlösung aus knechtischer Schmach, voranzuschreiten und dem Ersehnten die Wege zu bereiten. Es soll keine Tiefe vor dir verhüllt bleiben. Doch höre erst die Warnung der Gemara: sie ruft den Zorn des Höchsten auf dessen Haupt nieder, der die gefürchteten Schleier vor einem Manne unbesorgten Herzens hebt. Fern sei, deinen heiligen Eifer zu erschrecken, doch du mußt mir die Gewißheit geben, daß dein Herz stark ist und mächtig, des Wundergartens schweres Geheimnis zu tragen.»

Darauf ergreift Morteira eine Talmudausgabe und blättert lange darin, endlich scheint er die Stelle gefunden zu haben.

«Höre, so spricht die Gemara: ‚Vier gingen in den Garten der Wonne: Ben Asai, Ben Soma, Acher und Rabbi Akiba. Ben Asai blickte um sich und starb. Ihm gilt das Wort der heiligen Schrift: Der Tod eines Frommen ist dem Ewigen wert. Ben Soma blickte um sich und ward ein Narr. Sein Schriftwort besagt: Hast du Honig gefunden, so iß nur soviel, als dir genügt, auf daß du, übersättigt, ihn nicht speien mußt. Acher aber raste, zerstampfte Blumen und Blätter. Ben Akiba allein ging friedvoll ein und aus, denn der Heilige, dessen Name gepriesen sei, segnete ihn: Dieser Greis bleibe heil.‘ — Du forderst Schweres zu schauen, Baruch. Denke an Acher, den Rasenden, und Ben Soma, den Narren.»

«Was soll ich tun, Rabbi?»

Morteira sinnt lange. Baruchs Verstand schien ihm stets so verlockend als gefährlich. Er darf den Dürstenden nicht ziehen lassen, er würde ihn für immer verlieren. Manasse trüge dann keine Bedenken. Auch schreibt Aboab immer unzufriedenere Briefe aus Brasilien. Baruch muß gewonnen sein, bevor Aboab zurückkehrt.

Die Blicke des Chachams irren über die stattlichen Bücherreihen hin. Die Hände verwirren unachtsam die Lieblingszier seines Kopfes. Dann faßt er einen Folianten.

«Du kennst den großen Maimonides gewiß nicht, den Pfeiler unseres Glaubens, oder du kennst ihn nur dem Namen nach. Nimm dies sein erhabenstes Werk. Lies es und bring es wohlbehalten wieder zu mir. Dann wollen wir sehen.»

Baruch schlägt den Titel auf. ‚Moreh Nebuchim' steht in goldenen Lettern auf dem gebräunten Blatte: ‚Führer der Irrenden'.

Baruch entfernt sich eilig, fast ohne Gruß. Morteira tritt lächelnd wieder vor den Spiegel und tastet nach dem Kamme, ohne einen Blick von seinem Bilde zu wenden.

Zwei Wochen ist Baruch dem «Baume des Lebens» ferne geblieben. Der Chacham selbst hat ihm geraten, ganz dem ‚Führer der Irrenden' zu leben.

Dann hat Baruch den schweren Band zurückgetragen, Morteira ist nicht zu Hause gewesen.

Baruch schlendert durch das Reguliertor. Von da führt der Weg nach Ouderkerk, hier warten die Gefährte nach Utrecht.

Er muß sich durch das Gewühl des Viehmarktes drängen. Im Frühjahr werden die mageren Stücke aus Dänemark zugetrieben und im Herbst verkaufen die Weiber das fette Vieh: Rinder und Pferde.

Zwei Preise sind am Tore des Pferdemarktes ausgehängt, ein silberner Roßkamm und ein Paar Silbersporen.

Die Weiber tragen hohe Wollsocken und weißgestrichene Holzpantoffel. Mit ihrem Knüppel hauen sie auf das dichtgedrängte Vieh ein, um für sich und den Käufer Platz zu schaffen. Die Kühe blöken schmerzlich, aus den ungemolkenen, überstrotzenden Eutern tropft die Milch. Kaum daß die Stimmen der Verkäufer den Lärm überschreien können.

Weiter draußen ist eine lange Bahn festlich geschmückt. Dort wird am Nachmittage das Ringelrennen abgehalten werden. An zierlich bemalten Galgen harren die Ringlein.

Baruch schreitet tüchtig aus, um dem Brüllen der Kühe

schnell zu entgehen. Ein frischer Wind weht über das sonnenhelle Land und rauscht in den Silberweiden.

Baruch ist froh, Morteira nicht getroffen zu haben, er hätte ihm Rede stehen müssen. Aber noch war er mit sich selbst nicht einig.

Der Chacham hat Maimonides den Pfeiler des Glaubens geheißen, er selbst würde ihn den Sturmwidder nennen, der die letzten Säulen des heiligen Tempels sprengt.

Wie eine frohe Botschaft waren die einleitenden Worte des Führers erklungen: Alle, die ihre Blicke zu den letzten Dingen gewendet und darüber den Glauben verloren haben, sollen ihn wieder erhalten, nicht in Ketten des Gehorsams und sklavischer Folgsamkeit, sondern getragen von Wissenschaft. Gottesliebe: geläuterte Erkenntnis des heiligen Wortes, nicht frommer Silbendienst!

Das schien der heilige Weg.

Baruch hat Zeile um Zeile an sich gerissen und, als das letzte Wort vernommen war, das berühmte Werk von neuem begonnen, dann aber, bitter enttäuscht, zurückgestoßen.

Maimonides lehrt: Wo die Wissenschaft mit klaren Beweisen wider Gottes Wort zu sprechen scheint, war es falsch verstanden, denn es ist undenkbar, daß Gottes Wort nicht die Summe der Wahrheit enthalte.

Maimonides bekennt: Er würde die Weltschöpfung aus dem Nichts leugnen, wenn die Entgegnungen der Gelehrten stark genug wären. Dann müßte der Glaube an Wunder und Gesichte fallen und Moses und der Propheten Lehre neue Deutung erfahren. Wenn die Entgegnungen stark genug wären!

Feigster Zweifel: die Worte der Schrift in einen fremden Sinn pressen! Baruch klingen die Deutungen des Talmud verzweifelt genug. Nur in ihrer Zeit sind Moses und die Propheten zu verstehen. Diese Zeit scheint versunken, verloren, tot.

Das lehrt die Deutungssucht der Mischna und der Gemara, das scheint Maimonides zu fühlen.

Muß die Schrift vor den Schlüssen der Wissenschaft stürzen, so waren ihre Lehren vergängliche Menschenlaute. Und vielleicht sind die umwälzenden Beweise seit Maimonides erbracht.

Baruch ist ja selbst in die enge Umzäunung der jüdischen Gelehrsamkeit gezwängt, er darf nicht ahnen, was die Weltweisen seither erkannt haben. Er hat nur dunkel vernommen, daß in Italien Großes gedacht worden sei, daß auch hier in Holland die Prediger eine neue Lehre bekämpfen. Wenn nun die Philosophen einen Gedanken wie den der Unendlichkeit gerechtfertigt hätten!

Baruch ergreift das Geländer eines Steges. Seine Brust stürmt. Er fiebert vor dem Gedanken an eine Geisteskühnheit, die alle Schöpfungsschranken überfliegen könnte in ein ewiges unbegrenztes All.

Wie eine unmittelbare, fürchterliche Wahrheit erfaßt es ihn: entweder die Ewigkeit der Welt oder Moses und die Propheten.

Undenkbar, beides zu einen.

Am Horizonte türmen sich über dunklen Wolkenbänken helle Ballen, gleich geblähten Segeln. Darüber ziehen leuchtende Gebilde hin, gekrönt von strahlenden Flocken, ein silberblinkender Mövenflug über weißen Wimpeln.

Als wetterschweres Gewölk ist das Gesetz Gottes auf Sinai niedergesunken. Das wandernde Volk hat vor der Stimme erzittern müssen, die aus den Wolken gesprochen, Gericht und Wohlfahrt verheißen hat. Die Wege des Fürsten und der Propheten sind den Bahnen des Blitzes gleich, blendend und gefolgt vom Rufe der Rache. Davids Harfe bebt in fürchtigem Lobgesang und ihre Lieblichkeit ist die der zitternden Dienerin. Salomons Weisheit ist ein schmerzlicher Verzicht. Rechtlos, unterworfen liegt das Geschaffene vor seinem Bildner, unfrei, knechtisch.

Krumm sind Maimonides' Wege, krumm und gefährlich. Sie rauben dem Knechte den Anblick des Herrn, dessen er bedarf, und suchen den Freien in die Ketten zu locken. Un-

möglich, die Glaubensbotschaft der Knechte mit dem Freiheitssiegel zu zeichnen! Keine Brücke ist vom Glauben zum Wissen gespannt.

Ein Strahlengewölke, frei über dem Gewitter ziehend, muß die Erkenntnis über den Fesseln des Wortes schweben. Sie weist den andern Weg, zum andern Gott, zum Gotte der Freien.

Maimonides legt die Hand vor seine geblendeten Augen. Er will das neue Licht nicht nackt schauen. Er spürt die Wärme des Lichtes und sucht es in die alten Schleier zu hüllen. Baruch aber muß dem Wege der leuchtenden Wolke folgen.

Und die Geheimlehre Morteiras? Als der Chacham ihren Namen genannt hat, haben seine Augen in düsterem Brande geleuchtet. Baruch denkt der Warnung des Rabbi Eliezer, der vom Feuer der Weisen gesprochen hat: ‚Du mußt ihre Kohlen achten, daß du dich nicht verbrennst, ihr Biß ist wie der Biß des Fuchses, ihr Stich der eines Skorpions, ihr Zischen das der Schlange. Alle ihre Urteile gleichen glühenden Kohlen.‘

Mose Zacuto hatte erfahren, warum Baruch die Schule nicht besucht, denn dieser hat aus seiner Unterredung mit Morteira vor Casseres kein Hehl gemacht. Zacutos eifersüchtiger Haß ist dadurch bitter aufgestachelt, er verfolgt den Unglücklichen in schlaflosen Nächten. Zacuto entschließt sich, gleich Baruch, an Morteiras Tür zu pochen.

Während Baruch auf dem Wege nach Ouderkerk dem Fluge der Wolken eigenartigen Sinn gibt, stammelt Zacuto seine leidenschaftliche Bitte. Morteira merkt die kaum verhüllte Eifersucht, allein sein Selbstgefühl ist wollüstig geschmeichelt: seine Schüler drängten sich um ihn. Zudem denkt er seinen Absichten besser zu dienen, wenn er neben den scheinbar kühl erwägenden De Spinoza einen Fanatiker stellt. Er hält Baruch für die Erkenntnis zu jung, daß es dem Fanatiker unmöglich sei, an das Wesen der Begriffe

zu gelangen, da seine Kraft an den Schalen zersprüht, weit möglicher scheint es, daß Jugend an Jugend Feuer finge. Er verspricht dem Ehrgeizigen kurzer Hand, ihm zugleich mit Baruch den Wundergarten zu erschließen. Zacuto küßt, zitternd vor Freude, Morteiras Rechte.

«Noch bin ich unwürdig, Rabbi. Gestatte mir eine Frist, vier Wochen. Ich habe, als ich noch ein unverständiger Knabe war und nicht den Atem des Verführers von dem Hauch des Heiligen unterscheiden konnte, die Teufelssprache der Heiden gelernt. Noch leben einige Worte in mir, aus deren Klang die Sünde verlautet. Ich will vier Wochen fasten und beten. Es wird mir gelingen, die Schändlichkeit des Latein mit den Himmelslauten der heiligen Sprache zu überwinden.»

Morteira preist ergriffen den hingebungsvollen Eifer.

Da Baruch das Haus betritt, gewahrt er Mirjam, von Samuel de Casseres umschlungen, in der dunkelsten Treppenecke. Sie haben ihn zu spät vernommen, sie fahren erschrocken voneinander, beide mit überglühten Gesichtern, die Augen zu Boden geschlagen. Baruch bleibt betreten stehen.

Zuerst findet Mirjam Fassung.

«Keinem was verraten», bettelt sie leise.

«Wir haben uns heimlich verlobt», flüstert Samuel, die Hand seines Mitschülers ergreifend. «Du mußt unser Geheimnis hüten.»

«Du solltest klüger sein, Samuel; Mirjam ist noch ein Kind.»

«Ein Kind bin ich noch», ruft die Gekränkte. «Du weißt recht gut, daß Samuels Mutter nur um ein Jahr älter war, als sie geheiratet hat.»

Baruch zuckt die Achseln und steigt die Treppe hinauf. Er ist traurig geworden und weiß nicht warum. Er sehnt sich nach seiner Mutter.

Die schmerzliche Liebe Jehudas kommt ihm in den Sinn. In seiner Kammer langt er nach den Gedichten Jehuda Halevis.

Das Liebespaar steht noch in der Flur.

«Daß er nichts sagt», meint der junge Mann besorgt.

«Der hat's vielleicht schon wieder vergessen. Sein Kopf ist immer wo anders als seine Augen — daß nur kein Narr aus ihm wird!»

Samuel muß lachen.

«Gib mir das Band aus deinem Haar», flüstert er. «Ich will etwas haben, das dich berührt hat.»

«Du sollst etwas anderes bekommen», haucht sie glühend. «Aber nicht zusehen!»

Samuel wendet sich gehorsam weg. Mirjam knüpft ihren Amulettbrief vorsichtig von der Brust, ein buntbemaltes Pergament, mit verschnörkelten Schriftzügen überzogen, an einem hänfernen Bande.

Samuel küßt das Geschenk.

«Willst du meines dafür?»

«Ja.»

Der Tausch ist geschehen. Nach einem langen Kuß verläßt der junge Glücksritter das Haus.

Baruch geht durch das Duhlengäßchen. Da fällt ihm eine Erzählung der Mischna ein, er muß lächeln.

Ben Doma fragte seinen Oheim, den Rabbi Ismael: ‚Ich habe das Gesetz studiert, darf ich nun die griechische Wissenschaft erlernen?' Ein Vers war die Antwort: ‚Das Gesetz soll nicht aus deinem Munde weichen, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Nun suche eine Stunde, die weder Tag noch Nacht ist, und benütze sie, die griechische Wissenschaft zu erlernen'.

Baruch geht gewöhnlich in der Dämmerung zu Beelthouwer.

«Endlich schaut Ihr wieder fröhlicher drein», meint Jan Pietersz.

Baruch erzählt, weshalb er sich in den letzten Wochen nicht hat blicken lassen. Dann bekennt er seine Gedanken über Maimonides.

Beelthouwer hat immer ernster zugehört.

«Wenn ich Euch meine Meinung sagen soll, De Spinoza: Ihr seid kein Jude mehr.»

Baruch fährt auf: «Ihr sagt das ruhig, und ich werde darüber beinahe krank!»

«Daran ist nichts Siechendes. Ich bin auch kein Christ, wie die Prädikanten einen wollen. Mich bekümmert das nicht.»

«Ihr steht für Euch, ich aber muß mit ihnen sein. Noch hab ich ihren Brunnen nicht ausgeschöpft, einen Eimer noch muß ich heben. Ich darf mein Herz nicht öffnen, wo man mein Herz zu schauen fordert. Erlügen muß ich mir diesen letzten Blick. Und wenn Morteiras Lehre einen Schlüssel bietet, dann bin ich ein Sünder gewesen, der Schmach Da Costas würdig.»

«Ich war auch nicht immer so einsam wie jetzt. Meine Ansichten in Glaubensdingen haben meiner Mutter Tränen gekostet, und ich habe darüber eine liebe Braut verloren. Aber was bedeutet das Leben eines einfachen Mannes, das Wasser der Grachten wird darum nicht wohlriechend.»

Sie schweigen lange, dann beginnt Beelthouwer von neuem.

«Seht, junger Freund, ich teile die Menschen, da es gerade Mode ist, sie säuberlich zu sondern, nicht in Dunkel- und Flachshaarige, in Dürre oder Fette, um daraus Gründe der Wertschätzung oder Verachtung zu gewinnen, gefällt doch einem Jeden seine Larve zu sehr, auch trenne ich sie nicht in Kirchenknechte und Freimütlinge, da der Freimut zuviel gefährliches Gesindel deckt. Alle seh ich unter ihrer Not stehen, nur daß die einen im großen Heere ziehen, sei es als stolze Ritter in der Nähe des Feldherren oder als protzige Kanoniere oder gar im Lumpenvolk des Trosses, und daß die andern beiseite bleiben, weil sie unter ihrer Schädeldecke mehr Gesellschaft haben, als ihnen lieb ist. Jene suchen sich mit den Menschen ins Reine zu bringen und verlieren dabei ihr Innerstes, dafür haben sie einen

gesunden Schlaf, die andern suchen die Menschen so lange mit ihrem Innersten auseinanderzusetzen, bis ihnen mehr oder minder feierlich der Stuhl vor die Tür gestellt wird.

Die Weisen scheinen ja allezeit einsam gewandert zu sein und nicht mit im Heere, aber ich hüte mich das zu behaupten, denn ich kann nicht mit den Augen eines Heerläufers sehen, und die haben auch ihre Heiligen.

Was Euer Gewissen beunruhigt, gibt mir die Gewißheit, daß Ihr siegen werdet.

Ich habe Euch schon so manches von Augustinus erzählt. Der hat auch mit der Welt gerungen, bis er sein Eigentum gefunden hat.»

«Und wie hat er es gefunden?»

«Wie jeder, der abseits gehen muß: im Hange nach Wahrheit.»

«Glaubt Ihr nicht, daß alle Menschen der Wahrheit nachgehen?»

«Nein. Die meisten haben nur den Nesttrieb. Sie tragen keine Verantwortlichkeit in sich, weil sie kein Eigentum besitzen. Ihr Gewissen heißt: Gehorsam, ihre Wahrheit: Glaube. Wehe dem Fürsten, der ihnen die Freiheit gibt und ihnen den Glauben nimmt.»

«Ihr helft meinen Gedanken über Moses und Maimonides.»

«Ich glaube, De Spinoza, daß Maimonides zu den vielen zählt, die ihr warmes Glaubensnest von der Winterschärfe der Wissenschaft gefährdet wissen. Er handelt wie jener spitzfindige Hamster, der sein Lager mit Schneeflocken füttern wollte, das Ende war ein durchnäßtes, fauliges Bett.»

Baruch denkt an die Worte Jehudas: Die Wahrheit bedarf des Mannes.

«Augustin», fährt Jan Pietersz fort, «findet in seiner Wahrheitsnotdurft sein Eigentum. Das ist seine Größe: er steht unter dem Wahrheitszwang, da er in ihm den wahren Gott ahnt. Für ihn ist das Gewissen kein Gewand aus fremden Webereien, womit er einen abgemagerten Glauben behängen könnte, sondern heiligendes Erlebnis. So wird

er in sein Selbst zurückgeführt, da seine Augen nur dort die Glorie der Heiligkeit erblicken, wo er erlebt. ‚Fliehe den Markt des Lebens und geh in dich: deines Herzens Stimme allein ist wahr!'»

Baruch blickt zum Fenster hinüber, dort hebt sich vom Dämmerlichte der schwarze Schattenriß seines Freundes. Er fühlt Beelthouwers Herzensschlag durch die Stille der Werkstatt an seine Brust herüberpulsen.

Was drängt die Menschen dazu, ihm ihr Bestes zu offenbaren? Die Mutter — Jehuda — Beelthouwer. Ahnen sie, was er kaum zu hoffen wagt, daß er den heiligen Weg betreten werde?

Ein ungekanntes Glück ergreift ihn so befreiend, daß er kämpfen muß, um nicht in Jubel auszubrechen.

Da dringt leise Jan Pietersz Stimme herüber:

«Und doch weiß ich nicht, ob Augustinus den Gott seiner Sehnsucht geschaut hat. In seinem Gottesstaat donnert das Wetter von Sinai.»

In Baruch hallen noch übermächtig die Worte des Kirchenvaters: Deines Herzens Stimme allein ist wahr.

Und hätte Augustinus nie das heilige Land betreten, so war er doch voll der Zuversicht, die heiligt.

Es treibt Baruch hinaus. Er drückt wortlos die Hände des Freundes und verläßt das Singelhaus. Sein Herz ist zu voll.

Im Duhlengäßchen vernimmt er seinen Namen. Er wendet sich um; Mose Zacuto holt ihn ein.

«Wo warst du?»

«Bei einem Freunde.»

«Dein Freund ist ein Kollegiant. Das ist ein gefährlicher Verkehr.»

«Sorge für deinen Umgang, Zacuto, laß die andern ihre Wege gehen.»

«Auch wenn ich die anderen brüderlich liebe?»

Baruch bleibt stumm.

«Unsre Freundschaft wird in wenigen Wochen durch ein Geheimnis gefestigt.»

Baruch blickt erstaunt in das zuckende Gesicht.

«Unser weiser Chacham, sein Wille sei gelobt, hat mir versprochen, daß ich gemeinsam mit dir, Baruch, den Wundergarten betreten werde.»

«Du mit mir, gemeinsam?»

«Ja», flüstert Zacuto, «es wird sich ein Band um unsre Hände schlingen, unzersprengbar. Wir werden in Wahrheit Brüder sein. Ich warne dich vor dem Goj. Die Weisheit Salomons sagt: ‚Geh nicht auf der Gottlosen Pfad und tritt nicht auf den Steig der Bösen.'»

«Warne dich selbst vor deinem Urteil. ‚Falsche Mäuler decken Haß; wer verleumdet, ist ein Narr', sagt Salomo etliche Verse später.»

Es verschlägt Zacuto die Antwort. Er bleibt stehen. Baruch läßt ihn zurück, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

Nenn ihn nicht grausam, den Pflanzer des Erkenntnisbaumes, denn dieser durfte nicht fehlen. Sein Fluch gilt den Knechten allein, die essen alle Tage den Tod an seinen Früchten.

Mose Zacutos Leben ist ein Beten und Fasten geworden.

Jeder Gedanke an Baruch befällt seinen Leib wie eine Krankheit.

Morteira hält beide Schüler hin. Er ist Baruch gegenüber unsicher geworden, und Zacutos Leidenschaft erschreckt ihn. Zwar weist er Zacutos Verdacht, Baruch übertrete die Glaubensgemeinschaft und verkehre lieber mit Kollegianten, lächelnd zurück, allein die Unterredung über Maimonides hat ihn unbefriedigt gelassen. Es verstreicht der Winter und Frühling, ohne daß er den Garten der Wunder und Geheimnisse geöffnet hätte.

Im «Tapeithuis» ist Sorge und Krankheit eingezogen. Isaak liegt in seiner Kammer, und Michael vermißt die junge Kraft seines Sohnes bei den Geschäften schwer. Manchmal ruht sein Blick mit scheuem Wunsche auf Baruch, allein er spricht nicht, denn er weiß, daß solche Pläne kein Ohr fänden.

Kühl ist das Boudoir Marias von England im Haager Hof. Es liegt auf der Nordseite, gegen den Schloßteich, der von uralten Linden umsäumt ist, über dessen dunklem Spiegel Schwäne gleiten.

Die blasse Frau steht vor einem florumhüllten Gemälde, spärliche Tränen perlen über ihre geröteten, langbewimperten Lider und netzen die schmalen Wangen.

Da vernimmt sie ein Klirren von der Tapetentür her und trocknet hastig ihr Gesicht.

Wilhelm von Nassau ist gleich seiner Frau in Trauer gekleidet.

Marias Blicke richten sich leidenschaftlich gespannt auf den Eintretenden.

«Sie wollen nicht», stößt der Prinz hervor. Er wirft sich in einen niedrigen Armstuhl, verschränkt die Arme vor der Brust und senkt die Stirne.

«Du hast mir versprochen, dein ganzes Gewicht dafür einzulegen», preßt Maria hervor.

«Die Generalstaaten und vor allem die Provinzen wollen keinen Krieg mit Cromwell.»

«Sie paktieren mit den Mördern meines Vaters.»

Ihre Hände ballen das feuchte Spitzentüchlein.

«Wer hat besonders gegen die Kriegserklärung gesprochen?»

«Der Staatssekretarius von Amsterdam, Konraad van Beuningen.»

«Elendes Krämervolk! Ich will Beuningen zu mir bitten. Ich will meine Geburt verleugnen, um meinem Bruder zu helfen. Ich will mich demütigen. Es muß zum Kriege kommen!»

«Konraad van Beuningen ist kaum zwanzig Jahre alt.

Du wirst dem Vollmachtsrausche dieses Knaben einen leichten Sieg bieten.»

Maria von England fällt vor dem Bilde des Vaters auf die Knie nieder.

«Hättest du geahnt, daß unserem königlichen Blute in diesem Lande solche Schmach möglich ist, nie hättest du mich von deinem Herzen gegeben!»

Der Prinz nagt unmutig an seinen Lippen. Nach langem Schweigen beginnt er mühsam:

«Sie glauben, ihr Möglichstes getan zu haben. Ihre feierliche Gesandtschaft für deines Bruders Sache hat überall nur Mißtrauen erregt. Dazu kommt noch das Ärgernis: der Mord an dem Isaak Doreslaar, hier im Haag! Die Republikaner schieben ihn dem Eifer der Prädikanten und deinem Einfluß auf die Prädikanten zu. Man hätte die Hände von diesem Narren lassen sollen.»

Maria ist aufgestanden, ihre Augen sind weit.

«Er hat die Ermordung meines Vaters gefeiert!»

«Er wäre unschädlich gewesen. Du hast deiner Genugtuung zu lauten Ausdruck gegeben. In England ist man darüber empört. Die niederländischen Kaufherren brauchen Frieden. Sie waren der Kosten des endlosen Erbkrieges überdrüssig. Dem Friedensschlusse allein verdanke ich einen geringen Anhang bei den Kavalieren des Landes. Durch deine Unvorsichtigkeiten wird die Idee des Freistaates gefestigt.»

«Kavaliere! Sie sollen sich vor dem schottischen Landadel, auf den man immer über die Achsel gesehen hat, in den Boden hinein schämen ... diese Kavaliere und Republikaner!»

«Klage dein englisches Volk an. Unsre Stellung wird durchnichts mehr gefährdet, als wenn wir, den Staaten entgegen, eigensinnig einen Krieg wünschen.»

«An deiner Tatlosigkeit hat die Republik die größte Stütze. Du hast den äußersten Kampf gelobt, mir die Krone der Niederlande aufs Haupt zu setzen. Du hast dein Wort gebrochen.»

Der Prinz springt auf, an seiner Stirn schwellen die Adern. Maria weicht zurück.

«Wem soll ich die Krone erkämpfen, Maria von Nassau? Etwa den Söhnen meines Vetters, der sich unverhohlen über die Fruchtlosigkeit meines Bettes erheitert. Karge du mit deinem Leib, ich will mit dem Ehrgeiz kargen!»

Die Prinzessin wendet sich ab.

«Die Roheit dieses Volkes verdient das Stuartblut nicht.»

Ein leises Pochen. Der Statthalter gewinnt im Augenblick seine Selbstbeherrschung wieder.

«Marquis de Gentillot bittet Eure Hoheit in dringender Angelegenheit.»

«In die Bibliothek.»

Der Prinz geht eine Zeitlang auf und nieder, Ruhe zu gewinnen.

Maria steht in andächtiger Versunkenheit vor dem Bilde Karls I.

Wilhelm findet den kleinen Franzosen, die Goldpressung einiger Bücherrücken mit der Lupe musternd.

«Vergebung, Sire, ich wage in diesem Zustande um Gehör zu bitten.»

Er weist mit einer leichten Handbewegung auf die staubigen Stiefel, an denen halbvertrocknete Schaumflocken kleben, deren Absätze und Sporen vom Blute gefärbt sind.

«Habt Ihr befohlen, daß Euer Pferd abgerieben werde?»

«Ich hätte beinahe darauf vergessen.»

«Eure Botschaft?»

«Admiral de Witt ist bei Tagesanbruch mit der Brasilienflotte vor Briel gelandet.»

Der Prinz wird blaß.

«De Witt hat meine bestimmten Befehle. Seine Bitte um Rückberufung ist abgeschlagen.»

«Admiral de Witt ist mit der Brasilienflotte eingelaufen.»

«Hat die Mannschaft gemeutert? Er ist seiner Strenge wegen berüchtigt. Sind die Offiziere am Leben?»

«Die Mannschaft ist willig. Alle Offiziere wohlbehalten.»

Der Prinz muß sich an eine Schrankbrüstung halten, er lallt:

«Meine Machtvollkommenheit ... Überlieferung der Kolonie an den Feind ... Übertretung der Kriegszucht ... Hochverrat ... darauf steht der Tod.»

Auch Gentillots gelbliche Gesichtsfarbe verblaßt um einen Ton. Allmählich scheint der Prinz seiner selbst mächtig zu werden.

«Eine leidige Botschaft. Vergebt, Sire! Ich wollte nur vermeiden, daß Admiral de Witt ...»

«Hauptmann de Gentillot, Ihr habt Befehl, unverzüglich nach Briel zurück zu reiten, die besten Leute Eures Kommandos zu wählen und die Offiziere der Brasilienflotte auf Geheiß der Staaten in strenge Haft zu nehmen, Kornelis de Witt hierher abzuliefern.»

Der Marquis wiederholt und geht.

Im Tore begegnet er dem Admiral und ist genötigt, ihm den Gruß zu bieten.

Wilhelm von Oranien hat kaum Zeit, seine maßlose Wut an einem Bande Corneille zu kühlen, als De Witt gemeldet wird.

Der Körper des Prinzen zuckt zusammen, als durchschlüge ihn eine Kugel.

Er ist nicht feige, kühner Reiter und Jäger, doch die Ermordung seines Großvaters fällt ihm ein. Er greift halb unbewußt nach einer Pistole und prüft deren Ladung.

Merkwürdige Geschichten gehen über Kornelis de Witt: er wurde als Knabe von einem Schulkameraden beleidigt, seine Familie zählte zu den Mennoniten, deren Glaube Wiedervergeltung verbietet, er rannte zu einem reformierten Prediger, ließ sich taufen und verprügelte den Beleidiger.

Unter dem ersten Adel des Landes stehen die stolzen Witt, Führer der Republikaner.

Der Prinz winkt den Diener zum Schreibtisch. Seine Feder kreischt hastig. Er faltet das Blatt und versiegelt es.

«Dem Offizier der Gevangenpoort — möglichst schnell! Ich lasse den Admiral bitten.»

Kornelis de Witt ist dem Prinzen an Gestalt überlegen. Seine Züge sind ernst und gelassen, Stirne und Blick entschlossen. Das schöne Gesicht des Oraniers läßt trotz seiner Erbitterung nicht die Jugendweichheit vermissen. Der Admiral erstattet in knappen Worten Meldung.

Die Landung in Pernambuko sei unter den schwierigsten Verhältnissen geschehen. Man hoffte in der Stadt Vorräte zu finden, doch hat man nur die Hungersnot vermehrt. Zweimal habe er vergeblich vom Mutterlande das Notwendigste erbeten, beide Male abschlägig beschieden, unter äußerster Strenge und gespannter Willenskraft die Meuterei verhindert. Statt zum Kampfe mußte ein Teil der Mannschaft auf Jagd und Fischfang ausgeschickt werden. Der Proviant für die Rückreise wurde von Offizieren bewacht.

«Die Kraft der Matrosen hat kaum mehr zum Schiffsdienst getaugt. Ein Glück, daß die Feinde nur ungenügende Schiffe hatten. Mühselig sind einige Erfolge erfochten, die einen kurzen Waffenstillstand sichern. Ein Teil der Soldaten ist zurückgeblieben. Die Kolonie ist in dieser Verwaltungsform nicht mehr zu halten. Durch meinen Entschluß glaube ich dem Staate zwölf Schiffe gerettet zu haben.»

«Meine Phantasie spielt mir übel mit. Unmöglich, daß ich den Admiral De Witt leibhaftig sehe. Die Geschichte kennt keinen Niederländer, der seinen Posten vor dem Feinde verläßt.»

«Brasilien ist nicht von mir, sondern von Moritz von Nassau aufgegeben worden. Ich habe alles versucht und habe unter zwingender Not gehandelt. Ich werde meine Rückkehr vor den Staaten zu verantworten wissen, wie ich glaube, sie hier gerechtfertigt zu haben.»

«Ihr habt Euch gegen die Kriegszucht vergangen, Kornelis de Witt!»

Die Hand des Prinzen weist auf den Degen des Admirals.

«Noch einen Augenblick. Ehe ich vor Briel Anker geworfen

habe, ist an Holland und die andern Staaten je ein Offizier mit gleicher Meldung gesandt worden. Dort bin ich meiner Rechtfertigung gewiß. — Wollet diese Waffe nicht von mir verlangen. Ich hoffe sie unter Eurem Befehle noch oft und bei günstigerer Angelegenheit zu führen.»

«Führt besser Eure Zunge in angemessene Gangart. Wir sind Eurer Dienste nicht bedürftig. Wollt Ihr, daß ich Gewalt anwenden lasse?»

De Witts Gesicht nimmt einen starren Ausdruck an, seine Augen scheinen geschlossen. Er nestelt den Degen langsam aus dem Ledergehänge und legt ihn auf den Tisch nieder.

Der Offizier der Gevangenpoort tritt ein. Drei Soldaten folgen ihm.

Man will dem Admiral Handschellen anlegen.

«Keine Sorge, Fähnrich van der Graaf! Ich werde ungefesselt folgen!»

Nach vierundzwanzig Stunden ist der Marquis de Gentillot genötigt, dem Prinzen zu melden, daß Matrosen und Männer aus allen Kreisen Briels die Gefängnisse der Brasilienoffiziere erbrochen haben. Gleichzeitig sind die Protestnoten der Staaten eingetroffen.

Der Marquis erhält Befehl, den Degen des Admirals nach der Gevangenpoort zu tragen.

*

An jedem dritten Tage, wenn die letzte Dämmerung im Westen verloschen ist, erwartet Morteira seine beiden Schüler.

Sorgsam sind die Fenster verhängt, und über alles weltliche Gerät sind Leintücher gebreitet. Inmitten des Zimmers ist ein Pult errichtet und ein Stuhl erhöht. Zwei Schemel stehen zu dessen Füßen. Zwei siebenarmige Öllampen übergießen das geheimnisvolle Buch mit rötlichem Lichte. Das verbrennende Öl füllt den Raum mit leichtem Duft.

Mose Zacuto ist der Sklave Morteiras geworden, allein dessen Gaumen gelüstet nach der besseren Frucht.

Leise treten die beiden Schüler ins Zimmer. Mose setzt sich nach unterwürfigem Gruße auf seinen Schemel. Er starrt in die zitternden Flammen, seine schmalen Hände liegen nebeneinander auf den zusammengepreßten Knieen. So wartet er auf das erste Wort. Baruch folgt ruhigen Blickes dem Chacham, der ein schwarzweißes Tuch um Scheitel und Schultern ordnet, seine Hände in heiligem Wasser wäscht und dabei betet, dann aber unter gemessenen Bewegungen seinen Platz einnimmt.

«Wir versammeln uns zum letztenmal. Erhebt euch, Erwählte! Noch einmal wollen wir schwören bei dem Gotte, vor dessen Atem unsre Seele das Flackern eines Lichtes ist, der uns verdammen kann zu unaussprechlichen Qualen der Gehenna, davor es dem Kosen der Mutterhand gliche, wenn unsre Augen mit Glassplittern gefüllt und unsre Zähne mit siedendem Blei begossen würden. Noch einmal wollen wir schwören.»

Er reckt seine Hand gegen Baruch, der berührt die Schulter Zacutos und Zacuto streckt seine Hand zu Morteira hinauf.

«Ich schließe deinen Mund, daß er nicht rede. Und dein Herz, daß es darüber nicht grüble. Und wenn dein Herz entschlüpft, führ es an seinen Ort zurück. Darum ward das Bündnis geschlossen.»

Zacuto wendet sich zu Baruch.

«So sind wir in Wahrheit Brüder. Einer steht für des andern Gewissen.»

Morteira lobt den Spruch.

«Wir werden diese Nacht gemeinsam verbringen», beginnt Morteira die letzte Unterweisung. «Die Offenbarungen des Sefer Sohar sollen gleich einem geschlossenen Kreise noch einmal vor uns erstehen. Darum bekennet, was euch das Murmeln der heiligen Quelle ins Herz getragen hat. Du, Mose, sprich zuerst.»

Zacuto streicht mit den Händen langsam über seine Stirne, als wolle er sie von lästigem Erdenstaube befreien. Er öffnet seine Handflächen vor den Lampen.

«Zweiundzwanzig heilige Zeichen schließen den Namen des Alten der Alten, des Heimlichen der Heimlichen ein. In ihnen ruht alle Form und Wesen, was Menschengeist erfaßt und was ihm ewig entflieht. — Und als der Uralte die heiligen Zeichen erkannte, die seinen Namen erklingen lassen, entsprangen aus ihrem Kreise die Mütter, die heiligen Drei. Die zischenden Laute schossen als feurige Lohe auf, sie schufen den Himmel mit tausend glühenden Augen. Die murmelnden Laute quollen als raunende Wellen inmitten der Welt, sie dichteten sich zur Erde, zu Tier und Gesträuch. Die Hauchenden aber stiegen als Lebenslüfte vom Himmel zur Erde, versöhnten die feindlichen beiden: Feuer und Wasser, wie Sommer und Winter durch Blüte und Ernte versöhnt wird, wie der Geist des Hauptes und die Sinne des Bauches durch den Verstand des Herzens.»

Morteira hört mit geneigter Stirne und nickt im Rhythmus der Rede. Zacutos Blicke ruhen auf dem Scheitel des Meisters, Baruch beschattet die Augen.

«Ein jedes Wort hat Teil an den heiligen Zeichen, die den Namen des Alten der Alten umschließen. Jedem Worte gab er von seinem Wesen. So ist das Sein der Dinge bestimmt durch ihrer Zeichen Form, damit er sie benannte, denn das Wort floß aus ihm, wie der Hauch, der vom Himmel zur Erde weht und Leben spendet.

In einem aber schuf er das Bild seines Einklangs und des Einklanges aller Wesen, im letzten Wort, das er zur Schöpfung sprach: Adam.

Adam des Himmels fuhr hernieder auf feurigem Gefährte und blies dem Adam des Staubes lebendigen Odem ein. Uradam schuf aus sich ein Sternengewand im leuchtenden Firmamente, so gab er dem Menschen die Haut, die ihn deckt. Uradam schuf aus sich die Wasser und Berge, die trägen Schalen, die des belebenden Hauches harren, so gab er dem Menschen Fleisch, das ihn zu Faulheit und Begierde lockt. Uradam schuf aus sich die Lebensquelle, den Feuerwagen, Wasser und Erde heiligte er durch sie, so gab er dem

Menschen Blut, sein Fleisch zu heiligen, und Bein, sein Fleisch zu halten.

Allein Himmel und Erde sind nur ein Gleichnis so wie der Leib.

In ihrem Innern ruht das tiefste Geheimnis, das lebende Wirken.

Nur wenige Zeichen lassen es ahnen: am Himmel die Ordnung der Sterne, am Menschen das Antlitz.

Jeglich Ding hat Teil am Alten der Alten und ist doch Knecht des Knechts der anderen Dinge. Adam allein ward Herr, da er sein Bild ist und ihm nur dient, ihm, des Namen gleich ist dem Namen Welt.

Er selbst aber bleibt das Wunder. Wir müssen fürchten und hoffen, daß seine Größe uns einmal offenbar werde. Seine Größe ist ein Schrecken, unser Wort wird ein Lallen vor ihr.

Simon ben Jochai sagt: ‚Er ist der Heimliche der Heimlichen. In jeglicher Form ist er und bleibt uns dennoch unbegreiflich. Er sitzt auf einem Funkenthron, den er geknechtet hat. Ein weißes Licht erstrahlt über ihm in hunderttausend Welten. Dies wird der Gerechten Erbe sein. Aus seinem Schädel wälzen sich jährlich dreitausend Myriaden Sonnen, die an seinem Atem erstarken. Aus seinem Schädel quillt Tau, der alle Toten zum Leben erweckt. Hell ist er wie die Farbe der Diamanten, die alle Farben in sich birgt, und ist die Nahrung der größten Heiligen. Und sein Gesicht heißt das lange Gesicht. Tausend Welten schwingen in einer Pore dieses Gesichtes.‘»

«Halt ein», ruft Morteira, «daß Rasiel nicht erzürnt, denn er wacht eifersüchtig!»

Zacuto sinkt zurück. Er atmet schwer. Seine Augen schweifen.

«Was hast du vernommen, Baruch?»

«Es wird besser sein, ich schweige und höre. Ich kann mich nicht so entflammen wie dieser, gegen seiner Worte Brunst sind meine Gedanken kalt.»

«Nein, auch du bekenne.»

Baruch steht lange schweigend. Sein Blick wandert von Morteira zu Zacuto. Etwas Feindliches, Lauerndes liegt in ihren Mienen und steigert seine Unsicherheit. Er beginnt leise und stockend.

«Sefer Sohar schreitet über den Talmud hinaus. Wer von den Gleichnissen der Mischna und der Gemara unbefriedigt ist, soll im Geheimnis der Kabbala seine Erlösung finden. Diese ist das letzte Brot des Glaubens, seine letzte Kunst.

Allein Rasiel hütet mit Recht zornmütig ihr Geheimnis.

Denn eine neue Lehre, jenseits von Moses und den Propheten, verhüllt Sefer Sohar mit wunderlichem Gebaren: der Unnennbare löst sich, endloses Leben entwirkend, in das Vielfältige der Welt.

Ein fremder Gedanke, fern von Sinai.

Dort hat Gott gethront, der harte König und Richter. Hier aber ist er des Unterschiedlichen Einklang geworden, daran das Staubkorn Teil hat wie der größte Engel.

So hat die Kabbala den Gott der Hirten und Herden überwunden. Doch sie wagt sich nicht aus den Fesseln des Wortes.

Statt den Menschen einzufügen in den geschlossenen Kreis des Werdens und Vergehens, stellt sie ihn näher zu Gottes schaffendem Willen, als ihre stolzesten Engel. Nicht wie die Dinge der Welt, ist ihr der Mensch ein göttliches Ideenspiel, sondern das Bild, das dem Schöpfer aus dem Spiegel der Welt entgegenblickt. Die Kabbala zerstört den Einheitsgedanken, erniedrigt Gott und erhöht den Sterblichen.»

Morteiras und Zacutos Mienen haben sich verwandelt, beide blicken entsetzt, sie wagen kein Wort vor dem Unerhörten. Baruch ist erwarmt.

«Gleich einem Auge, das angesichts der Wahrheit sein Lid schließt und nur den Feuerschein gewahrt, gleich einer Hand, die das Begehrte tastet und doch zurückzuckt, ohne zu greifen, ist die Lehre von tiefer Ahnung erfüllt, allein sie wagt nicht zu bekennen.

Sefer Sohar greift kühn in die Schatten der Ewigkeit:

Aus der Welt des höchsten Lebens — Weisheit, Verstand und Erkenntnis — entrollt die Welt der Güte — Gnade, Gericht und Schönheit. Ein stolzer Gedanke: da du erkennst, bist du geheiligt und hast an der Schönheit Teil.

Aus der Welt der Güte entrollt die Welt der Sinne: Triumph und Glorie des erkennenden und geheiligten Bewußtseins, sich im Gleichmaß der Kräfte und Stoffe gestaltend.

Und diese Weltendreiheit, Weisheit, Güte und Maß, vereinigt die Harmonie des Reiches.

Doch alle drei sind nur Anschauungsformen desselben, Kleidsamkeiten des Ursprünglichen, für unser Menschenauge bemessen.

Über Adams Blick hinaus kleidet sich der Unerschöpfliche in endlos mannigfaltige Formen und erfüllt sie mit seinem Wesen.

Sefer Sohar greift kühn in die Schatten der Ewigkeit.

Allein er zieht die Hand zurück und erzählt vom Kampfe Gottes mit dem trägen Stoffe, vom Kampfe des Königs mit der Königin, des Mannes mit dem Weibe. Schon ist er nahe, das ewige Geschehen von Gut und Schlecht zu befreien, da sinkt sein gewaltiger Allgott wieder zum Richter über die Erbärmlichkeiten.»

Zacuto stößt einen Schrei aus und stürzt sich auf Baruch, seine Hände umkrallen den Hals des Feindes, mit Mühe reißt Morteira den Tollen los.

«Willst du morden! Angesichts des heiligen Buches!»

Mose sinkt auf die Knie, er greift Morteiras Hand und bedeckt sie mit Tränen. Baruch und Morteira sehen einander in die Augen, beide sind totblaß und zittern.

Endlich ermannt sich Morteira.

«Ich will mich nicht verfluchen, daß ich dich in die Geheimnisse eingeweiht habe. Du hast geschworen, deine Zunge zu hüten, ich traue deinem Schwur. Was dein Herz gesündigt, sei in uns dreien begraben, denn ein Wunder ist geschehen. Höre, Mose Zacuto, ein Wunder! Rasiel hat die Ohren ab-

gewendet von den fluchwürdigen Worten und hat seinen Zorn nicht offenbart. Ein Wunder, wir leben!

Ich binde euch im Namen der heiligen Offenbarung. Keines Menschen Ohr darf vernehmen, was hier gesprochen worden ist.

Du, Baruch, gleichst aber Acher, dem Rasenden, und du hast meine Seele in den Tod betrübt; ich habe gedacht, dich zu gewinnen.»

Seine Stimme ist heiser.

«Rasiel hat geschwiegen, so will ich nicht einhalten in der Lehre: du sollst ihre letzte Gewißheit hören müssen, Baruch! Du aber sollst ihrer frohgemut teilhaft werden, Mose. Denn auch der Verborgene wird sich nicht verhüllen am letzten Tage und Sündern und Gerechten sein Antlitz zeigen.»

Zacuto hat sich zu Füßen des Meisters niedergelassen, er starrt in die Flammen, seine Hände bedecken die Knie, er gleicht einem Steinbild. Baruch lehnt an der Mauer. Er fühlt schmerzlich, daß Morteira ihm wohlgesinnt war. Aber hätte er unerkannt davonschleichen sollen wie ein Dieb? Es war gut, daß er heute sprechen konnte, er hätte sprechen müssen, bevor er den «Baum des Lebens» verlassen hätte.

«Das letzte Gleichnis will ich euch lehren, die innerste Wahrheit. Gott gebe Ruhe, Gott gebe Kraft dazu! Gleichnis, denn Menschenwahrheiten sind nur Gleichnisse, und unsre Hoffnung gehe dahin, daß wir den Schein des Lebens in der Wahrheit erleben.

Als der Verborgene seines Namens bewußt ward und sein Wesen im Punkte unsäglichsten Glanzes verdichtete, war aller Wesen Beginn geschehen. Und jedes künftigen Menschen Tiefinnerstes lag schlummernd im Glanze. Was bist du? Dein Fleisch und Bein sind Gleichnis, sie schwinden dahin wie Erde und Lüfte des Himmels. Von deiner Wahrheit bleibt allein, was der Ewige vom Anbeginn in dir schaute, was von Ewigkeit dein Wesen war, bevor noch des Erzvaters Mund den Apfel berührte. Deine Seele ist deine Wahrheit.

Deine niederen Sinne gehören den trägen Schalen und

stoßen die Gifte des Bauches in dein Herz. Dort richtet die Vernunft, und schwankend gleitet das Zünglein der Waage vom Guten zum Bösen. Doch über dem Herzen und den Niedersinnen thront im Haupte der Geist. Er ist dein Heiligtum und die Gottesreinheit in dir. Wenn du schläfst, breitet er seinen Fittich und schwingt sich zu dem Verborgnen empor, so daß dein Leib nur noch in Dumpfheit atmet. Dem Geist sind die höchsten Engel und Heiligen nahe. Darum verflucht, wer seinen Geist mißbraucht, wer das Erhabene in sich schändet!

Und fragst du, warum der Geist nicht in Gott geblieben ist und sich hinab zum Staube gesenkt hat, so soll dir Antwort werden, obwohl deine Frage Fürwitz bedeutet. Denn mit gleichem Rechte könntest du forschen, warum die Welt entstanden ist.

Gott hat sich erkannt, als er Himmelshöhen und Erdentiefe schuf — so muß deine Seele in den Leib eindringen, auf daß sie erkenne. Denn die Erkenntnis blüht nur dort, wo Ungleichart sich gattet.

Und ist deine Seele zu schwach und dein Leib sinkt hin, bevor du den Heimlichen fühlst, so mußt du wandern von Leib zu Leib, mußt suchend schweifen von Seele zu Seele, bis du die Schwesterseele findest, mit der vereint du den Herrlichen erschaust.»

Morteira verstummt. Er hat die letzten Worte an Baruch gerichtet, ein milder trauriger Tonfall hat seine Stimme verschleiert.

Baruch nähert sich dem Chacham.

«Vergib mir, Rabbi, ich habe dir Kummer bereitet. Das war mein Wille nicht. Du hast mir den letzten Becher gereicht, ich danke dir, Rabbi. Zürne mir nicht. Mein Herz hat seinen Gott noch nicht gefunden.»

Er nimmt seinen Hut vom Boden.

«Baruch, du heißest deinen Namen lügen. Der Segen ruht nicht auf deinem Scheitel», ruft Morteira und folgt mit trübem Blick seinem Lieblingsschüler.

Baruch atmet hoch auf. In vollen Zügen saugt er die milde Nachtluft ein.

Kein Geheimnis birgt der Väterglaube mehr. Der letzte Eimer ist gehoben.

Es drängt ihn, an das breite Fenster am Singel zu klopfen, dann aber hemmt er seine Schritte: Jan Pietersz wird schlafen, es ist vor Mitternacht. Isaak hat einen schlechten Tag gehabt, vielleicht tut dort seine Hilfe not.

Das «Tapeithuis» hat ein enges, düsteres Höfchen, auf dessen Pflaster auch im Sommer kein Sonnenstrahl fällt. Einige Stufen führen aus dem ebenerdigen Kontor in die Kammer Isaaks, deren schmales Fenster auf den dumpfen Luftschacht hinausschaut.

Der matte Schein der Nachtlampe rötet die dunkeln Ruten eines kümmerlichen Bäumleins, das vor dem Fenster sein Leben fristet. Es streckt seine kargbelaubten Äste ängstlich gegen die erleuchteten Scheiben der Krankenkammer, als ob es Einlaß begehre und seinem einzigen Pfleger zu helfen wünsche.

Vor dem Bette sitzt Michael. Seine müden Augen fallen immer wieder zu, langsam und geschmeichelt vom Schlafe. Sein Kinn preßt den Bart an die Brust, und das Fauchen der Nase weckt den schlummernden Kranken, daß er leise stöhnt. Dann fährt Michael empor, hebt den Psalter vom Boden und versucht aufs neue zu lesen.

Als Baruch eintritt, findet er den Vater in tiefem Schlafe, auf das Kissen neben Isaak hingesunken, während der Kranke wacht und leise lächelt.

Michael taumelt schlaftrunken auf.

«Gut, daß du kommst, ich bin zu alt, zu müde ... die doppelte Last, ja, die doppelte Last im Geschäft!»

Damit wankt er hinaus.

Baruch gibt dem Halbbruder zu trinken und flüstert ihm freundlich zu. Isaak schüttelt matt den Kopf.

«Es wird nicht lang mehr dauern, Baruch ... der Atem

ist schwer ... sehr schwer ... als läg ich im Sande bis an den Hals ... Baruch, mir ist bang. Ich kann nicht finden, wonach ... mir ist fürchterlich bang ... es liegt mir auf dem Herzen ...»

«Draußen ist's warm, ich will das Fenster öffnen, das wird dich erleichtern. Dein Fliederbaum will hereinnicken. Er drückt sich ans Fenster.»

Isaak lächelt matt.

«Du darfst nicht so schweren Gedanken nachhängen, Isaak. Bald wirst du gesund sein. — Siehst du deinen Fliederbaum?»

«Baruch, du weißt, wer den vor mein Fenster gepflanzt hat.»

«Die rote Christenmagd vor vier Jahren.»

«Schon fünf Jahre ... Sie hat mich immer angesehen, die rote Antje, als ob sie an meine Brust wollte ... wenn sie im Hof gewaschen hat, ist ihre Stimme hinüber an das Schreibpult gedrungen ... eine weiche Stimme, eine schmeichelnde Stimme. Sie hat funkelrote Lippen gehabt, die hat sie beim Singen kaum aufgetan. Immer vom gebrochenen Herzen hat sie gesungen. Als ob sie gewußt hätte, daß ich hier in der dunkeln Ecke steh und durch die Scheiben zu ihr hinüber schaue, hat sie in meine Stube geblickt bei den traurigen Liedern ... Baruch, das war eine Zeit ... ich hab nicht zu ihr gekonnt und sie nicht zu mir. Sie war getauft.

Einmal hat sie sich geschnitten, kaum daß ich mich habe halten können! Sie hat die Wunde im Brunnenstrahl gespült und gesungen: Fließe, mein Blut ... An dem Abend hab ich sie aufgesucht und hundertmal geküßt, sie hat dabei gelacht und geweint. Am andern Tag hat sie den Baum gepflanzt und dann war sie fort ... verschwunden ... Baruch, du bist mein Bruder Baruch ... vielleicht war das meine Sünde ... mir ist bang.»

Baruch drückt den Fiebernden in die Kissen und legt seine Hände auf die heiße Stirn.

«Es war keine Sünde, Isaak.»

«Der Herr hat es verboten. Sie war getauft.»

«Einst ist das Gebot gültig gewesen, als Israel noch ein Schwert getragen hat. Heute ist das anders. Glaubst du der Herr wird deinen Kampf für nichts ansehen? Darüber kannst du friedlich schlafen.»

«Du bist gelehrt, Baruch, du mußt es wissen ... ich danke dir.»

Ein tiefer Friede erfüllt Baruch, der Kranke vertraut ihm.

Wenn es gelänge, den heiligen Weg zu finden und ihn den suchenden Herzen zu weisen! Sein Leben wäre gesegnet, keine Lüge wäre sein Name.

Jetzt sitzen Morteira und Zacuto über der Schrift und quälen die Worte Moses und der Propheten in die Sätze der Kabbala. Während Zacuto verzückte Schreie ausstößt, wächst des Chacham singende Stimme immer höher bis zu herrischen Befehlen, dann tastet Mose nach der Hand des Rabbi und küßt sie.

Friede erfüllt Baruch: er ist frei von dem Selbstbetrug dieser beiden, ihn bannt keine Furcht mehr vor verhüllten Verheißungen der Synagoge. Frei, frei!

Isaak liegt ganz still mit lächelndem Munde. Seine Fieberhand glüht in der Rechten Baruchs.

Das Glockenspiel der Alten-Kirch klingt durch die Stille fern herüber.

Der Fliederbaum hängt in den Fensterläden, eine Liebesbotschaft der roten Antje.

Baruch erinnert sich seines Zornes über den Gesang der Christenmagd, und Isaak hat dem Gesange von einer verschwiegenen Ecke aus beklommenen Herzens gelauscht.

Droben schläft Mirjam, die heimliche Braut, und träumt von dem Geliebten.

Ein fremdes Leben in diesem Hause! Andre Gefühle bewegen die Herzen. Sie sprechen flüsternd von ihrer Liebe, Isaak, Mirjam, Casseres, als sei sie ihr Heiligtum und die schönste Blüte ihrer Seelen. Ein fremdes Haus, das Haus des Vaters.

Aber ruft nicht das Leben: ‚Geh nicht vorbei an mir! Durch mich hindurch, nur durch mich führt der Weg!' Ruft es nicht auch ihn?

Es ziehen die Stunden, Baruch lauscht dem sanften Gange.

Da fühlt er ein Kühles, Starres in seiner Rechten. Isaak liegt fahl, mit offenen Kiefern und gläsernen Augen.

Baruch beugt sich stürmenden Herzens über ihn, er rüttelt ihn, reibt die Schläfen.

Soll er den Vater wecken, die Geschwister? Noch ist es tiefe Nacht.

Der Vater war ruhebedürftig, die Schwestern würden ihn aufschreien, wie damals, als die alte Lea gestorben ist.

Baruch schließt den Mund und die Augen des Toten. Isaak lächelt wieder.

Baruch bricht einen Zweig von dem Fliederbaum und legt ihn auf die ruhende Brust.

Er hebt den Psalter vom Boden, er will den Tag erwachen. Der Vater soll schlafen.

*

Wie ein stilles Übereinkommen liegt es zwischen Morteira und Baruch. Sie schonen einander.

Je näher das letzte Jahr der Talmud-Akademie seinem Ende zurückt, desto häufiger ertappt sich Morteira bei dem Gedanken, wie Baruch dennoch zu gewinnen wäre; nicht mehr die kühle Überlegung des herrschsüchtigen, sondern die Sehnsucht des alternden, kinderlosen Mannes bewegt ihn.

Auch Baruch fühlt sich nicht mehr so frei. Er wandert täglich zu seinem Freunde am Singel, allein der Unterricht im Latein geht nur langsam vonstatten, denn Beelthouwer ist häufig zu müde nach seines Tages Arbeit, er hat auch wenig Geschick im Lehren. Wenn Simon de Vries oder Jarig Jelles eintreten, um eine Stunde zu verplaudern und zu verqualmen, so wird diese Unterbrechung von beiden Lateinern freudig begrüßt.

An einem Frühlingstage war Zacutos schlummernde Eifersucht von neuem erwacht, weil Morteira entschieden auf seiten Baruchs getreten war. Nach der Schule tritt Mose zu Isaak Naar. Beide haben in den letzten Wochen wenig miteinander gesprochen, denn Naar beneidet Zacuto um die geheime Wissenschaft. Allein die gemeinsame Abneigung einigt sie bald, und sie beschließen, den Chacham vor einem neuen Irrtume zu bewahren, den ketzerischen De Spinoza zu entlarven.

Um diese Zeit waren die Grundarbeiten für das neue Rathaus auf dem Dam wieder aufgenommen worden. Baruch ist zufällig stehen geblieben, um die Pfählung zu beobachten. An sechzig Fuß lange Fichtenstämme werden in den Sandgrund geschlagen. Langsam hebt sich der schwere Zugtrümmel, an dessen Kette bei fünfzig Mann ziehen, bis er an die Eisenrolle des Gerüstes stößt; dann schlägt der Führer einen Zapfen aus und der Block fährt auf den Pfahl. Einer großen Bienenwabe sieht der Grund gleich; Stamm an Stamm, so hart aneinander gedrängt, daß nur geringe Spuren des Erdreichs sichtbar bleiben.

Da berührt eine leichte Hand Baruchs Schulter. Zacuto und Naar stehen neben ihm. Sie sehen zunächst gemeinsam zu, dann beginnt Naar:

«Die Schule wird sich schließen und bald werden unsere Wege auseinander gehen; ich bleibe nicht in Amsterdam. Oft schon wollte ich mit dir reden, Baruch. Aber kann ich wissen, ob ich ein angenehmer Gast bin? Mich plagen Zweifel, von dir hoffe ich einen Weg zu erfahren, auf dem ich gehen kann, ohne zu straucheln.»

«Du solltest dich an Zacuto wenden, er ist dein Freund und mir an Gelehrsamkeit ebenbürtig.»

«Würde ich dich in seiner Gegenwart bitten, wenn er das selbst meinte?»

«Ich muß nach Hause», lenkt Baruch ab.

Sie gehen schweigend. Nach einer Weile flüstert Zacuto:

«Du zürnst mir noch, Baruch, aber ich bereue. Gegen

deine Person habe ich einen schweren Kampf geführt in meinem Herzen. Ich habe ein unglückliches, hitziges Geblüt. Du solltest mich nicht verachten.»

Seit Baruch dem Glauben der Väter ferner steht, hat sich seiner eine sonderbare Weichheit bemächtigt. Voll Bewunderung blickt er auf die Geschichte seines Stammes und dessen schweren Weg. Mit Rührung betrachtet er den Glaubenseifer seines Vaters. Morteiras maßvolle Zurückhaltung erfüllt ihn mit Achtung. Er hat den Glauben an die Ehrlichkeit seiner Umgebung wiedergewonnen, seit er ihr Glaubensbedürfnis nicht mehr teilt. So forscht Baruch teilnehmend in Zacutos Zügen und es scheint ihm, als seien sie vom Freimute erhellt.

Bald stecken die drei jungen Gelehrten inmitten dogmatischer Fragen. Eine Zeitlang vertraut Baruch den Worten Zacutos und Naars, obwohl die beiden ungewöhnlichen Freisinn bekunden. Als sie ihm aber bestimmte Fragen über Gottes Person, das Wesen der Engel und die Unsterblichkeit stellen, antwortet er mit aller Vorsicht und verweist sie auf die Schrift, in der nur vage Andeutungen über Gottes Person und Leibhaftigkeit zu finden seien, über die Engel und die Unsterblichkeit aber nirgends zu lesen wäre.

Als Baruch dann allein die Treppe zu seiner Mansarde hinaufsteigt, gereut ihn sein Vertrauen und er muß sich immer wiederholen, daß es besser sei, siebenmal unweise vertraut, als einmal ungerecht mißtraut zu haben, um nicht in Bitterkeit zu fallen.

Die Provinz Holland, ihr voran die Amsterdamer Kaufmannschaft, ist der Erhaltung des großen Heeres überdrüssig geworden, zumal der Frieden mit Spanien seit ein und einem halben Jahre besiegelt ist. Allein der Prinz weigert sich auch nur einen Teil der Truppen zu entlassen. Also beschließt Amsterdam eigenmächtig zwanzigtausend Mann zu verabschieden.

Als der Beschluß vollzogen ist, wartet man vergeblich etliche Wochen hindurch auf einen Protest Wilhelms. Der Generalkapitän bleibt ruhig, nur verlautet, daß er und seine Gemahlin auf Loovestijn neue Flitterwochen gefunden hätten, ein Grund der Beunruhigung vieler vorsichtiger Republikaner.

Marquis de Gentillot ist ein häufiger Gast auf dem Jagdschlößchen; auch als der Prinz sechs der hervorragendsten Mitglieder des Holländer Staatsrates zu Gast entbietet, sitzt der Franzose mit an der üppigen Tafel.

Konraad van Beuningen, der junge Pensionär von Amsterdam, und Jacob de Witt, Bürgermeister von Dort, Vater des Admirals, haben ihren Platz neben dem fürstlichen Paare. Daß gerade die beiden geladen sind, findet allgemeines Aufsehen, da sie am eifrigsten für die Truppenentlassung eingetreten sind.

Von edlen Weinen erwärmt, fließt das Gespräch umso ungezwungener, als Maria von England ihre spröde Zurückhaltung abgelegt zu haben scheint. Sie leiht dem Geplauder ihres Partners mit so gewinnender Anmut ihr Ohr — fast bedauerte er, nicht monarchisch gesinnt zu sein. Sie preist den Mut, der ihn trotz seiner jungen Jahre das Amt eines Pensionärs von Amsterdam habe auf sich nehmen lassen.

«Euer Lob, Hoheit, gebührt nicht mir, sondern meiner Großmutter.»

Etliche Gäste, denen diese Behauptung erklärlich scheint, blicken halb erstaunt, halb belustigt auf den Nachbarn der englischen Königstochter, so daß sie neugierig fragt.

«Das ist bald erzählt. Auch ich habe geglaubt, der Bürde nicht gewachsen zu sein; bin mir gleichfalls viel zu jung vorgekommen. Da hat mich meine Großmutter bei den Ohren gepackt und mich unmutig angesehen. ‚Hör einer den Jung! Du wirst das Amt nicht von dir weisen, Konraad. Sollst nicht glauben, wie geringer Verstand not tut, das Land zu regieren'!»

Der Prinz errötet leicht, auch Marias Heiterkeit scheint gezwungen. Dafür ist das Gelächter der Ratsherren seiner Mühe wert.

«Gegen die Argumenta meiner Großmutter ist nicht aufzukommen.»

Als der süße Wein genossen ist, bittet der Prinz die Gäste zu einer Beratung. Sie werden in ein schmales Zimmer des Obergeschosses geführt. Und wie der letzte die Schwelle überschritten hat, hören sie nur noch den Schlüssel kreischen und, daß man einen Riegel vorschiebt. Dann bleibt es still im ganzen Schlosse.

Auch in der Beratungskammer herrscht fürs erste stumme Betroffenheit. Die Blicke wandern von der Eichenschwelle zu den dicken Eisengittern der beiden Fenster. Über die Lage, darein die sechs Holländer Ratsherren geraten sind, bleibt weiter kein Wort zu verlieren.

Van Beuningen und De Witt untersuchen die Eisenbeschläge der Tür, tüchtige Schreiner- und Schmiedearbeiten. Die anderen öffnen die Fenster und überzeugen sich von der Unerschütterlichkeit der Gitter.

Aber sie sehen den kleinen Franzosen auf ein Pferd springen und ehrerbietig zu einem Fenster des unteren Stockwerkes hinaufgrüßen.

«Grüßt mir die stolze Amsteljungfrau mit Eurem ganzen Feuer, Marquis», schallt die Stimme Wilhelms in den Hof.

«Ich will sie im Namen Eurer Hoheit herzlich umarmen.» Dann reitet der Reiter davon.

Die Augen der Ratsherren richten sich auf Konraad van Beuningen, der lehnt blaß an einem Fenster und sieht auf den Busch hinüber.

«Antwort für die Zwanzigtausend! Gott gebe Jan Huidekoper ein wachsam Auge für diese Nacht!»

*

Die Hamburger Eilpost ist früher als gewöhnlich eingetroffen. Simon de Vries verläßt das schwere Fuhrwerk zuerst und, ohne sich wie die andern Reisenden im «Weißen Löwen» von der argen Strapaze zu erholen, sucht er die steifgesessenen Beine in schärfster Gangart gegen das nahe Haus des Bürgermeisters zu bewegen.

Jan Huidekoper, Herr von Maarseveen, sitzt in der kühlsten Stube und genießt einen Vesperschoppen von funkelrotem Cocquil, der das Gelaß mit seiner herben Blume durchduftet.

Kaum hat er den Sohn des verstorbenen Freundes vernommen, fährt er in seinen Rock, ohne des Lieblingstrunkes weiter zu achten, und eilt auf die Klovenierduhle, wo der Amsterdamer Rat seit dem Umbau zu sitzen pflegt.

Von da laufen alsbald die Boten zu den Ratsherren, und drei Berittene werden vom Bürgermeister peinlich angewiesen, wohin sie zu galoppieren hätten.

«Schont eure Gäule nicht, die erste Meldung ist mir einen Rosenobel wert.»

Dann rennen hurtige Jungen in die verschiedenen Wachtstuben.

Die Kommandanten befehlen den Trommelschlägern Bereitschaft. Die Offiziere der fünf Heerscharen werden verständigt. Fahnen werden aus den Schutztüchern genommen, Waffen besehen. Fähnriche, Feldwebel und Schergen, Stock- und Brandmeister treffen nicht lange nach der Meldung auf der Wacht ihres Striches ein, alle in voller Armatur.

Noch ist kein bestimmter Befehl gegeben, aber die Stadt ist laut. Unheimliche Gerüchte steigern die Bangigkeit: eine der versprengten Soldatenrotten, die noch immer als gefürchtetes Angedenken des dreißigjährigen Krieges die Nachbarländer durchplündern, sei im Anzuge. Am Klovenierburgwall stehen die Amstelbürger dicht und fordern sichere Auskunft. Schwer bahnen sich die Mitglieder des Kriegsrates ihren Weg zu den versammelten Stadtvätern. Inzwischen hat Jan Huidekoper dem Rate die Zeitung Simons mitgeteilt.

«Es soll ein starker Haufe sein, Reiter und Fußvolk, wohlbewaffnet und in guter Ordnung. Um Mitternacht können sie vor den Wällen stehen, wenn sie sich nicht verirren. Auf offenem Felde liegt für uns keine Gewähr, wir sind zu gering an Zahl, auch scheint's nicht nötig, Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Vor allem müssen wir darauf bedacht sein, sie von unserer Stadt zu halten.»

«Das müssen wir», kam es einmütig zurück.

«Um die zehnte Stunde beginnt die Flut. Mein Rat ist, unsre Stadt der Flut zu vertrauen. Wir schicken Reiter an den Oosterdeich, bis in die Hälfte des Wegs nach Muiden; wir brechen den Seedeich an fünf Stellen, das soll genügen, und ziehen die Schleusen. Und weh den Feinden unsrer guten Stadt!»

Tiefes Schweigen liegt über der Versammlung.

Dann hebt sich ein Flüstern von Mann zu Mann. Soll das Amstelland mit seinen Weiden geopfert sein? Vielleicht ist's nur ein blinder Schreck. Und den Seedeich durchstechen, wie Frevel klingt das!

Doch die Angst erwacht von neuem. Eine Belagerung ist ein ärgeres Schreckgespenst als ein Krieg. Wenn die Bürger auf den Wällen stehen, muß die Tinte in den Kontoren eindicken. Dann schläft der Handel, und das um keinen Preis. Eher soll das Amstelland ersaufen!

Bei der Abstimmung fällt zwar der Antrag, den Seedeich zu durchstoßen, aber der Rat beschließt, die Schleusen ziehen zu lassen.

Am Singel ist der Sammelplatz der blauen Heerschar. Von allen Seiten kommen die Schützen und Hellebardiere und stoßen zu ihren Fähnlein, deren die Blau-Schar elf zählt, jedes Fähnlein zu hundertfünfzig.

Simon de Vries ist Feldwebel beim achten Fähnlein. Er und seine beiden Brüder, Isaak und Frans, stehen in eifrigem Gespräche bei Beelthouwer, Jelles und Baruch, die durch den Trommelwirbel aus dem Bildhauerwinkel gelockt worden sind.

Hauptmann Kornelis Flamming erteilt den Befehl zum Abmarsch. Die Blau-Schar hat das St. Antonstor und die angrenzenden Wälle zu besetzen. Jan Pietersz, Jarig und Baruch folgen den Pfeifen und Trommeln, sie haben Simon Gesellschaft versprochen, wenn er seinen Posten bezogen habe.

Bald ruhen die vier Freunde am Außenhange der Befestigung.

Eine silberglänzende Nacht.

Zu Füßen des Walles glitzern die Wellen des Spielhafens und schaukeln die Prunkkähne, große, schimmernde Muscheln. Goldne Nereiden und Tritone wiegen ihren Schoß im dunklen Wasser, und ihre Äolsharfen klingen, verhalten, lockend, als müßten sich jeden Augenblick die üppigen Leiber vom Buge der Kähne lösen und im Liebesspiele die sanften Wellen zu schäumenden Wirbeln kräuseln.

Die vier Männer lauschen in die Nacht hinaus. Der kriegerische Lärm ist verklungen, die tiefe Stille läßt keinen Gedanken an Kampfgeschrei und blutigen Handel erstehen. Baruch liegt ganz unten, wo die Gräser des Walles in die Amstel tauchen. Er lauscht zu den schaukelnden Meeresgöttern hinüber.

Seit seiner Mutter die Laute aus der Hand gefallen ist, hat er nicht mehr geträumt.

Die Äolsharfen singen. Gleichmäßigen Schrittes geht der Posten am Kamme des Walles hin. Baruch fühlt die Erschütterung, als poche das Herz der ruhenden Stadt.

Kein Wort hebt sich. Die Männer verharren stumm unter dem Zauber der Mondnacht. Ihre Ruhe liegt im Bann, denn ein einziger Kommandoschrei würde die Luft vom Waffenlärme zittern lassen.

Und doch sind sie alle glücklich:

Sie haben eine Heimat, für die sie kämpfen können. Ihr Machtgefühl gibt ihnen trotzige, freie Stirnen. Ein Volk lebenskräftiger Taten, traumlos und unbeugsam. Ihre Rücken bleiben lotrecht bis ins höchste Alter, ihre Stimmen klar. Wenn sie verkaufen, scheint es, als verschenkten sie. Ihren Lippen entschlüpfen nicht hundert vorsichtige Fragen zu jeder Stunde. Sie fordern und behaupten.

Und demütig ist das Volk der Judenbuurt! Sein Prunk ist schwül und schlaff, eines morschen Palastes Schönheit und Stolz. Die Könige sind entflohen. Das Leben ist ihnen verdorben. Aber Leben ist das erste und letzte Glück.

Baruch wünschte einen Degen, er wollte die Farben eines Vaterlandes um seine Brust. Blaß ist der Ruhm seines Volkes, leblos wie der Mond und kalt. Alles Bunte wird fahl in seinem Lichte. — Die Gelehrsamkeit der Synagoge: eine verheimlichte Sehnsucht oder ein Spinneneifer, der über den Goldrand des Bechers sein graues Netz spannt, dem Dürstenden zum Ekel.

Dort schaukeln goldene Götter und lassen ihre Harfen klingen, hier liegen die Wehrhaften und erwarten den Feind. Weh ihm, wenn seine Hand an die goldnen Götter rührt!

So blüht das Leben. Und es achtet seiner Wurzel kaum, da seine Blätter sich strotzend zur Sonne recken und seine Früchte schwellen.

Die Zugbrücke fällt. Ein Reiter sprengt drüber hin. Das bricht den Bann. Vom Tore her Stimmengewirr, Rufe, Gegenrufe, Flüche.

«Oranische Reiter und Fußvolk, kaum drei Meilen!»

Eine bittere Botschaft für die Monarchisten, Stroh ins Feuer der Republikaner. Fast geraten sie einander in die Haare.

Noch eine Kunde dringt herüber: die Kanäle und Grachten treten aus, kaum daß der Bote trockenen Fußes einlangen konnte! Auch die Amstel schwillt. Die St. Antonsschleuse ist zuletzt gezogen worden.

Stoß auf Stoß drängt die Flut in den Spielhafen. Die Meergötter tanzen.

Hastige Lichter springen von Kahn zu Kahn. Der Hafenmeister und seine Gesellen prüfen die Taue und kuppeln die Prunkfähren fester.

Am nächsten Mittage springt Jan Huidekoper im Loovestijnhofe vom Pferde.

Der Prinz sitzt beim Mahle. Er ist erstaunt: so eilige Demut der Amsteljungfrau hatte er nicht erwartet. Er will den gesulzten Hecht, der eben unter seinem Messer zerfällt, mit den devoten Redensarten würzen.

«Ihr habt einen eiligen Ritt getan, Herr von Maarseveen!»

«Eile tut hier not, Hoheit.»

«Haben die lieben Amsterdamer Angst für ihre Gewürznägelein?»

«Weniger dieser Angst wegen. Wir wollten nur, daß Eure Hoheit die stattlichen Reiter und Arkebusiere unter geschicktere Führung stellt. Das Franzmännlein weiß keinen Rat.»

«Ihr zählt darauf, daß ein Witz mich günstig stimmt.»

«Hoheit, die Lage ist ernst. Wir haben für die Menge Rüstzeug unsre blanken Doppeldukatons gegeben und wollen nicht, daß das Zeug jämmerlich von Rost und Fäulnis zerfressen werde.»

Der Prinz läßt das Messer sinken.

«Wenn wir bis heute abend nicht Eurer Wohlmeinung gewiß sind, öffnen wir die Schleusen des Seedeichs noch einmal. Habt Mitleiden mit Euren braven Leuten, die sind des langen Fußbades allbereits müde.»

«Ihr habt das Amstelland ersäuft», schreit der Prinz aufspringend.

«Noch ist nicht allzuviel geschehen. Aber Euer Heer steckt in der Pfütze.»

Da schleudert Wilhelm seinen Federhut auf die Steinfliesen, Jan Huidekopern vor die Füße. Der hebt den Hut mit einer leichten Gebärde auf und streichelt eine geknickte Feder.

«Um diese Feder zahlt Ihr den Handel zu hoch, Generalkapitän.»

Dann sitzen beide zu kurzer Beratung nieder.

Die Zwanzigtausend bleiben entlassen. Die sechs Ratsherren werden vom Prinzen selbst befreit und stärken sich nach der kümmerlichen Nachtruhe an einem reichen Frühstück. Dagegen verspricht der Bürgermeister, seinen Einfluß darauf zu setzen, daß dem Prinzen fortan das alleinige Entlassungsrecht zustehe.

So ist, und nicht zum Nachteil von Oranien, das Abenteuer ausgetragen worden.

Jan Huidekoper kann Wort halten, da den Amstelbürgern die hohe Konzession billiger scheint als eine geschickter geführte Belagerung.

4

Rabbi Simon sagt: «Es gibt drei Kronen: Gelehrsamkeit, Priestertum, Herrschaft. Allein die Krone des guten Rufes hat vor allen den Vorzug.»

Was ist die Krone des guten Rufes für einen Mann, der dort erst seinen Weg beginnt, wo die Gemeinde Amen sagt? Sein Ruf gleicht einem Kranz aus dürrem Schilf: jeder Lufthauch läßt ihn zittern, ein mäßiger Wind trägt ihn vom Kopf des Mannes, wirbelt ihn im Staube und zerpflückt ihn.

Zacuto und Naar finden überall bereitwillige Ohren.

Als die Schüler der höchsten Talmudklasse unter Gelöbnissen der Treue und Liebe von einander Abschied nehmen, schmeckt Baruch kalte Vorsicht aus den Worten seiner Altersgenossen und verhüllte Warnung klingt aus den Reden der Lehrer. Da er selbst leichten Herzens die Schule verläßt, glaubt er nur den Widerhall seiner eigenen dürftigen Gefühle zu vernehmen.

Einige Wochen später vermählt sich Mirjam mit Casseres. Das ist keine Heirat nach ihres Vaters Sinn, der einen Geschäftsmann gewünscht hätte. Jedoch Michael ist nicht mehr imstande, seinen Willen nachdrücklich zu verfolgen. Kaum daß seine Kraft für den Handel reicht; in harter Arbeit ist sie niedergebrochen. Er ist ein Greis vor der Zeit geworden.

Als er dem Sohne Jehudas Erbe einhändigt, erhebt er auf einen großen Teil Anspruch. Baruch habe sich brotlosen Studien widmen dürfen und sei dabei ernährt worden, trotzdem er im Kontore nötig gewesen wäre; er werde auch künftig nichts verdienen, das Geschäft aber gehe zurück, zu-

dem brauche Mirjam eine Aussteuer. Da Baruch kein Erbe erwartet hat, wird es ihm leicht, dem alten Manne, dessen Wangen vom Eifer seiner Wünsche glühen, beizupflichten. Michael hat einen schweren Kampf erwartet, seine Freude über Baruchs Willigkeit ist so groß, daß er den Sohn umarmt und sich ungerechten Mißtrauens beschuldigt.

«Sie mögen über dich reden, wie sie wollen, und wär's noch so schlecht; ich weiß doch: du bist ein guter Sohn und hast das Gefühl der Ehrfurcht vor deinem alten Vater.»

Die Gäste sind bei Mirjams Hochzeit Baruch aus dem Wege gegangen, so daß Michael verwundert gefragt hat.

Da haben die einen gesagt: «Er ist uns zu gelehrt», «Er wird auf unsere Gesellschaft nicht erpicht sein», die anderen.

Michael hat sich stolz zufrieden gegeben: «Ja, er ist die Hoffnung der Synagoge, so hat der Chacham Morteira zu mir gesprochen; aber er ist trotzdem ein guter, bescheidener Sohn.»

Man läßt den Vater bei seinem Glauben, weiß man doch, daß er nicht arm an Sorgen ist; die Hausfrau Esther liegt auf den Tod darnieder, das Fest ihrer Stieftochter wird ohne sie begangen.

Aber Baruch fühlt, daß man seinen Vater schont, und das erzürnt ihn.

Bald nach der Hochzeit tragen sie Esther nach Ouderkerk. Michael läßt ihr einen bescheidenen Grabstein setzen; sie hatte ihm kein Kind geboren, er behauptet, sie habe ein Amulett gegen die Empfängnis getragen. Auch genügt Rebekka für das Haus; sie ist über zwanzig hinaus und will keinen Mann.

*

Wer an der Kaisergracht gegenüber der Wester-Kirch spaziert, muß an einer Tür vorüber, an deren Seiten Bücherkästen lehnen, über der ein Schild ausgehängt ist, das in goldenen Lettern «In de Konstwinkel» und darunter den Namen Dr. Franziskus Affinius van den Enden trägt.

Dominus Langelius, ein angesehenes Mitglied des Kirchenrates, bleibt vor den Bücherkästen stehen und neigt seine lange Gestalt zu den mehrzeiligen Büchertiteln nieder, dabei zittern die Nüstern seiner Langnase, als würden sie des bedenklichen Inhaltes anrüchig.

«Dieser Doktor Van den Enden, diese Laus im Pelz! Dabei genießt der Kerl die Dispens einer Offizin. Druckereien sitzen allzuviel in diesem Sündenpfuhl.»

Ärgerlich! Schon die Zusammenstellung der ausgebotenen Bücher wäre einen Protest des Kirchenrates wert. Der Name des teuflischen Descartes neben den Akademikern Regius und Wittich. Ein Symbolum: die Pest und ihre ansteckenden Folgen. In einem einzigen Titel der Name des ehrenwerten Führers der Rechtgläubigen Voëtius, allein auf einem Buche, das die Galle Dominus Langelius besonders reizt: «Ein Brief des Renatus Decsartes an Gisbertum Voëtium». Die stechenden, grauen Äuglein verengen sich immer mehr, als sollte der Blick, wie ein Stilett geschärft, den verhaßten Buchstabenreihen zu Leibe gehen. Da — ein neues Buch! Ein niederländer Wortschatz von einem Lodewijk Mayer. Dominus Langelius tastet über den dicken Band.

Mayer, Mayer, der verfaßt auch Poesien zu Hochzeiten und Taufen! Ein Lutherischer, ein Feind Calvins.

Das Buch muß Langelius haben. Er zögert. Soll er in diesen Höllenwinkel eintreten, sich vielleicht dem Spotte des Van den Enden preisgeben, der offenkundig das Heidentum bewundert? Immerhin, die Ehre der reformierten Kirche!

Er stößt die Tür auf, ein zartes Glöcklein ertönt.

Der «Konstwinkel» ist erfüllt von Büchern und Instrumenten. Flugblätter liegen gehäuft. Über einen Tisch sind Radierungen gebreitet. Schildereien lehnen hintereinandergereiht an einer Wand. Die liebenswürdige Unordnung reizt zur Jagd nach Seltenheiten.

Ein zierlicher, etwas bunt gekleideter Herr tritt aus dem Hinterzimmer. Lauter Gesprächsschwall und Tabaksqualm dringt mit ihm in den Verkaufsraum.

«Tretet vollends ein, Domine. Euer Besuch setzt mich in nicht geringes Erstaunen.»

«So . . . Ihr kennt mich also?»

«Eure Kanzelreden gegen Trunksucht, Freigeist und Tabak . . .»

«Ja. Ihr seid selbst dieser . . .?»

«Van den Enden — und Euer Wunsch?»

«Das Buch da. Ist wohl ganz im Geiste Eurer sonstigen Exhibition gehalten?»

«Auf einem Brette mit Descartes wird ihm vielleicht zu viel Ehre angetan. Jedoch das Buch ist verdienstlich: es sucht die Sprache von fremden Klängen zu befreien, damit so manchen Dummkopf zu entlarven, der sich einen klugen Mann dünkt, wenn in seiner Rede etliche ausländische Worte mitlaufen.»

Langelius zahlt einen guten Preis und geht steifen Nackens.

In den behaglichen Stühlen des Hinterzimmers sitzen um eine große Tischplatte Beelthouwer, Jelles, De Vries und zwei junge Männer, deren gegensätzliche Erscheinungen auffallen. Der eine, zart und beweglich, trägt sein aschblondes Haar straff aus der Stirne in den Nacken gestrichen. Der andere schmiegt seine stämmige Gestalt lässig in die Polster, wirrabstehende, dunkle Kraushaare geben seinem breiten Gesichte etwas Wildes.

Abseits im Hintergrunde lehnt Baruch in ein Buch vertieft.

Am Tische trinken die fünf Männer aus Zinnbechern Kaffee und saugen aus langen Tonpfeifen den von Langelius verketzerten aromatischen Rauch.

Van den Enden ruft dem Blonden von der Tür aus zu: «Mijnheer Lodewijk, der Kirchenrat kümmert sich um Euren Wortschatz, soeben hat Meister Langel das Buch erstanden.»

Lodewijk Mayer springt auf, sein Nachbar, der Dunkelhaarige, schlägt auf den Tisch und jubelt: «Eine frohe Botschaft, beim Jupiter! Das schafft Euch eine Neuauflage, Lodewijk.»

«Was meint Ihr, Doktor», forscht Mayer in Van den Enden.

«Sie verdächtigen ja alles, was der ‚Konstwinkel' bietet.»

«Diesmal wird also Langelius enttäuscht sein», seufzt der Verfasser des Wortschatzes. «Zu früh gejubelt, Adriaan Koerbagh.»

«Dann nur Eure Schuld», antwortet Koerbagh. «Was habe ich Euch in den Ohren gelegen, so fette Worte wie Trinität, Transsubstantiation, Mysterium und etliche andre mit kritischen Anmerkungen zu versehen!»

«Ich bin kein Kampfhahn, den Degen laß ich in Euren Händen.»

«Gut, Lodewijk, ich will's mit dem versuchen. Was meint ihr, Herren, zu einem Wortschatze, der einem Igel gliche, zu hundert Stichen bereit, gegen die Narrheiten in Rechtswesen, Heilkunst und Gottesgelehrtheit! Wenn ich die Utrechter Juristen sattgehört habe, will ich nach Leiden, Theologie und Medizin zu studieren, in sechs Jahren kann ich an der Arbeit sein.»

Die dunklen Augen sprühen vor Lust.

«Ich trink Euch ein Wölkchen zu und Euren Plänen», ruft Van den Enden. «Die siegreichen Olympier sollen sie segnen!»

Der Doktor langt seine Pfeife über den Tisch hinüber, die sechs Pfeifenköpfe tippen behutsam aneinander.

Baruch hört die laute Gesellschaft nicht, er müht sich mit einem lateinischen Text.

«Wir haben De Vries nicht zu Ende gehört», erinnert Van den Enden.

Simon zuckt die Achseln, als sei der Gegenstand nicht des Aufhebens wert.

«Unser Ekel vor der sprachlichen Übertriebenheit hat die Abscheu vor dem Unflate der Handlung fast übertroffen. Es bleibt mir unbegreiflich, daß Frauen von Stand dem Schauspiele bis zum Schlusse folgen konnten. Noron tut der Geliebten des Torquatus coram publico Gewalt an,

darauf ermordet man ihn, seine blutigen Glieder werden eins nach dem andern in einen Brunnen geworfen. Ich weiß nicht, was sonst noch an Greuel geschieht. De Spinoza und ich haben uns aus der Schauburg entfernt, bevor der Dichter bejubelt worden ist.»

«Sein Vater ist seit zwei Jahren Regent», erklärt Jelles.

«Das tut's kaum», antwortet Mayer. «Auch in Vossens Medea haben sie den beiden Kindern blutgefüllte Blasen unter die Röcklein gebunden und Medea hat einen roten Springquell aus dem gefütterten Busen gestochen.»

Die befreundete Stimme hat Baruch an den Tisch gelockt.

«Es ist lächerlich, unsre Kultur in den Himmel zu rühmen», ruft Koerbagh zornig. «In der Schauburg tanzt Lüsternheit und Grausamkeit auf goldenem Kothurn, als sei es der Dichtkunst erhabenste Pflicht, die Erbärmlichkeit gelähmter Schlemmergehirne zu einem letzten Zucken zu reizen. Während Rembrandt van Ryn unter der Last seiner Schulden nach Atem ringt, leben Dov und Mieris im Behagen, da die ungewöhnliche Kunst ihrer Pinselchen die Gewöhnlichkeiten des Tages liebkosen, der theatralischen Roheit der Flämen nicht zu gedenken. Alle loben den poetischen Tiefsinn Vondels und suchen ihr Ergötzen in seichter Gemeinheit, alle verschwenden ihre Zungen an die seelische Kunst Rembrandts, um so fester drosseln sie ihre Beutel.»

«Eines entwürdeten Wohlstandes Bild», bestätigt Van den Enden. «Künstlerische Kultur und Gold kreisen in einem lächerlichen Zirkel. Das Genie Rembrandts wäre in ärmeren Zeiten überwältigend vor aller Augen gestanden, so begraben es die Talente unter ihrem lärmenden Triumph. Die Geldtruhen der Alltagskrämer fließen über, rette Geschmack und Geist, wer kann!»

«Der Geniale», läßt sich Baruch vernehmen, «verschmähe die Anerkennung der Vielen, so weit er kann, er möge die Bewunderung der Wenigen suchen, zu denen er spricht. Er trägt eine Prophetenkrone und hüte ihre Reinheit.»

«Die Kunst gehört den Vielen», entgegnet Lodewijk, «und

darum ist unsre Klage gerecht. Theater und Malerei schmarotzen am Tische ihrer natürlichen Verächter, der wenigen Reichen, sie gehen ihres Ruhmestitels, der Freiheit, verlustig. Sie müssen aus den üppigen Ketten erlöst werden.»

«Sie scheinen zu tief an die Zeit verloren», erwidert Baruch.

«So soll der Karst an den Morast der Zeit gelegt werden», ruft Koerbagh ungestüm. «Ich glaube an die Kraft der Niederländer, wenn erst ihre Mägen tüchtig überfressen sind! Not tut: den Star erstorbener Begriffe aus ihren Augen stechen! Brand der Wahrheit in die modernden Formelbauten ihrer Religion und ihres Rechtes! Dann erst werden sie die Sehnsucht und die Schönheit finden.»

«Daß Ihr nur nicht den Star samt dem lebendigen Auge aus den Höhlen schneidet und blinde Wut erntet», brummt Jarig. «Der Gedanke muß seiner Zeit allemal ein Stück voraus sein, wie der Zugschimmel der Lastschüte.»

«Auf den Versuch käme es an», vermittelt Van den Enden, «Koerbagh hat den Degen zu führen.»

«Wie wollt Ihr beginnen», fällt Baruch ein. «Uns bleiben die Worte allein zum Kampfe gegen die Worte der anderen. Ist das nicht, als zögen Leichen gegen Leichen. Auch die Worte der andern sind deren gestorbene Erlebnisse. Scheinkampf also, der beiden Haufen recht gibt.»

«Hinter den Worten stehen die Ideen», wirft Adriaan dagegen.

«Wie viele haben die Ideen erlebt, deren Schallmantel sie im Munde führen? Die meisten brauchen Worte wie falsches Geld, folgen dem Glanz und Gepräge, was schiert sie der Feingehalt. Sie können nicht zu uns, wir nicht zu ihnen. Sie sollen auch nicht zu uns, solange ihre Sehnsucht nicht erwacht ist, damit sie nicht elend verderben. Ich kann mir keinen Weg von uns zu ihnen denken.»

«Ihr schneidet der Philosophie die Zunge aus dem Munde», ruft Adriaan unwillig. «Vergeblich hätten Giordano Bruno und Vanini gelitten. Umsonst hätte Descartes gelebt.»

«Die gleichen den heiligen Gärten, darin die Äste schwer beladen hängen, ihr Reichtum ist keinem gemeinen Grunde entstiegen. Die Menge begehrt die Früchte dieser Gärten nicht; kosten die einen oder die anderen davon, so verzerren sich ihre Lippen, als hätten sie eine Gallenblase zerbissen. Nur wenige Gaumen wissen die Süße zu finden, nur dann, wenn in dem eigenen Gärtlein Frucht schwillt von gleicher Art. Gleiches Ahnen zwingt die Denker zu Lebensgemeinschaft. Ihre Worte sind geheime Zeichen, sie wirken für einander. Aber was von ihrem Tische fällt, hat kein Teil mehr an den königlichen Erlebnissen. Sollen wir die Berge untergraben, daß uns ihr Schutt erstickte?»

«Ihr verachtet die Menschen, Mijnheer de Spinoza — ich liebe sie.»

«Ich habe zu wenig gesehen, deren Herz in Wahrheit nach Gott bangt.»

«Ihr sollt nächsten Sonntag mit uns zu Jan Teunissen, dort werdet Ihr sie hören, Vornehme und Geringe.»

Es schellt das Glöcklein.

Van den Enden will in seinen Buchwinkel, aber schon öffnet sich die Tür. Ein Männlein, dessen vergilbtes Gesicht in einer hohen, schmutzigen Krause versinkt, lüftet sein Barett und wirft eine dicke Aktenmappe auf den Tisch. Ihm folgt ein riesenhafter Stadtknecht, aus dessen winzigen Äuglein zwei Tränen auf die Knollennase triefen.

Die Gesellschaft ist aufgestanden. Aller Augen richten sich auf Van den Enden, der verlegen nach dem Begehr des Kleinen fragt. Eine müßige Frage, das Männchen ist in Amsterdam bekannt und gefürchtet wie ein Pesthaus.

Die Gäste des Konstwinkel suchen die Tür zu gewinnen, davor aber steht der Stadtknecht.

«Ich störe», flüstert der Kleine und schiebt die Arme seiner Hornbrille in die Fäden seiner Wollperücke. «Ich störe immer, das ist sozusagen mein Amt. Ah, Mijnheer de Vries! Habe Euren verewigten Vater wohl gekannt, war ein famo-

ser Schöpp der verlaufenen Haushaltungen, er hat mich auch zum Secretarius protegiert. Koen!»

Der Stadtknecht wirft sich in die Brust und sperrt seine verquollenen Lider.

«Koen, laß er die Herren passieren.»

Draußen beraten die Freunde, wie dem Doktor Franziskus Affinius aus den Akten der verlaufenen Haushaltungen zu helfen sei. Sie wissen, daß Van den Enden sein Geld in Druckerschwärze hat zerfließen lassen. Manch unheiliges Buch und Flugblatt ist aus seiner Offizin in die Welt gegangen.

Schließlich stimmen alle Beelthouwer bei.

«Ich muß nach Enkhuisen, dort habe ich große Arbeit. Ich biete dem Doktor mein Haus auf dem Singel, er soll, was er so oft im Scherze als sein kläglich Ziel bedauert, für sein Glück preisen lernen: Schulmeister soll er werden und eine Lateinschule gründen.»

*

Baruch sitzt vor demselben Kamin, dessen Flammengesumm seine und Jan Pietersz Gespräche begleitet hat. Der neue Hausherr hat das Lateinbuch zugeklappt, daraus er, gleich Beelthouwer, Baruch unterweist. Sein unermüdliches Gehirn hißt das flügge Wolkensegel der Gedanken zu einer Fahrt aus dem winterlichen Holland in das grüne Sehnsuchtsland Italia.

Er erzählt vom Leben und Martertod des Philosophen und Dichters Giordano Bruno.

Ein spöttisches Fisteln begleitet seine gewählten Worte und stachelt Baruchs Aufmerksamkeit.

«Wir sollten vor allem unserer heißmütigen Begeisterungsfähigkeit, die wie eine tolle Kuh mit gesenktem Gehörne auf ihre Phantasien losstürzt, das Joch der Vernunft aufzwängen.»

Sobald Van den Enden fühlt, daß ein Gedanke seinem

Hörer zu Herzen geht, oder seine eigene Stimme zu zittern beginnt, bricht er hart ab und scheut kein blamables Anekdötchen aus dem Leben des Mannes, der ihn mit Bewunderung erfüllt. Allein Baruch hat dieser verheimlichten Empfindsamkeit auf den Grund gesehen, je lästernder Van den Endens Zunge schwirrt, desto ehrfürchtiger erstehen die Taten Brunos vor ihm.

Gott überall in Höhen und in Tiefen, im Kleinsten und im Größten! Die ganze Welt ein gewaltiger Leib, von Gottes Fülle durchflutet! Die Kabbalisten haben ein ähnliches Bildnis gezeichnet, doch sind sie des lebendigen Gehaltes nicht teilhaftig geworden: Gleichnis war ihnen alles, Spielwerk. Giordano Bruno aber schaut Gottes lebensvollen Leib. Keinen Anbeginn weiß sein Blick zu fassen und kein Ende. Urewigkeitsgesang aus allen Wesen! Steigen und Fallen, Werden und Schwinden nur die Melodie des endlosen, unstörbaren Weltgeschehens.

Und Van den Enden lenkt den Flug über die Alpen zurück.

Gleich einer Friedensbotschaft lautet die Lehre des Frauenburger Domherren Köpernik. Davor zerrinnt der Nebel der Schöpfungsgeschichte.

Als Baruch zum erstenmal vernimmt, wie Brunos Geist die Schranken des Sonnensystems durchbrochen und zahllose Sonnenwelten im grenzenlosen Raume auf gleichmütigen Bahnen gesehen hat, vermag er dem Sturm seines Herzens nicht mehr Einhalt zu tun.

Van den Enden schaut bewegt auf den Schluchzenden, er vergißt seine Anekdoten, schleicht leise ins Nebenzimmer. Von dort her dringt bald die helle Kinderstimme eines Mädchens. Und allmählich gewinnt Baruch Gehör für die italische Romanze.

Die Mädchenstimme ist von zarten Harfenklängen getragen, fremden, weichen Lauten. Van den Endens Welt ist eine berauschende Welt.

Baruch kann das Singelhaus verlassen, ohne sich seiner Tränen schämen zu müssen.

Friedlosigkeit bricht immer drangvoller in sein ruhiges Gemüt, je geläufiger ihm die heidnische Sprache wird, je mehr ihn Van den Enden den Freiheitssturm der Philosophen überblicken läßt.

Die Luft seiner Mansarde wird drückend. Über den Büchern der jüdischen Gelehrsamkeit weben die Spinnen.

Immer kläglicher wird der Vater. Beten und Jammern sind seine Erholungen, die Geschäfte gehen stetig zurück. Rebekka waltet freudlos ihres Amtes. Und beide überhäufen Baruch mit Vorwürfen, denn immer seltener ist er in Beth Israel zu sehen und er findet sich nicht mehr zum häuslichen Gottesdienst ein. In der Gemeinde geht böses Gerede über ihn.

Das »opreigt Tapeithuis« kann seine Toten nicht vergessen. Wenn Baruch die ächzenden Treppen hinabsteigt, in freier Luft seiner Unruhe Herr zu werden oder seine Freunde zu suchen, scheint es ihm zuweilen, als faßte Rabbi Jehuda seine Schulter und zöge ihn zurück, als hingen die ernsten Augen der Mutter an ihm und bäten ihn zu bleiben.

Er lernt Zacutos Furcht vor der Heidensprache verstehen. Die dringt unbeugsam, klar auf ihn ein, ihre Sätze: kalt wie Eis, scharf geschliffen, karg am Bildwerk! Wohlbewehrt ist das Wissen mit solchem Schwerte. Aber den Träumer muß die Kälte schrecken.

Zuweilen schnürt er am frühen Morgen die Schlittschuhe unter die Sohlen und fährt auf dem Kristallrücken der Westeramstel weit hinaus ins Amstelland, da kommt ihm das Erbe Jehudas gut zustatten.

In den Bauernschänken wird Politik getrieben. Fuhrleute aus allen Teilen Hollands drängen sich in den finsteren Stuben, und die Bauern machen vor der frühen Dämmerung Feierabend.

Baruch lauscht den gewichtigen Meinungen über den jähen Tod des Prinzen, der wenige Monate nach der Amsterdamer Schlappe den Blattern erlegen ist. Er sieht, wie die Köpfe der Bauern über den Beschlüssen der »großen

Versammlung» im Haag heiß werden, denn dort geht es republikanisch zu, und die Buren wollen ihren Oranierkönig, Sie stoßen mit den Fuhrleuten auf das Wohl des kleinen Prinzen an, dem Maria von England wenige Tage nach ihres Mannes Tod das Leben gegeben hat.

Mit Jarig Jelles, der sich unbeschadet seiner Gottesgelehrtheit von Herzen des berühmten Deelweins freut, sitzt Baruch an manchem Abend in der Taverne «zum fröhlichen Hirschen». Bald landen auch De Vries und Enden dort.

Mayer und Koerbagh traktieren zu Utrecht Juristerei und Philosophie, in den Ferien kommen auch sie in den «fröhlichen Hirschen».

Baruch schweigt gewöhnlich vor seinem Glase und horcht. Die Stimme Jarigs schwillt immer lauter, auch De Vries übertönt seine Sanftmut, Koerbaghs Meinungen aber donnern alles nieder, nur Van den Enden bleibt gleichmütig, kaum daß sein Zünglein ein geringes schärfer wird.

Im Frühjahr wenden sich ihre Gespräche häufiger den Staatsereignissen zu. Die «große Versammlung» hat den Bruder des Admirals Kornelis, Jan de Witt zum Ratspensionär erwählt und das Amt eines Statthalters aufgehoben, um die Orangisten zu knebeln, denn Loovestijn ist unvergessen.

Die Republikaner sitzen am Steuer, und das ist für den Kreis Van den Endens ein frohes Wissen.

Baruch ist kein verläßlicher Zechgenosse. Nicht selten greift er mitten in den Gesprächen zu Hut und Mantel und geht unter halben Entschuldigungen. Dann streicht er in der nächtigen Stadt umher, unbewehrt, ohne Laterne, daß er ein und das andre Mal nur mit geraumer Not den Gewalttätigkeiten des Gesindels entgeht und häufig von Wachtsoldaten angehalten wird.

Tritt er dann, abgespannt und müde, in seine Mansarde, so wartet selten der Schlaf an seinem Lager.

In friedlosen Nächten bangt er nach der Zeit zurück, darin er die Wirrsal des Talmud überwunden und das

Phantastische der Kabbala durchdrungen hat. Erste Kampfzeit! Aber Überwinden heißt noch nicht das Höhere gewinnen. Tief liegt der heilige Weg verborgen.

In stillen Dämmerstunden klagt Baruch seinem Lehrer, wie arm er den Plänen der Freunde gegenüber sei, er beschuldigt sich des Hochmuts, daß er mit seinen schwachen Sinnen nach Gott bange, und klagt, das Glück der Gläubigen verloren zu haben.

Van den Enden hört ihn schweigend. Er hat keinen Trost für ihn. Er weiß nur, daß allein den Wenigen solche Kleinmut eignet, deren Sehnsucht an das Herz der Welt schlägt.

In einer Frühlingsnacht steigt Baruch zu seiner Kammer empor, da öffnet sich eine Tür des Obergeschosses und Rebekka ruft ihn an. Er folgt in das Zimmer und findet seinen Vater, das Gesicht in die verschränkten Arme vergraben, auf einem Ruhebette liegend.

«Mirjam hat einen Sohn geboren und ist gestorben», kommt es trocken von den Lippen der Stiefschwester.

Baruch geht zum Vater und legt ihm die Hand auf die Schulter. Der alte Mann erhebt sich und sieht mit matten Augen zu dem Sohn hinauf.

«Baruch. Du bist gekommen ... so spät. Wir haben dich nirgends finden können, und sie war deine leibliche Schwester! — Schwer liegt der Zorn des Herrn auf meinem Leben. Er hat mein Blut verflucht, als sei es unrein. Alle müssen dahin, nur mich will er nicht. Ich muß langsam ersticken in der Bitternis.»

Ein Weinkrampf erschüttert die kauernde Gestalt.

«Legt Euch nieder, Vater ...»

Aber Michael stößt nach dem Arm Baruchs.

«Willst du mir auch noch verwehren, um mein Kind zu trauern! Geh du, woher du gekommen bist, du hast keinen Trost für mich. Was bist du erst hereingetreten, du hast keinen Trost mehr. Geh, denn ich will beten. Du hast auch kein Gebet mehr. Laß mich allein mit meiner Rebekka, sie

ist mein einziges Kind. Komm zu mir, Rebekkchen, komm zu deinem Vater.»

Baruch weicht zurück, und der Alte hängt sich an die Stiefschwester.

«Geh, Baruch! Ich weiß, warum der Herr mein Haus zertritt, daß alle um mich her sterben und meiner Hände Werk zerrinnt. Drei Frauen hab ich begraben und die liebsten Kinder. Nur du bist mir geblieben, Rebekka, nur du. Der Sohn geht auf dem Wege der Gottlosen. — Sprich nicht, Baruch, daß nicht der Zorn meinen Schmerz stinkend macht. Du bist vom Glauben gefallen, das wissen alle. Darum liegt des Herren Fluch auf mir und bringt mich auch in die Grube.»

«Vater.»

«Laß uns allein», wehrt Rebekka ab. «Du siehst, er ist vom Schmerz gebrochen. Mirjam war sein Liebling.»

Da schleicht Baruch hinaus.

Er fühlt die Toten nahe, die ihn geliebt haben. Er kniet vor seinem Bette nieder und klagt ihnen seine Verlassenheit.

Dann ist ihm, als höre er Jehudas Stimme: «Ich sehe dich rein wie die Flamme des Morgensterns.»

Die Stimme bringt ihm den Schlaf.

Ein Fremder, der in diesem traurigen Herbste des Jahres sechzehnhundertdreiundfünfzig nach Amsterdam kommt, wird alle Spektatoren und Voyageurs, in deren Ruhmreden die Amstelstadt gleich einer üppigen Fürstin prangt, lügnerische Phantasten nennen.

Der Hof des Kaufhauses steht zur goldenen Stunde leer. Zwar können sich die Handelsherren des gewohnten Börsenganges nicht enthalten, allein sie werfen kaum einen Blick in die gähnenden Arkaden und schleichen traurig davon.

Am Waaghaus vor der Neuen-Kirch lehnen etliche Träger, faul und verschlafen, sie lassen sich auf Ratsunkosten von der Sonne anscheinen, indes der Waagemeister einsam im «weißen Löwen» sitzt, seit Stunden vor einem Schöppchen Sauerweines, und zur Waage hinüberblinzelt, wie ein Angler ins fischleere Gewässer.

Um so geschäftiger ist der kleine Secretarius der verlaufenen Haushaltungen, er hat einen Troß Hilfsschreiber auftreiben müssen. Die Bankerottakten liegen auf seinen geräumigen Tischen gehäuft. Und manch guter Name liegt unter dem Wust begraben.

Wer hat die Leichendecke über die blühende Stadt gebreitet?

«Der Königsmörder Cromwell und Jan de Witt», antworten die Orangisten. «Die englische Schwägerschaft», erklären die Republikaner.

Holland ist die Zuflucht der königstreuen Engländer geworden. Von Holland aus ist Cromwells Freistaat in steter Gefahr. Das englische Parlament beschließt die Navigationsakte. Der größte Teil des niederländer Zwischenhandels wird lahm gelegt. Die Verhandlungen schleppen

über zwei Jahre hin, indes die Kaufmannschaft ihrem Verderben zugeht. Jan de Witt bietet alles um den Frieden auf. Allein der Haager Pöbel beschimpft die Gesandten Cromwells und macht seine Staatsklugheit zuschanden. Der Seekrieg ist nicht mehr aufzuhalten.

Tromp, Kornelis de Witt und de Ruiter gegen den Puritaner Blake.

Martin Tromp pflanzt nach siegreichen Gefechten einen Besen auf den Hauptmast seines Schiffes, mit dem er den Kanal von Engländern reingefegt haben werde. Noch einmal stellt sich Blake.

Drei Tage wälzt der Sturm regenschweren Pulverdampf über die See hin. Tromp immer inmitten der Feinde. Da trifft ihn eine Musketenkugel in die linke Brust und mit ihm fällt Hollands Stern.

Die Hollandflotte wird bis auf wenige lecke Schiffe in den Grund gebohrt.

Auch in Pieter Keezers Haus kocht man dünnere Süppchen, und Meutje Ka, die umfangreiche Matrone, an der eine Ähnlichkeit mit ihrem Rembrandtbilde nur schwer abzusehen ist, läßt Malvasier und Muskatell im Keller rasten. Nach sparsamer Schüssel taugt der edle Trunk nicht.

Nur einem reicht sie manchmal ein Gläschen mit demselben liebwerten, herzenswarmen Lächeln, das Meister Rembrandt vor zwanzig Jahren auf die Leinwand gebannt hat — fast heimlich hält sie die grauumsponnene Flasche für den Präzeptor ihres Johannes bereit. Wenn er nicht verschmäht, freut sie sich, denn sie bewundert sein Wissen, das ihren Johannes für die hohe Schule bereiten soll. Ihr Johannes darf sich dereinst nicht in dem staubigen Lagerhause herumtreiben, er muß ein Rede- und Schriftgewaltiger werden.

Während Baruch das zierlich geschliffene Glas auf die Silberplatte zurücksetzt und der besorgten Mutter neuerdings versichert, Johannes scheine gute Anlagen zu besitzen, schließt Pieter Keezer mürrisch sein verstaubtes Kontor. Er

hat die Schreiber entlassen; so mäßige Geschäfte weiß er selbst zu schlichten.

Da sieht er Michael de Spinoza am Fuße der Treppe.

«Kommt nur herauf», ruft er dem Zögernden zu und öffnet wieder.

«Vor einigen Tagen habe ich Euch den Posten Tapeten um ein Spottgeld geboten, ich komme, noch einmal darüber zu sprechen, Herr van Dort.»

«Demnach ist kein Käufer gefunden.»

Michael senkt den Kopf.

«Ich hätte gefunden, ein jeder hätte mir soviel gegeben als Ihr. Aber ich habe mir gesagt: wenn du schon zu diesen Zeiten deine Ware verschleudern mußt, soll dein ältester Geschäftsfreund, der Herr van Dort, den Nutzen haben.»

«Gut gedacht, Michael. Es soll mir auf drei Dublonen mehr nicht ankommen.»

Michael blickt unsicher in das breite Gesicht.

«Kein Mißtrauen! Ich sehe bei Gott keine Gelegenheit eines Verkaufs ab, alles muß auf bessere Zeiten hin lagern. Aber ich habe mit Euerem Sohne Rücksprache gehalten.»

«Mit meinem Sohn? Der ist tot.»

«Euer Sohn ist mir von dem hochgelehrten Doktor Van den Enden empfohlen worden. Er unterrichtet meinen Johannes.»

Michael erhebt sich und fragt kurz:

«Wollt Ihr den Posten?»

Keezer schaut verwundert zu dem sonst so unterwürfigen Kaufmanne auf, dann hebt er achselzuckend einen schweren Beutel aus der Lade und zählt das Geld über den Tisch hin. Schweigend streicht es Michael ein.

«Nun — die drei Dublonen, die verachtet Ihr wohl?»

«Das Geld ist nicht rein.»

«Wollt Ihr mein Geld schmähen!»

«Der Herr bewahre», ruft Michael erschrocken und streicht begütigend über die Münzen hin. «Es ist gutes Gold. Aber es ist nicht rein, für mich ist es nicht rein.»

Damit schlurft er aus dem Kontor. Seine Augen sind umflort. Er tastet längs der Wand die steile Stiege hinunter.

Man hat ihm zugetragen, daß die Chachamim seinen Baruch nach Beth Israel beschieden hätten, daß er sich rechtfertige.

*

Rabbi Morteira meidet den Anblick seines Lieblingsschülers, solange er kann. Auch Manasse ben Israel senkt die Augen, als er die Unbefangenheit Baruchs fühlt. Nur Selomo Salom und Aboab forschen streng.

Aboab führt das Wort.

«Wir haben dich gerufen, Sohn des frommen Michael de Spinoza. Reinige dich vor uns. Die schwersten Beschuldigungen ruhen auf deinem Namen. — Aber ich vermisse die Demut eines Sünders an dir. Fühlst du dich also makellos, so erweise es, und dieser Tag wird für uns alle ein froher sein, denn große Hoffnungen waren auf dich gesetzt. Höre die Klage.»

Auf ein Zeichen treten die beiden Kläger heran.

Isaak Naar blickt gleichmütig auf Baruch, Mose Zacuto kämpft vergeblich gegen seine Erregung an; seine Lippen zittern, als könnten sie die Überfülle nicht länger halten, seine Augen funkeln.

Ehe er zum Sprechen aufgefordert ist, springt er die Stufen zum Thoraschranke empor, preßt seine Brust und die ausgebreiteten Arme an die verschlossenen Türen.

Die Chachamim stehen erschrocken auf.

Zacutos Stimme kreischt durch den Saal:

«Verflucht soll ich sein und dein Zorn soll mich zermalmen wie einen niedrigsten Teufel, Herr mein Gott, wenn ich die heiligen Gesetzesrollen durch eine Lüge schände! Du sollst mich mit Stummheit schlagen wie ein Tier, wenn meinen Lippen eine Unwahrheit entfährt! Meine Augen sollst du

blenden, meine Ohren betäuben, solange ich mein Leben trage, und mich dann in die Tiefe der Gehenna schleudern, mich auf ewig vertilgen, wenn ich vor deinem Angesicht ein falsches Zeugnis lege!»

Bei jedem Fluche hat er mit den Handflächen an die Thoraladen geschlagen. Dann wendet er sich um und streckt die Hände gegen Baruch aus.

«Dieser ist dein Feind, Herr mein Gott, so wahr dein zeugender Name lebt von Ewigkeit! Er leugnet deinen Leib, er leugnet die Engel, er leugnet, gleich Da Costa, dessen Buße du von dir geworfen hast, die Unsterblichkeit des Geistes! Alle Frevel krönt er, da er die Worte der Schrift mit seiner teuflischen Zunge wendet, als seien sie seiner Missetaten Stütze!

Er tritt dein Gesetz mit Füßen, Herr mein Gott, und verachtet die Deinen in den heimlichen Versammlungen der Ungläubigen. Hochmütig nennt er das Volk, darüber du deine leuchtende Wolke gespannt hast nächtens in der Wüste, und nennt es deines Namens unwert und fern von deiner Erkenntnis.

Er leugnet die ewige Wahrheit des Sinai und nennt dein Gesetz ein Menschenwerk. Er hat seinen Geist geschändet, der dein Eigentum ist, und seine Seele zu Hurendiensten erniedrigt, den teuflischen Wissenschaften der Gojim zu Gefallen!»

Zacuto lehnt keuchend an der Thoralade, seine Arme bleiben gegen Baruch gestreckt.

Die Chachamim sind voll Entsetzen zurückgewichen, nur Morteira verharrt vor seinem Sitz.

Baruch steht aufrecht. Seine Augen, auf den Rasenden gerichtet, verraten kein Leben, als sähe er mit offenen Lidern ein Traumbild.

Totenstille, wie ein drückendes Gespinnst um die Stirnen. Die Schläfen pochen fühlbar.

Dann sinken die Arme Zacutos, er wankt erschöpft die Stufen nieder. Naar eilt, ihn zu stützen.

Morteiras Stimme klingt matt: «Baruch de Spinoza, kannst du ihn einer Lüge beschuldigen?»

«Ich achte seinen Glauben», kommt es tonlos zurück.

«Er bekennt», rufen die Chachamim und Morteira schließt die Augen, als sei ein Abgrund vor seinen Füßen offen.

«Baruch», flüstert er, «ich habe gewußt, dein Herz war von Zweifeln bedroht, doch wessen Leben ist bewahrt vor den Ränken der Dämonen! Auch Jona hat wider den Herrn gehandelt und ist dann sein Prophet geworden. Fühlst du dich schuldig und bekennst du alle diese Sünden? Eine jede ist Schammatha wert.»

Baruch hat seine Ruhe wiedergewonnen.

«Ich fühle keine Schuld, Rabbi Morteira. Doch der Gott, den meine Seele sucht, so schwer, wie Zacuto für den seinen kämpft, ist meinem Herzen noch nicht offenbar geworden.»

«Frevel», kreischt Rabbi Selomo Salom auf, «es gibt nur einen Gott.»

Baruch antwortet leise: «Ich habe keinen Frommen gehört, dessen Gott in dem Glauben eines anderen leben könnte.»

«Er lästert Moses und die Propheten», dröhnt Aboab. «Aber deine feine Zunge, De Spinoza, soll dir nicht mehr den Weg glätten, auf dem du entschlüpfst! Kannst du mir auf jene Fragen, daran die beiden Gottgefälligen dich versucht haben, eine andre Antwort geben?»

«Nein, Rabbi Aboab, auch Euch würde ich auf die Schrift verweisen.»

«Und scheinen dir Talmud und Kabbala geringer als die Schrift?»

«Moses und die Propheten hätten beide verdammt.»

Die Chachamim starren Baruch an. Aboab sucht Fassung, dann stößt er mühsam hervor:

«Noch eines: Sündigst du wider dein eigen Blut, verachtest du deinen Stamm! Ist das Volk Israel vor deinem Auge nicht das fürstliche Volk, das Gott erwählt hat, seiner Wahrheit zu dienen?»

«Gott müßte die Menschen hassen — hundertfältigen Glauben trägt die Erde.»

«Doch irgendwo muß die Wahrheit des Herrn sein! Wenn nicht in den heiligen Thorarollen, wo, Baruch de Spinoza, wo ist sie zu finden?»

«Ich suche sie, Chacham Aboab.»

Da verhüllt Morteira sein Gesicht und wendet sich von dem Sünder, und alle andern folgen dem Beispiele.

Als Baruch an Rabbi Morteira vorbeigeht, meint er ein verhaltenes Schluchzen zu vernehmen.

*

Der Abendwind spielt in den Lindenwipfeln der Houtgracht. Baruch lehnt am Fenster der Mansarde, seine Augen gehen unruhig über die zitternden Baumkronen hin in die Weite. Aus dem verglimmenden Horizont perlen die ersten Sterne. Die Nacht tut ihren tiefen Brunnen auf, und Baruch sucht Frieden aus ihm zu schöpfen. Immer von neuem bestürmen die Bilder dieses Tages sein Herz.

Die Leidenschaft Zacutos, der Zornausbruch Aboabs und ein verhaltenes Schluchzen. Um Baruchs Mund spielt ein bitteres Zucken.

Das Tor Beth Israels ist hinter ihm zugefallen und kein Schuldgefühl ist in ihm erwacht. Die heimlichen Tränen Morteiras haben den Haß Zacutos überwogen. Morteira besitzt ein Recht auf ihn, er kann sich hintergangen wähnen. Einer Springflut gleich, muß das Gerücht seines Abfalls die Judenbuurt überschwemmt haben. Als er an den Mittagstisch getreten war, sind Michael und Rebekka aufgestanden, sie haben beide kein Wort gesprochen, ihm keinen Blick gegönnt und sind gegangen. Das weiße Tuch zwischen seinem und ihren Tellern hat er durch einen scharfen Schnitt zertrennt gefunden.

Ein heftiger Schmerz hat ihm durch die Brust geschlagen und seine Augen hat eine jähe Nacht befallen, daß er tau-

melte. Mühsam hat er sich aufgerafft und ist in die Kammer geflüchtet.

Es hat zu dunkeln begonnen, da ist er von Rebekka aufgeschreckt worden.

«Der Chacham Morteira und der Vater wollen mit dir reden.»

Sie sind ihm beide entgegengeschritten. Michael hat feierlich seine Rechte ergriffen.

«Baruch, des Herrn Gnade ist mit dir. Die Chachamim senden den ehrwürdigen Rabbi, sie mißtrauen dem Hasse Zacutos.»

Er hat erstaunt ein Lächeln der Geringschätzung auf den Lippen Morteiras gesehen.

«Zacuto ist wie ein Wahnsinniger gewesen», hat Morteira bestätigt. «Die Chachamim glauben deine Worte jetzt anders deuten zu können. — Wir blicken mit Bewunderung auf deine Gelehrsamkeit und hoffen, du werdest noch ein Schutz und Schirm des Väterglaubens werden. Wir haben uns unter dem Eindrucke der fürchterlichen Anklage von dir gewendet, jedoch wir haben deine Entgegnungen nicht vernommen. Noch einmal wollen wir dich hören. In mir lebt das Vertrauen, die Schulmeinungen werden zu versöhnen sein.»

Zacutos bebende Gestalt ist plötzlich vor seinen Augen gestanden. Solch einen Glauben mißachten die Chachamim!

«Ich teile Euer Vertrauen nicht, Rabbi. Ich habe an diesem Tage erkannt: eure Welt ist nicht meine Welt.»

Der Vater hat aufgeschrien: «Mein Sohn, aus dir redet der Teufel!»

Morteira hat ihn zurückgehalten.

«Und doch hast du Moses und die Propheten bekannt, und sie über Talmud und Kabbala erhoben, und Moses bleibt der Grundstein Beth Israels.»

«Moses ist der Grund nicht mehr, Rabbi. Kann es nicht mehr sein! Seine Wahrheit hat ihre Zeit gelebt, und diese Zeit ist tot. Das bezeugen Talmud und Kabbala, aber sie

wagen den letzten Schritt nicht. Um uns ist eine neue Zeit erstanden, die Stirnen ihrer Heiligen leuchten nicht minder in göttlichem Glanz. Wer ihr nicht folgt, frevelt wider Gott, der die Augen geschaffen hat, daß sie sehen.»

«Herr, wende dein Ohr», ist es über die Lippen des Vaters gekommen.

Morteiras Blicke waren finster auf den Boden geheftet, er hat leiser als sonst gesprochen.

«Ich sehe selbst, daß du im Netze des Verführers hängst. Ich habe dir nur noch mitzuteilen, was die Chachamim für diesen Fall vorgesehen haben. Wir wollen miteinander reden, als seien wir fremde Makler. — Dir ist bekannt, daß in diesen Tagen zwei Juden, ihr Name sei vergessen, zur Taufe abgefallen sind. Wir wissen, auch du gehst bei den Gojim aus und ein. Du aber hast unsre geheimste Wissenschaft genossen. Wir wollen verhindern, daß sie durch dich geschändet werde. Wir bieten dir ein Jahrgeld von tausend Gulden, du aber sollst dich verpflichten, öffentlich den Gottesdienst zu üben, als seiest du des wahren Glaubens voll. So wollen wir das größte Ärgernis abwenden.»

Da ist es in ihm aufgestiegen, hat ihn gewürgt und seine Stirn wie ein glühendes Eisen umklammert.

«Das wagt Ihr mir anzubieten?»

«Du hast an unserem Tische gegessen, du bist uns verpflichtet.»

«Baruch, mein Sohn, was hast du! Nimm das Geld, es ist eine Gnade des Herrn — eine Gnade!»

Er hat die Hände des Vaters zurückgestoßen.

«Sie entwürdigen Gott und den Menschen!»

Er hat den Metallgriff der Tür zwischen den Fingern gefühlt und gehört, wie die Treppe unter seinen Tritten geknarrt hat. Und dann . . . der frische Lufthauch, der durch sein Fenster streicht.

Immer in gleicher Folge kreisen die Bilder dieses Tages an ihm vorbei, nur langsam gewinnt sein Selbst Herrschaft über die Gedanken.

Die Lindenkronen der Houtgracht sind in dunkle Schatten verschwommen. Immer deutlicher klingen die Glockenspiele der Stadt.

Ein harter Entschluß ist in ihm reif geworden.

Er tritt an seinen Tisch, holt das Erbe Jehudas aus der Lade, knotet es in seinen Gürtel. Dann nimmt er Halevis Gedichte vom Gesims, nimmt den Mantel und den Hut.

Er verläßt das Haus, in dem seine Mutter gestorben war.

Vor den Torstaffeln des «fröhlichen Hirschen» stößt er auf seine Freunde. Koerbagh und Mayer sind in Amsterdam. Er gesellt sich zu Van den Enden.

«Auf ein süßes Gläschen! Ihr bleibt doch bei uns, De Spinoza?»

Baruch nickt.

«Wir wollen zu Jan Zoet, einem Manne, der neben guten Weinen die Dichtkunst hoch hält und nicht übel zur Guitarre deklamiert. Die Costerschen Akademiker haben ihn aus dem Schlamme gezogen und seine Taverne begründet. Vondel, Hooft, Brederoo haben damals zu seinen Gästen gezählt. Dann aber ist Vos und mit ihm die chirurgische Dramaturgie in den heiteren Winkel eingebrochen und die Akademiker sind ausgeblieben. Jan Zoet hat Vos und die Seinen nicht zu halten versucht, er hat in den eigenen Weinen geschlemmt und wäre wieder versunken, wenn ihn nicht abermals und eine derbe Faust emporgerissen hätte. Ein vagantes Marketenderweib, die ein tüchtiges Herz im Leibe und eine volle Geldkatze unter dem Brusttuch getragen hat, hat sich an ihn gehangen. Er will die brave Dirne ehelichen.»

Sie treten in ein leeres Gastzimmer. Jan Zoet schlurft ihnen entgegen.

«Ist die Amstel noch nicht bald ausgetrunken, Ihr Herren? Meine Fässer verdunsten ihren Saft, meine Stube bleibt leer.»

«Kein froher Willkomm, Jan, Ihr kennt uns doch besser.»

«Wo steckt Frau Machtelt? Die hätte uns heiter empfangen.»

«Sie ist den schweren Zeiten zu Trotz nach Haarlem. Dort spürt sie einem Burgunder nach und hofft ihn billig einzuhandeln.»

«Einen alten, süßen!»

Jan Zoet ruft in eine offene Tür: «Antje!» Da er keine Antwort erhält, steigt er selbst in den Keller.

Koerbagh, Jarig und Mayer setzen sich abseits um ein Faß. Die andern besiedeln einen Winkel.

Am Schankbrett stehen Kelche und Krüge, blitzend blank, manche abenteuerlich gestaltet, gefährliche Geräte, an denen auch erprobte Zecher zu Schanden werden.

Jarig, Koerbagh, Mayer sind zu Taten bereit. Als Jan Zoet mit den hohen Zinnkannen erscheint, ruft Jelles: «Jan, lang uns das Klaverblatt her!»

Das Klaverblatt wird von Langelius die ureigene Erfindung des Trinkteufels genannt. Die Mitte seines Fußes baucht sich zu einer gefensterten Kugel, darin ein Würfel liegt. Statt eines Kelches trägt das Klaverblatt deren drei. Sie sind durch Röhrchen verbunden, so daß man nur am Rande des einen zu schlürfen braucht, um auch die anderen zu leeren.

Jarig schüttelt das Klaverblatt, drei Augen des Würfels sind sichtbar. Dreimal darf er das Kleeblatt für sich füllen, indes die andern beiden singen.

Baruch trinkt durstig den duftenden Kanarisekt. Er hört nicht, was die Tischgenossen mit Jan reden. Seine Blicke hängen an den drei andern.

Mayer und Koerbagh haben ihre Hände auf Jarigs Schultern gelegt.

«Hei, so zecht ein Mann,
den man achten kann,
wer kein Klaverblatt darf stürzen,
der ist übel dran!»

Jarig setzt tiefatmend den schweren Dreikelch nieder, dessen Silberschildchen hell klingen. Jarigs Gesicht glüht vor Lust.

Bald sind die Kannen leer. Jan Zoet ruft die Magd.

Die rafft eilig die Gefäße von Faß und Tisch. Als ihr Blick dem Baruchs begegnet, werden beide blaß. Sie läßt die Arme sinken.

«Steht der Baum noch», fragt sie.

«Verdorrt, Antje.»

Ihre Lider schließen sich.

«Antje, er hat in seiner Todesstunde an dich gedacht.»

Die Dirne hüllt ihr Gesicht in die Schürze und läuft hinaus. Die Freunde sind verstummt und schauen verwundert auf den stillen Spinoza. Baruch bleibt regungslos, als fühle er des toten Bruders Hand noch in der seinen.

Jan Zoet bricht das Schweigen.

«Ihr sollt mein letztes Poëma hören!»

Da stimmen ihm alle zu.

Die Guitarre schreckt Baruch auf. Eine bittere Weise, sie findet sogleich sein Herz. Jan Zoet deklamiert:

«Ich hab mein Muttergut mit Huren, mit Falotten
die Blüte meiner Jugend durchgebracht.
Verlumpt, mußt ich zu groben Bauern trotten,
am Sautrog fristen meines Daseins Nacht.

Vom sauren Treber brannte mir der Magen.
Ich floh heimlich vor meines Vaters Haus
und wagte nicht, an seine Tür zu schlagen.
Er aber sah mich, eilte stracks heraus,

riß mich ans Herz und netzte mich mit Zähren!
Nun bin ich rein und ledig meiner Not.
So heil'ge Tränen wuschen alle Schwären
von meiner Seele. Ich genas vom Tod.»

Baruch hat sich langsam erhoben, seine Hände zittern und suchen das Herz.

Van den Enden faßt ihn am Arme.

«Was quält Euch, junger Freund? Kommt, wir gehen miteinander. Die Nacht wird Euch beruhigen.»

Baruch fühlt, daß er von Van den Enden fortgezogen wird.

Sie schreiten durch leere Gassen. Die Luft schweigt. Die Giebel träumen und lauschen. Die Gracht liegt stumm, sie wartet auf das erste Wort. Die Bäume senken ihre Äste tief, als wollten sie Baruch mit sanftem Laube streicheln.

Und es kämpft sich aus seiner Brust:

«Gebt mir für die Nacht ein Lager, ich habe sonst keine Zuflucht, das Haus meines Vaters ist für mich keine mehr!»

Der Doktor legt seinen Arm um Baruchs Nacken.

«Ihr werdet in meinem Hause wohnen wie ein lieber Sohn.»

Zu Enkhuizen predigen sie offen den Aufstand gegen Jan de Witt. In einem Briefe an Baruch erzählt Jan Pietersz die Begebenheiten.

Das Volk hat einen Trommelschläger, der für die Generalstaaten Soldaten werben sollte, für die Orangisten zu trommeln gezwungen. Der Zulauf ist dann nicht gering gewesen. Die neuen Söldner haben sich mit dem Handgelde der Staaten ein Gutes getan, haben Tag und Nacht randaliert, Spottlieder auf den Ratspensionär gesungen, und das Volk hat allenthalben zu Ehren des dreijährigen Prinzen mitgetan.

«Ist unser Prinzchen auch so klein,
Statthalter soll es dennoch sein.»

An diese Szenen knüpft Jan Pietersz schwermütige Betrachtungen. Er hat Heimweh.

«Aber mit Freuden habe ich von unserem reisefertigen De Vries vernommen, daß Ihr jetzt ganz dem Lehrstande zuneigt und schon ein Jahr in meinem lieben Singelhaus wohnt. Ihr werdet gerecht sein und nicht, wie unser Magister, der all seine Unkenntnis hinter dem Pracker zu verhehlen wußte, so daß wir gleichwohl zu ihm aufblickten, als sei er weise, da er gewaltsam war.»

Bald nach der Enkhuizener Revolte ist der Frieden mit Cromwell geschlossen worden, doch hat gelobt werden müssen, daß Oranien auf ewige Zeiten von der Herrschaft ausgeschlossen bleibe.

Im Hause Van den Endens ist viel über die beschworene

Ewigkeit gespöttelt worden, zunächst aber hatten die Republikaner Oberhand, und die Städte begingen den Frieden Jan de Witts festlich, waren auch kurz zuvor allerorts die Schützereien mit orangefarbenen Fahnen ausgerückt, hatte auch ein jeder ihrer Trefflichen auf seinem Wamse ein klaffendes Herz genadelt getragen, daraus ein Oranienapfel sah.

Der Friede ergießt sein Füllhorn über die Amstelstadt. Man ergibt sich lachend darein, daß Pernambuko in die Hände der Portugiesen gefallen ist, steht doch auf dem Ijstrom wieder der Mastenwald, und der Börsenhof ist wieder enge geworden. Der kleine Secretarius entläßt seine Schreiber, manch unerledigter Akt kann vergilben.

Die Prädikanten haben eine liebe Not, ihre Getreuen von den Gefahren der republikanischen Politik zu überzeugen. Sie müssen die Blicke wieder von dem Staatsgetriebe auf das Treiben in der Stadt lenken. Die Lateinschule auf dem Singel ist eine Lieblingssorge des Dominus Langelius geworden.

Als der würdige Kirchenrat vor einem Jahre im Hause des Freundes Keezer um Rat gefragt wurde, welcher Lateinmeister für den lang aufgeschossenen Johannes tüchtig wäre, schien ihm ein sorglich gehegter Wunsch erfüllt. Er konnte auf Keezers Blut vertrauen und pries den Doktor van den Enden. Die Besorgnisse des frommen Kaufmannes wußte er dadurch zu zerstreuen, daß er versprach, über den Studiengang des Johannes selbst zu wachen.

Am Sonntage aber, nach der Predigt sitzt Johannes bei Langelius und berichtet, was er gelernt und gesehen hat. Fortschritte sind nicht zu leugnen, dieser Van den Enden scheint seine Kunst zu meistern, allein manches versetzt den Prädikanten doch in das erwartete heimliche Grauen. Er preist die Vorsehung, da sie ihm so dienstfertige Augen und Ohren geliehen hat.

Die älteren Schüler lesen unter Leitung des Doktors Lucianus, horribile dictu, leider befand sich Johannes noch nicht drunter. Die Anfänger werden von einem De Spinoza

unterwiesen, der in der Judengemeinde übel von sich reden macht, doch bei den Schülern scheint er beliebt, denn er langt niemals nach dem Stocke. Aber nur an Vormittagen unterrichtet besagter De Spinoza, an den Nachmittagen hat ein Mägdlein, ein zartes, schmächtiges Mägdlein, den Katheder inne. Domina Clara Maria mußte sie genannt werden, sie besteht darauf.

Die Schüler haben die kleine Lehrmeisterin mit ihren beiden jüngeren Schwestern spielen sehen, bevor sie den Lehrstuhl bestiegen hat. Mancher hätte sich lieber mit den drei Töchtern des Doktors reifenschlagend am Singel herumgetrieben, als die Gelehrtensprache traktiert.

Als Clara Maria das erste Mal an ihres Vaters Hand in die Schulstube gekommen war und den Cornelius zu lesen begann, hat sie wohl ein wenig gezittert, und die jungen Lateiner haben sich mit aller Kraft die Gegenwart des gefürchteten Doktors vor Augen halten müssen, um der unbändigen Heiterkeit Herr zu werden, die ihre Herzen fast zu sprengen drohte. Sie haben ängstlich vermieden einander anzublicken und starr mit trotzigfinsteren Stirnen zu Boden gesehen, ingrimmig die Lippen genagt, die gekreuzten Arme vor die Brust gepreßt und sich heimlich gekniffen, um das bedrängte Gleichgewicht ihrer Seelen aufrecht zu erhalten. Kein Wunder, daß Clara Maria die Augen nicht mehr vom Texte gehoben hat. Van den Enden ist der Grund des allgemeinen, wilden Ernstes kein Geheimnis gewesen, und als die Stimme seines Töchterleins vor Bangigkeit fast versagte, hat er einen leichten Scherz in den Unterricht geflochten. Und alle Qual und Seelennot ist in ein unbeschreibliches Gelächter aufgegangen. Daran war die kleine Lateinerin ihrer Würde bewußt geworden. Sie hat fortan unerschrocken Stil und Grammatika erklärt, Caesar und Cicero zu zitieren und Vergleiche aus Livius und Tacitus zu bringen gewußt. Höher und höher ist das Erstaunen ihrer Schüler gestiegen, voll Bewunderung hat sie die Blicke an ihrem Munde hängen sehen.

Eccum, eccum, wirft Langelius des öfteren ein. Das konnte nicht mit natürlichen Dingen zugehen.

*

Im Oberstocke des Singelhauses bewohnt Baruch ein freundliches Zimmer. Van den Enden läßt es seinem Gaste an nichts fehlen, und Baruch leistet ihm willkommene Gegendienste, denn die Lateinschule erfreut sich des eifrigen Zuspruchs.

Der Doktor hat unermüdlich Bücher und Instrumente in Baruchs Stube getragen. Dort ist ein chemischer Ofen errichtet worden, und bald kann der Wissensdurstige einen tiefen Blick in den Reigen der Stoffe tun; unter der Führung des Gastfreundes erschließen sich ihm Mathematik und Medizin. Van den Enden ist unerschöpflich, und Baruch gleicht einem dürstenden Ackerland.

Eines Tages, das Eis der Grachten ist geschmolzen und die Bäume treiben klebrige Knospen, legt Van den Enden zwei Bücher auf Baruchs Tisch.

«Ich kann Euch nun mit diesem Riesen beruhigt allein lassen, er wird Euch nicht mehr erschlagen», sagt der Doktor und verläßt den Beglückten.

Die Philosophie des Renatus Cartesius, den sie bereits von Kanzeln und Kathedern herab kreuzigen!

Kein Buch hat Baruch jemals mit so fürchtigem Bangen aufgeschlagen als die Meditationes dieses geheiligten und verfluchten Mannes.

So geschieht es ihm zum anderen Male in seinem Leben, daß Tag und Nacht ineinander fließen, ohne daß er ihren Wechsel gewahrt. Zu Speise und Trank, zu seinen Lehrstunden muß er gerufen werden. Er wird wortkarger von Tag zu Tag. Oft nimmt er die Meditationen nur zur Hand, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und es durchflutet ihn wie ein mächtiger Zauber, der ihn von Gedanken zu Gedanken reißt. Bis zum dämmernden Morgen kann er ihrem Flug

folgen, als sei er ein ferner Beobachter. Ein heimliches Leben wird wach in ihm, er glaubt den Kabbalisten zu verstehen, der seinen Geist zu Gott entrückt wähnt, während sein Leib schläft.

Renatus Descartes erfüllt in Baruch die Verheißung seines Namens.

Und doch ist er für Baruch keine Quelle des Friedens. Die Zweifel des großen Franzosen scheinen dem Talmudgelehrten so gekünstelt wie dessen Selbstbesinnung.

Baruch kann keinen Satz der Meditationen lesen, ohne heftig zu widersetzlichem Grübeln getrieben zu werden.

Er strebt den Gott zu schauen, der in allen Wesen lebt, ob sie ihn gleichwohl nicht erkennen, der aber lebt wie eine wortlose Religion, wie ein unbewußter Glaube ohne Furcht und Hoffnung, den kein Ritus bindet, kein Gebet sucht, der aber dennoch die Wahrheit ist in allen. Für Descartes ist Gott ein frommes Gedankenspiel, dem mit der Schöpferwürde beider großer Existenzen, des Geistigen und Räumlichen, Genüge getan war, Philosophie und Physik sitzen auf Gottes Thron. Wo aber lebt die göttliche Gewißheit?

Und manchmal scheint es Baruch, als teilten sich die Schleier; als sähe er das Land seiner Sehnsucht wie ein nahes Ufer, überwölbt von dem Sternenhimmel Giordano Brunos.

Und es fügt sich zuweilen, daß Clara Maria gekommen ist, lautlos wie auf Katzenpfötchen, und dem Sinnenden mit ihren großen Augen die Stube auf und ab folgt. Wenn Baruch dann die Arme breitet und das winkende Ufer grüßt, frägt sie ganz leise: «Seht Ihr nun das heilige Land?»

Dann meint er, in der Stimme des Kindes Hanna Debora zu vernehmen, und seine Brust hebt Zuversicht.

Die kleine Domina steht am Fenster der Gelehrtenstube und schaut unmutig auf die toten Sonntagsgassen nieder. Baruch bläst die Glut des chemischen Ofens unter einer Retorte an.

«Werdet Ihr den Versuch bald beenden», klingt die Stimme fast weinerlich.

Das kindliche Profil ruht so zart im roten Abendhimmel, daß Baruch befangen den Blasebalg sinken läßt. Die Haare umfloren gleich einem Heiligenschein den lieblichen Schattenriß.

«Ihr tragt ein neues Kostüm, ein schöneres als vorhin!»

«Seht Ihr das endlich, Mijnheer de Spinoza?»

Sie schreitet langsam in die Mitte des Zimmers, hebt den bauschigen Seidenrock mit spitzen Fingern und knickst eine Reverenz.

«Auch der Vater meint, ich müsse nun lange Kleider tragen, die Zeit der kurzen Röcklein sei vorbei.»

«Und die köstliche Kette um Euren Hals, Domina, die habe ich noch nie gesehen.»

«Sie war meiner Mutter Brautgeschmeid. Die Mutter hat sie mir umgetan und gemeint, die Kette passe nicht mehr an ihre Brust, deren Atem weder Gesang noch kluge Worte zu beleben wisse. Schmuck zieme nur denen, die schmücken.»

«Wie sprecht Ihr von Euerer Mutter.»

«Ich wiederhole sie nur. — Bin ich nicht hübsch in meinem neuen Kleid?»

Da schallt Gesellschaftslärm und Gläserklingen aus dem unteren Stockwerke herauf.

«Hört nur, sie sitzen schon beim Wein und Ihr seht noch immer aus, als hättet Ihr Torf gestochen. Zweimal schon bin ich von Euren Freunden heraufgeschickt worden. Ich geh nicht, bis Ihr mit mir geht.»

«Da müßt Ihr wohl hinter die spanische Wand treten, denn vor den Augen einer so feinen Dame kann ich mich nicht umkleiden.»

«Ihr verlacht mich. Und ich habe an Euch gedacht, als ich das neue Kostüm angezogen habe.»

Sie schmollt, nur ein Kind kann so schmollen, und setzt sich gehorsam hinter die Wand.

Auch Baruch wählt sein bestes Kleid.

Während er die Seidenstrümpfe befestigt, kommt ihm der Spruch des Rabbi Dosa in den Sinn: «Der Morgenschlaf, der Mittagswein, die Unterhaltung mit Unmündigen entziehen den Menschen seinem Daseinszwecke», allein er wagt nicht, der kleinen Domina den Spruch zu Gehör zu bringen. Sie liebt die jüdische Lebensweisheit nicht.

Die geröteten Gesichter verraten, daß die Sonntagsgesellschaft Van den Endens schon lange mit dem Schmausen und Zechen begonnen hat. Baruch setzt sich zu Simon de Vries und Mayer, die kleine Domina wird von den älteren Schülern Van den Endens umringt.

«Aus diesem Grunde bin ich Katholik geblieben», erklärt der Hausherr, der mit dem Bürgermeister des vergangenen Jahres, Niklaas Tulp, in ein Gespräch verwickelt ist.

«Ihr müßt zugeben», entgegnet Tulp, «die Gewissenskraft des Volkes ist gewachsen, mag auch die Politik der Prädikanten das große Reformationswerk verunzieren».

Tulp spricht in tiefem Baß, seine großen, ruhigen Augen gleiten über den glatzigen Rundkopf des kleinen Van den Enden.

«Die Gewissenskraft des Volkes ist ein Raub an den Bedürfnissen der Lebensberechtigten. Das Gewissen ist eine viel zu anspruchsvolle Waffe, als daß die Menge sie zu führen imstande wäre. Wie leicht begehen selbst Fürsten und Staatsmänner, die alle Palästren der Lüge durchlaufen haben, einen Kunstfehler und überlasten die feine Klinge in einem allzu derben Ausfall. Ein Mann ohne Geist und Macht weiß mit seinem Gewissen ebensowenig zu beginnen wie ein trunkener Bauer mit dem Wein, der seinen Magen beschwert. Seht nur unsere Amstelbürger.»

«Dennoch behagt Euch unser reformierter Freistaat. Es gefällt Euch, praktisch dem verehrten Machiavelli eine Nase zu drehen.»

«Unsre ganze Lebenskunst wurzelt in der glücklichen Wahl der Kontraste.»

«Und so bewundert Ihr die katholische Kirche von ferne.»

«Keine Kirche hat zu herrschen verstanden wie sie. Ihre Fürsten sind die größten Gewissenskünstler gewesen, die der Erdball getragen hat. Sie konnten die Schalen aller Laster mit erhabener Geste schlürfen, und das Volk hat ehrfürchtig unter ihrer segnenden Hand geschaudert. Ist es nicht eine erhabene Geste, Rafael bereichert, Michelangelo gefördert, Dante zu Zorn und Ariost zu Schmeicheleien gezwungen zu haben? Sie sind die blutigsten und die großmütigsten Herrscher gewesen, darum liegen alle Kronen zu ihren Füßen.»

«Um so gewaltiger die Taten der drei großen Antipapisten.»

«Ja», stimmt Van den Enden weinerlich zu, «die germanischen Völker haben es eben nie verstanden, das Leben seinem eigentlichen Zwecke zuzuführen, sie können nicht genießen. Um eine Hand voll Ideale verwüsten sie ihr Vaterland, verrichten die greulichsten Henkersdienste. Sie wären imstande, die Welt zu erobern, um auf ihr kleinlichste Krämerei zu treiben. Stellt Euch vor, wie unsere Kaufherren unter dem Faltenwurfe einer römischen Toga zum Kaufhaus schritten!»

Tulp lacht. Van den Enden kneift seine faltigen Lippen ein.

«So viel Ideale, so viel Lügen. Nur wer das Leben in vollen Zügen atmet und sich gegen keinen Genuß vergeht, kann den Ekel überwinden, der seinen Leib einst gefräßig überfallen und verdauen wird.»

Baruch blickt lächelnd in den funkelnden Wein seines Glases, er wüßte von Stunden zu erzählen, in denen die Augen des Doktor Franziskus leuchteten. Adriaan Koerbagh aber schüttelt unmutig den Kopf.

«Ihr reißt Eure eigenen Himmel ein», murrt er.

«Wir leben ja, um unsere Himmel, unsere Theoreme zu überleben», entgegnet Van den Enden erheitert. «Oder gefällt es Euch besser, wenn ich sage, daß unsere Theoreme

nur die Grabmäler unserer geliebtesten Enttäuschungen sind?»

Da schallt Jubel aus dem Kreise Clara Marias. Zwei junge Kavaliere tragen die schlanke Harfe aus dem Erker vor den Schemel der kleinen Domina.

«Ein Liebeslied des Horatius Flaccus. Ihr müßt Euch ein wenig beiseite setzen, Mijnheer Kerckrinck, ich singe auch für die Herren am Tische.»

Der junge Mann rückt errötend zurück.

Clara Maria nickt zu Baruch hinüber, während sie präludiert.

«Wie durch raunenden Forst schreiend das Schmaltier huscht,
frühlingsbangend, gejagt von dem erglühten Blut,
sucht es Schutz bei der Hinde —
scheue Chloë, so fliehst du mich.

Doch wenn flüsternd das Laub betet zum großen Pan
und, im sonnigen Sand schillernd, ein Echslein stutzt,
ängstlich lauscht meiner Flöte,
da befällt dich der Liebesschreck!

Willst der Laube entfliehn, bebend versagt dein Knie!
Chloë, flüchte dich nicht! Bin ich der wilde Wolf?
Still! Die Mutter ist weit und
du... entblüht ihrem Gängelband!»

Die jungen Herrn jubeln vor Freude, auch vom Tische aus wird die kleine Domina mit Lob überschüttet. Nur Baruch schweigt. Er hat den Blick vor den leuchtenden Augen Claras gesenkt. Das Liebesgeflüster des erfahrenen Römers klingt lügnerisch von dem kindlich herben Munde. Und doch, es liegt im Vortrage so viel vorzeitiges Verstehen. Hat Van den Endens Krittelgeist die erblühende Tochter um das Glück des Unbewußtseins gebracht?

Clara Maria schlingt den Arm um den Nacken des strahlenden Vaters.

«Wirst du mich die schöne Thais spielen lassen?»

«Jetzt hast du unsere Freunde um eine Überraschung gebracht, Domina. Das ist nicht schön von dir.»

Tulp fragt.

«Ich habe den Eunuchen des Terenz übersetzt und diesem vorlauten Kind verraten, daß sich eine Vorstellung klassischen Stiles auf unserer Schaubühne gut verwirklichen ließe. Meine Schüler könnten vortreffliche Akteurs abgeben.»

Der Plan wird mit Begeisterung aufgenommen und seine Durchführung erörtert.

Bald erhebt sich Tulp.

Simon de Vries bittet Baruch, ihn noch ein Stück zu begleiten.

Und als beide nicht mehr gehört werden können, faßt Simon den Freund sanft unterm Arm.

«Ihr scheint noch nicht zu wissen, was im Tapeithuis geschehen ist.»

Baruch bleibt stehen.

«Euer Vater . . .»

«Gestorben! Gestorben . . . wann!»

«Gestern hat Pieter Keezer davon erzählt.»

Baruch stürzt durch die Gassen, daß Simon de Vries ihm kaum zu folgen vermag. Er reißt an dem Türknauf des Vaterhauses. Es ist fest verschlossen. Er pocht immer heftiger. Endlich Schritte! Rebekka öffnet.

«Was willst du!»

«Der Vater . . . ich will . . .»

«Er hat vor seinem Sterben nach Mirjam und Isaak gerufen. Nach dir hat er nicht gerufen.»

Die Tür fällt zu. Baruch rüttelt vergeblich.

Dann wankt er zurück. Simon steht lange bei ihm unter den Linden der Houtgracht.

In den offenen Fenstern des Obergeschosses ruht der Schein der Totenlampe.

Dort ist die Mutter gelegen. Dort hat der Vater seinen Sohn an die Chachamim verkaufen wollen.

«Er hat mich verraten im Leben und im Tode! Ich ... ich muß mich an der Liebe versündigt haben!»

De Vries drängt fort. Sie gehen schweigend den Grachten entlang. Als der Morgen graut, geleitet Simon den Freund zu dem schlafenden Singelhaus zurück.

*

Einige Tage nach Michaels Begräbnis bringt der weißhaarige, gebückte Synagogendiener Baruch ein Schriftstück. Die Chachamim fordern ihn vor den großen Rat. Sie halten die Anklage Zacutos aufrecht und drohen mit dem Banne.

Baruch kennt den Diener gut. Er hat den endlosen Marterhistorien des geschwätzigen Alten geduldig zugehört, als er noch Talmudschüler war.

«Wißt Ihr etwas von Eurer Botschaft?»

Der Alte nickt und sieht traurig nieder.

«Also richtet dem ehrwürdigen Chacham Aboab aus, daß ich mich schriftlich verantworten werde. Er möge mir aber Frist gewähren.»

«Gut, ich will alles treu melden.»

Ein Jahr war Baruch Frieden vergönnt gewesen. Nun stehen sie wieder gegen ihn auf und fordern ihr Teil.

Er schaudert bei dem Gedanken, sich ihrem Gerichte zu stellen, den Haß, die aufdringliche Entrüstung, die dröhnende Rechtgläubigkeit entfesselt zu sehen. — Er türmt Bücher über die Anklageschrift, sucht sie zu vergessen, überredet sich, seine Rechtfertigung habe gute Weile.

So verstreichen Wochen und Monate.

In manchen Nächten fährt Baruch schweißgebadet auf und kann lange keine Ruhe finden.

Einmal erwacht er im Bette aufrechtsitzend. Der Mond spinnt schräge Silberfäden vom Fenster auf die ausgetretenen Dielen nieder, und Baruch folgt der Wanderung des leuchtenden Gespinstes mit schläfernden Augen ... wie es langsam ein Brett nach dem andern anfrißt, zerschneidet und

verläßt, wie es Bücher und Instrumente übergleitet, an dem Stuhle hinaufkriecht und auf die Tischplatte hinüberspringt, bis es die Schreibarbeit, die aufgeschlagenen Bücher und auch jenen Stapel erstrahlen läßt, der die Anklage begräbt. Und dieser Bücherstapel scheint die Helligkeit von Schrift und Druckwerk her in sich einzusaugen, bis der letzte Strahl verschwindet. Baruch findet keinen Schlaf mehr; er kleidet sich an, schürt die Glut, denn schon bereift der Frost allnächtig die Lastschüten des Singels.

Er beginnt seine Rechtfertigung zu schreiben.

Allein auch Aboab und Morteira scheinen die Ausführung ihrer Drohung nicht eilig zu nehmen; sie sind von ihrem Briefwechsel mit Manasse ben Israel sehr in Anspruch genommen. Manasse ist in London und soll für die Juden gleiche Rechte erwirken, wie sie Holland gewährt.

Winter und Frühling vergehen, Baruchs Verantwortung liegt unberührt unter den Akten der Gemeinde. Morteira scheut, Aboab zu mahnen, und Aboab drängt auch nicht. Samuel de Casseres hat sich eifrig zu ihm bekannt, erst soll Beth Israel seinen Anhänger als Rabbi begrüßen, ehe Aboab gegen dessen Schwager die Klage erheben will.

Je länger die Chachamim zurückhalten, desto quälender wird das Warten. Immer wieder durchkreuzen die Worte Morteiras Baruchs Gedanken: «Du hast an unserm Tisch gegessen».

Vor Van den Enden schweigt er. Das Gewissen des Doktors ist eine allzu leichte Waffe. — Clara Maria aber scheint zu fühlen, daß den Freund ein Kummer bedrückt. Sie fragt nicht, aber sie kommt mit allen ihren Freuden und Kümmernissen. Sie lehrt ihn Griffel und Marderpinsel führen und liest mit ihm Corneille. Wenn er aber im Schwermute verharrt und kein Lächeln zu erzwingen ist, dann huscht sie hinunter, öffnet das Erkerfenster, spielt und singt ihre lieblichsten Weisen.

Als die Maiblumen, die Clara auf Baruchs Fenster zieht, zu welken beginnen, bringt der Diener den Beschluß des Rates.

Sie hatten den kurzfristigen Bann verhängt. Niddui, obwohl

viele, am eifrigsten der neue Rabbi Samuel, für den schweren, unauslöschlichen Bann, Schammatha, eingetreten waren.

Auch Baruch hat den schweren Bann erwartet, sie sollten alle ihre Flüche auf ihn ergießen. Durch ihr Hochgefühl der Macht und der Verachtung wünscht er losgekauft zu sein. Er hat ihnen nichts verschwiegen, sie wissen, daß er sich nicht unterwerfen könne, aber sie freuen sich, noch eine Frist mit den gesprengten Ketten ihrer Gemeinschaft klirren zu können: sie verhöhnen die Ehrlichkeit seiner Überzeugung.

Er hat an ihrem Tische gegessen, ohne sich gesättigt zu geben; das mußte mit Schande bezahlt werden.

Das Gewitter des großen Bannes bricht zu gewaltig nieder. Man kann des Mannes nicht ohne Furcht gedenken, der diesen Blitzschlägen trotzt. Der kleine Bann aber erniedrigt, verdächtigt; ein jeder kann die Demut des Sünders erwarten, an den Triumph der Synagoge glauben. — Beugt sich der Sünder nicht, so war sein Name sattsam mit Kot beworfen, schändlich zertreten, hundert Lügner haben sich über ihm vor Gott gerühmt. Nichts Großes hängt mehr an seinem Klang.

«Konntet Ihr erwarten, daß sie Euch die Feuertaufe des heiligen Geistes ohne Scheelsucht erteilen werden», tröstet Van den Enden. «Als ich die schwarze Tracht der Gesellschaft Jesu von mir warf, habe auch ich die papierne Schandmütze tragen müssen und alle ihre Flüche sind darauf gemalt gewesen als schwarze, hüpfende Teufelein. Nur aus den Gräbern, die jene über uns schließen, gibt es eine Auferstehung zur Ewigkeit.»

*

Der sechste Ab des Jahres fünftausendvierhundertsechzehn ist ein goldbeladener Sommertag.

Das köstliche Jakarandenholz des Thoraschrankes glänzt unter dem vollen Sonnenlichte. Die Gemeinde steht dicht gedrängt vor den Thorastufen.

An dem Gitter der Frauengalerie lehnt Rebekka. Ihre

Augen sind starr auf Aboabs Mund gerichtet, der gegen die Sünden ihres Bruders predigt.

Baruch ist nicht zugegen.

«Er flieht vor dem Angesichte Gottes, wie Adam nach dem Fall. Doch der Zorn des Herrn wird ihn finden.»

Der jüngste Rabbi beginnt mit lauter Stimme das Gebet des Sabbath-Ausgangs, und die Männer fallen ein.

«Vertilge die Hoffnungen der Verleumder, laß die Ruchlosen hinschwinden wie einen Augenblick. Rotte die Frevelmütigen aus, zerschmettre sie, stürze und drücke sie tief darnieder. Und bald! In unseren Tagen noch!»

Rebekka preßt die Hand auf ihr Herz.

Die zehn Richter erheben sich von den Stühlen, und Aboab tritt vor.

«Nach Engelsbeschluß und Heiligenurteil bannen, verstoßen, verwünschen, verfluchen wir Baruch de Spinoza mit dem Josuabann auf Jericho, mit dem Eliasfluche und allen Verwünschungen der Schrift! Verflucht sei Baruch de Spinoza bei Tag und Nacht, verflucht . . .»

Rebekka sinkt zu Boden.

Mitleidige Frauen schleppen sie aus der drückenden Hitze. In der Schattenkühle des Tores erwacht sie und will zurück.

Noch schlägt die Stimme Aboabs durch die Türen des Betsaals. Dann verstummt die Stimme.

Leise ersteht der Schlußgesang und schwillt immer höher, als sollte er die Frommen von den Schrecken des Fluches reinigen.

«Einst wird er kommen, Morgenröte
wird strahlend sein Gewand umfließen . . .»

Rebekka bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und eilt ins Vaterhaus zurück. Dort versperrt sie die Tür und schiebt den Riegel vor.

Niemand soll wieder so mitleidig zu ihr sprechen wie vordem die Frauen, sie will die Schande einsam tragen und Gott loben, daß er den Vater zur rechten Stunde hat sterben lassen.

Kreisend erhebt sich die Lebensbahn, dem Fluge eines suchenden Vogels gleich, kreisend tritt längst Verschwundenes wieder in die Welt der Gefühle ein. Der höhere oder tiefere Gesichtspunkt weiß Lust und Schmerz der Wiederkehr kaum zu verändern.

Der sanfte Wind füllt das Segel kaum. Langsam durchfurcht der Kahn die Westeramstel. Baruch neigt sich leicht über den Rand und fängt ein gelbes Blatt von dem glatten Spiegel.

«Ein Glück, daß ich durch das Reguliertor gekommen bin, ich hätte Euch nicht mehr in Amsterdam gefunden», sagt Lodewijk Mayer leise, und Baruch nickt ihm dankbar zu. «Unbegreiflich, daß Tulps Einfluß nicht genügt hat, um diese Maßregelung zu verhindern.»

«Er hat getan, was in seinen Kräften gestanden ist», antwortet Baruch, «und er bietet mir für die Zeit der Verbannung ein Obdach in seinem Landhaus. Ich werde ihm diese Wohltat niemals abdanken können. Morteira hat den reformierten Kirchenrat von meiner Gemeingefährlichkeit zu überzeugen gewußt. Ihr könnt den Haß der Rabbiner gegen mich daraus ermessen, daß sie mit den Gojim gemeinsame Sache machen. Übrigens versichert Van den Enden, daß meine Verbannung nur kurze Zeit dauern werde. Wir halten schon dem Ufer zu, kommt eine Weile mit in mein freundliches Exil. — Und Leiden? Seid Ihr Eures Vorsatzes, Medizin zu studieren, untreu geworden?»

«Nein, ich werde die nächsten Jahre in Leiden sein. Ich habe hier nur die Herausgabe meines Wortschatzes zu erledigen. Jan Rieuwertsz will die Neuauflage übernehmen.»

Das Boot legt bei. Aus dem kunstvoll geschmiedeten Gat-

tertor des Tulpschen Landsitzes eilt ein Mann und zieht die Mütze.

«Alles ist bereit, Mijnheer de Spinoza, der Herr war noch gestern selbst da, um nach dem Rechten zu sehen.»

«Hier, Evert, wenn Ihr mir helfen wollt.»

Baruch langt ein leichtes Bündel aus dem Kahn und entlohnt den Fährmann.

Die beiden Freunde folgen dem Gärtner durch den schattigen Ulmenpark, an dessen äußerstem Ende ein kleines, gemauertes Lusthaus, unweit der Gärtnerwohnung, seine Tür offen hält.

Der Herbststurm ist grimmig ins Amstelland gefallen.

Evert hat die reiche Housernte über den Rosenbeeten gehäuft. Die brasilischen Palmen stehen in ihren Kübeln wohlgeordnet im Glashause neben der Küche, und auf den Brettern liegen die schlummernden Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln. Der Winter kann kommen.

Baruch vernimmt nichts von seinen Freunden.

De Vries hat im Herbste Holland bereist. Koerbagh und Mayer leben in Leiden. Dem Jarig ist der Tag immer zu kurz gewesen und nach seinen Geschäften sitzt er lange über den Büchern. Keine Silbe darf ihm entschlüpfen, und versteht er ein Kapitel nicht, so kann er mit trotziger Stirn und geballten Fäusten bis in den Morgen darüber brüten, am andern Tage feiert er ebenso lange beim Weine. Van den Enden scheut die scharfe Luft des freien Landes.

In der ersten Zeit seiner Verbannung ist Baruch täglich der Dunstwolke entgegen gewandert, die über Amsterdam liegt. Jede Schüte, die von dort langsam das Gewässer heraufgezogen war, hat er erwartungsvoll gemustert. Doch keine hat ihm die Grüße der strahlenden, blauen Augen gebracht.

Dann hat er die elegischen Spaziergänge abgebrochen und ist durch die niedrigen Gäßchen des Dorfes hinaus ins Amstelland gewandert.

Immer lieber wird ihm der Frieden.

An die Hecke des Judenfriedhofes tritt er nur in stillen Nächten, wenn er weiß, daß der Totengräber schläft. Er hat einmal am Tage eintreten wollen, aber der Wärter war ihm zuvorgekommen, hat das Gitter versperrt, den Hund von der Kette gelassen und war, einen Segen murmelnd, in die Mitte des Totenfeldes geflohen.

Läßt das Mondlicht den Grabgiebel Hannas glänzen, dann steht Baruch an der Hecke.

Michaels neuer Leichenstein ragt spannhoch über den dürren Rasen hinaus, die andern sind Jahr um Jahr tiefer gesunken. Michael liegt dicht neben Hanna, als sei das Leben beider ein freudiges Ergänzen und heimlicher Einklang gewesen. Jehudas Staub ruht jenseits des Meeres.

Baruch klagt der Mutter seine Sehnsucht nach dem blonden Mädchen im Singelhause. Der halbversunkene Stein aber weiß von einem starkmütigen, stolzen Kampfe gegen die Stimme des Blutes.

Zur Mittagsstunde pocht es immer ganz leise an der Tür des Bücherzimmers, wo Baruch den Morgen verbringt, dann schnellt die mühsam erlangte Klinke aus der Hand einer kleinen Dirne, ein runder Kopf mit dicken, roten Backen drängt sich schüchtern durch den Türspalt und ängstliche Augen richten sich auf Baruch.

«Mijnheer, die Supp' wird kalt!»

Dann trappen die Füßchen eilig davon, und Baruch folgt in die Gärtnerwohnung.

Anfänglich war für ihn im Lusthaus angerichtet worden, seit er aber weiß, daß Evert allein für sich und sein Kind die Wirtschaft bestreitet, da sein Weib vor Jahren gestorben ist, nimmt Baruch die Mahlzeit am Tische des Gärtners.

Sie warten, bis er kommt. Das kleine Mietje kniet immer schon auf ihrem Stuhle, und Evert hebt die Schüssel vom Herd, für Baruch steht ein eigener Teller bereit. Mietje muß beten. Sie hat die Hände schon gefaltet, wenn Baruch

in die Küche tritt. Ihre Augen hängen während des Gebetes am Gaste. Sie kann nicht begreifen, warum der Fremde an ihrem Tische ißt, und daß er zuerst in seinen Teller schöpfen darf, erfüllt sie täglich mit neuem Mißtrauen. Sie achtet peinlich darauf, daß nicht der beste Bissen weggefischt wird. Einmal ist Baruch das Ungeschick zugestoßen, ein besonderes Fleischstück zu fassen, da ist sie ihm in den Arm gefallen: «Das ist dem Vater seins», und Baruch hat den Raub fahren lassen müssen.

Er versteht es nicht, mit der kleinen Gegnerin Freundschaft zu schließen. An einem Nachmittag fängt er sie ein und hält sie fest. Sie sieht trotzig zu ihm auf, kein gutes Wort will verfangen, ihre großen, hellgrauen Augen laufen voll.

«Der Vater und alle haben helle Haar. Der Teufel hat schwarze wie du», stößt sie hervor und reißt sich los.

Nach dem Essen sitzt Baruch bei Evert, der den trägen Winternachmittag mit Glasschleiferei vertreibt. Evert ist seinem einstigen Gewerbe treu geblieben. Während er zierlich geschwungene Ranken in die Gläser seines Herrn graviert, erzählt er dem Gaste von Rijnsburg, wo er bei Jan van der Kodde als Schleifergeselle gearbeitet hat, bevor er den Bluthusten bekommen hat. Auch Linsen seien unter seinen Händen hervorgegangen. Er erklärt Baruch die Schwierigkeiten seiner Kunst und ist erstaunt, daß der Gelehrte bald mit aller Sicherheit das kreischende Schleifrädchen über die Glasflächen führt. Mietje kauert, während die beiden Männer beim Fenster hantieren, auf der Türschwelle des Glashauses, paßt auf die Gespräche, allezeit bereit, ihrem Vater gegen den fremden Teufel beizustehen.

Evert ist ein Schwärmer. In Rijnsburg hat er zu den Kollegianten gehalten, deren Führer neben dem alten Oudaen sein Meister Jan van der Kodde war. Wenn er von den Versammlungen spricht, in denen bald der, bald jener leuchtenden Auges aufgestanden war, des Geistes voll und gleichsam nur der Laut ihrer einmütigen, frommen Erhebung, dann fließt die schlichte Rede des Ungelehrten so

lebenswarm und ergreifend, daß Baruch seine Freunde nicht mehr vermißt.

Eines Morgens, der Winter kämpft schon mit der erstarkenden Sonne, hält Jarig Jelles mit Roß und hochbepacktem Wagen vor der Landlust Tulps.

«Fahr in den Krug, ich komme bald», befiehlt er dem Knecht und hebt einen kleinen Sack aus dem Wagen.

Baruch hat ihn erkannt und läuft ans Tor.

«Nun muß es Frühling werden! Ihr habt einen argen Winterschlaf gehalten in Amsterdam!»

Sie sitzen in der warmen Bibliothek.

«Diesen Sack süßes Backwerk sendet Euch die Hausfrau vom Singel. Die kleine Domina hat etliche Gedichtlein des Horaz übersetzt, die liegen bei den Kuchen. Van den Enden grüßt Euch, er wird Euch nächstens wieder zurückholen. Der Wein da ist von mir. Der Doktor wollte einen aus seinem Keller beipacken, allein ich habe abgelehnt. Er versteht nichts vom Weine, trotzdem er sich viel auf seinen Gaumen einbildet. Die Abschiedspulle aber sollte gut sein.»

Baruch ist erregt vor Freude. Er ordnet die Geschenke auf einem Tisch, dann holt er Gläser und Tabak.

Jarig gießt feierlich ein.

«Vielliebег Freund», beginnt er, «wir haben Euch sehr vermißt. Die andern werden Euch jetzt wieder haben, ich aber werde allein leben.»

«Wollt Ihr Amsterdam verlassen?»

«Habe es verlassen. Fahre nach Maarsen im Utrechtschen. Mein Geschäft ist auf einen braven Mann übertragen. Was ich besitze, genügt für das Leben. Ich will meinen Gott finden und Frieden gewinnen. Das wird mir in Amsterdam zu schwer. Dort ist der Wein zu gut und dort habe ich Freunde. Mein Gott ist eifersüchtig wie der Judengott.»

Sie lassen die Gläser klingen und schweigen eine Weile.

«Jarig, ich wünschte mein Leben so nehmen zu können wie Ihr.»

«Habe erwartet, daß Ihr mir zustimmt.»

«Aber ich muß zufrieden sein, wenn Van den Enden mich wieder zurückruft. Eine längere Gastfreundschaft Tulps würde mich bedrücken. — Es war mein schönster Herbst und Winter hier an der Westeramstel. Ich habe ein wenig in diesen Büchern geblättert und kaum eine Zeile geschrieben, gleichwohl bin ich des Abends müde gewesen und meine Nächte waren ruhig, als hätte ich reichliche Arbeit vollbracht. Oft habe ich gedacht: so muß der Frau zumute sein, die ein Kind unter dem Herzen trägt. Eine schöne Zeit. Ich fürchte mich fast vor Amsterdam.»

Sie trinken und schweigen wieder.

«Ich bin vierzig alt und Ihr steht inmitten der Zwanziger», meint dann Jarig. «Ihr müßt schon noch eine Weile an der bitteren Nußschale beißen, bis Ihr den Kern kauen dürft. Aber was ich Euch sagen will: Van den Enden ist wohl im Grunde ein guter Kerl, doch sein Pelz spiegelt recht bunt. Und ferner: Vergafft Euch nicht in die kleine Domina. Ihr nehmt mir das nicht übel, ich meine nur.»

Baruch beschirmt verlegen mit seiner Hand die Augen.

«Noch einen Schluck, lieber Freund, ich muß weiter. Heute noch erwartet mich ein alter Ohm in Maarsen. Hier dieses Federmesser wünsche ich Euch zum Andenken zu lassen. Der Stein im Griffe ist ein Rosendemant. Er soll Euch sagen: so lauter ist Jarig Jelles Freundschaft.»

Sie gehen schweigend zum Krug und wandern dann noch ein gutes Stück nebeneinander auf der Utrechter Straße, dann holt sie der Wagen ein.

«Auf Wiedersehen, Benediktus!»

«Auf Wiedersehen, Jarig Jelles».

Ihre Hände können lange nicht voneinander. Der Gaul wird unruhig. Jelles schwingt sich auf den Sitz. Baruch steht unbeweglich, bis der Wagen im Dunst verschwunden ist.

Und diesen Jelles hält Van den Enden für einen trockenen Gesellen.

Die ersten blaßgrünen Tulpenspitzen brechen aus den braunen Beeten Everts. Baruch wird vom Doktor abgeholt.

Evert langt das Bündel auf den Bock und dankt dem Gaste zum hundertsten Mal. Baruch hat ihm zwei viergedoppelte Dukaten für die Aussteuer der kleinen Mietje zurückgelassen. Mietje selbst steht hinter einer dicken Ulme und lugt besorgt hervor, denn sie muß die volle Gewißheit haben, daß der Fremde auch wirklich davonfährt.

Am Reguliertore erwartet Clara Maria die Heimkehrenden. Ihr zartes Gesicht ist von einem breiten Hute beschattet, sie ist wie eine erwachsene Dame gekleidet.

Baruch hilft der zierlichen Domina in die Karosse, sie erröten beide, als sich bei diesem Geschäft ihre Hände finden. Van den Enden ist von der Frühlingsluft müde und durch die holprige Fahrt abgespannt, er lehnt verdrießlich in einer Ecke.

«Wie findet Ihr meine Horazübersetzung, De Spinoza», ist ihr erstes Wort nach der Begrüßung.

Baruch atmet auf. Sein beklommenes Herz wird frei, er langt unwillkürlich nach der Brusttasche, worin das silberne Federmesser ruht. Er sagt der kleinen Domina einiges Schmeichelhafte über ihre Verse.

Während Baruch die friedvolle Landlust Tulps besiedeln mußte, haben die delegierten Kirchen- und Konsistorienräte von Holland, Friesland, Geldern, Utrecht und den Generalitätslanden zu Dortrecht einige Wochen hindurch ihre würdevollen Köpfe auf den rauschenden Halskrausen gewiegt, und ein Verehrtester um den andern hat die Schleusen seiner Beredsamkeit gezogen. Sie waren einmütig wider die Erbfeindin Philosophie entbrannt, und als sie händeschüttelnd voneinander gegangen waren, ist Acht und Bann auf der Lehre des Renatus Descartes gelegen.

Mit neuer Liebe wenden sich die Freigeister Niederlands — die besten Männer der Regierung stehen in ihren Kreisen — der kartesianischen Lehre zu. Auch die Singelschule bleibt nicht müßig. Baruch liest mit den älteren Schülern Van den Endens die Meditationen und die Prinzipien.

Besonders der junge Hamburger Dirk Kerckrinck schließt sich ihm an. Johannes Keezer fehlt nie.

Und Johannes ist merkwürdig verändert. Abgesehen von den Flaumhärchen, die hie und da in seinem Gesichte sprossen, ist die derbe Außenseite dieselbe geblieben, aber er bemüht sich, seinen Gliedmaßen eine gefällige Stellung zu geben, Dirk Kerckrinck gilt ihm als Vorbild. Dominus Langelius aber wird immer unmutiger. Sein Vertrauen auf das Keezersche Blut ist gesunken. Vergeblich sucht er Pieters Haus gegen die Singelschule zu stimmen. Meutje Ka ist stolz auf die Gelehrtheit ihres Einzigen und Meutje Ka hat das erste Wort, sobald es Johannes betrifft. Nur manchmal bangt ihr, wenn seine Äuglein vom Buche in die Wolken schweifen und seine Nase sich zu einem Seufzer bläht, sehnsüchtig, daß die süßesten Konfekte kaum hinreichen, um das

sanfte Weh zu stillen. Einmal ist Meutje Ka herzhaft erschrocken. Sie hat ihren Johannes vor dem großen Spiegel im Staatszimmer getroffen, er hat lange und eifrig, ohne sie zu gewahren, verbindliche Mienen und zierliche Gebärden sich selbst in den vergoldeten Rahmen geschnitten. Domina Clara hat behauptet, daß neben Gelahrtheit auch anmutige Formen nötig seien, Kalokagathia, wie die alten Griechen sagten, und sie hat dabei ein reizendes Lächeln an diesen Kerckrinck verschwendet.

De Vries und Baruch lustwandeln in der Schattenkühle der Kaisersgracht. Sie haben einander lange nicht gesehen.

«Auch Jan Pietersz wird nicht mehr nach Amsterdam zurückkehren», berichtet der junge Handelsherr. «Im Winter hat er endgültig Abschied genommen. Er hat geklagt, daß hier kein Ort sei, den Gott zu finden, auch er. In Enkhuisen will er bleiben.»

«Könnte ich den beiden folgen», klagt Baruch. «Der Frieden in Ouderkerk hat mir wohl getan, ich hatte Vertrauen zu mir. Ein gehetztes Tier bin ich wieder geworden. Kaum daß ein Tag vergeht, wo nicht ein ruhmbedeckter Staatsmann, Künstler oder Gelehrter an Van den Endens Abendtisch sitzt. Ihre Augen fragen mich verwundert: ‚Wohin gehörst du da?' Ein armseliger Lateinlehrer, muß ich antworten. Seht den Jan Pietersz und den Jarig Jelles! Auch Lodewijk Mayer hat seinen Wortschatz aufs neue, um vieles bereichert, herausgegeben. Und Koerbagh arbeitet an großen Plänen. Van den Enden unterhandelt mit den Regenten der Schauburg, er wird die alte Kunst aufleben lassen, Amsterdam soll aus dem Gefallen am rhetorisch überblümten Bocksgestanke aufgeschreckt werden! Nur ich bleibe stumm. In Ouderkerk war ich ein anderer. An manchen Morgen, wenn ich ins Frühlingserwachen hinausgewandert bin, die Wiesen grüner und die Knospen voller gesehen habe und an den Weiden die schimmernden Silberkätzchen — da habe auch ich geglaubt des Honigs voll zu sein, wie eine heimkehrende

Biene. — Hier ist meine Heimat nicht, wo ich sie allenthalben den Freudenkelch des Ruhmes schlürfen sehe. Ich werde verzagt und verzweifle an mir.»

«Vielleicht könnt Ihr nur zu wenigen reden. Kommt mit mir in die Judenbuurt und seht den Flitter, der Euch so köstlich scheint.»

Vor Rembrandts Haus in der Breestraat drängen sich seit einigen Tagen die Kauflustigen.

Ein Wust kostbarer Dinge ist auf dem Pflaster hoch aufgestapelt und darüber wacht der kleine, gelbe Sekretarius mit einer langen Liste. Ausrufer verkünden den Wert der Gegenstände, und die Käufer überbieten einander. Die einen steigern den Preis ruhig bis zu der Höhe, die ihnen noch angemessenen Gewinn sichert, sie wenden sich kaltblütig zu anderen Gegenständen, wenn sie von den Liebhabern übertrumpft werden, die voll zitterndem Eifer um eine Muschel, eine Waffe, eine Radierung kämpfen. Neben dem Secretarius stehen die Gläubiger und spornen die Eifrigen durch rasche Zurufe an.

Einige Juden erkennen Baruch, sie weichen scheu zurück.

De Vries legt seine Hand auf die Schulter des Freundes.

Sie treten in den Schatten eines Hauses.

Durch das Getümmel verbreitet sich die Nachricht unter den Juden. Sie zeigen mit Fingern auf den Geächteten, speien auf den Boden und wenden sich dann wieder eilig der günstigen Gelegenheit zu.

Da wird die Tür des geplünderten Hauses geöffnet. Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann tritt aus dem dunklen Rahmen ins volle Sonnenlicht. Sein Gesicht ist schlaff und farblos, er streicht mit einer Hand beschattend über die faltige Stirne. Er blickt verloren auf das Treiben zu seinen Füßen. Ihm zur Seite geht ein schlanker, blondhaariger Knabe, dessen rundes, starkes Kinn an Saskia van Uhlenburg erinnert.

Rembrandts Lippen schließen sich strenger. Seine Augen

nehmen einen hoheitsvollen Ausdruck an. Das Geschrei verstummt, aller Blicke ruhen auf dem Gepfändeten, der gleichmütig die Torstufen hinabsteigt. Vor einem Haufen alter Waffen bleiben Vater und Sohn stehen. Rembrandt hebt einen Helm vom Boden und erklärt Titus die ziselierte Darstellung auf der blanken Rundung. Schließlich setzt er die Wehre auf die blonden Locken und betrachtet den jugendlichen Kopf. Dann nimmt er den Helm und wirft ihn lässig zu den andern Dingen.

Der kleine Secretarius hat seine Perücke entblößt und ist näher getreten.

«Wünscht Ihr den Helm zurückzuhalten?»

«Nein, ich danke Ihm für Seine Freundlichkeit.»

Erst als er in einem Seitengäßchen verschwunden ist, wagen sich die Stimmen der Ausrufer wieder hervor.

«Das ist der Ruhm. Seht — der Ruhm.»

Baruch blickt in die Tür des Rembrandthauses, bei den Worten des Freundes zuckt er zusammen, als erwache er.

«Wo lebt der König, der seine Würde an dieser messen könnte?»

Sie gehen schweigend. Da hört Baruch seinen Namen. Zacuto steht hinter den beiden.

«Wage dich nicht wieder in die Judenbuurt, du Hund, ich müßte dich erwürgen!»

De Vries greift unwillkürlich nach seinem Degen. Baruch hält ihn zurück.

«Er ist wahnsinnig, laßt ihn.»

Van den Enden ist über die Hooften der Schauburg nicht wenig erbittert. Sie machen ihm Schwierigkeiten, seine Eunuchaufführung muß um ein Jahr verschoben werden.

Zuerst gibt der Doktor der schönen Thais die Hiobspost bekannt, und sie eilt damit in die Gelehrtenstube hinauf.

Allein Baruch scheint ihren Kummer nicht zu teilen.

«Wäre Dirk nicht bei seinen Eltern! Er wüßte mich besser zu trösten als Ihr.»

Schwere Tränen rollen aus ihren Augen, sie stützt das rosige Kinn in die Hand und schaut ohne Trost in den Himmel.

«Liegt Euch gar so viel an der Komödie?»

Er möchte sie schützend in seine Arme nehmen wie ein bekümmertes Kind, aber er wagt nicht mehr, sie zu berühren, seit er sie mit Kerckrinck deklamieren gesehen hat. Sie ist kein Kind mehr, das unbewußt erfreut.

«Ja! Mir liegt an der Komödie! Mir liegt daran! Das könnt Ihr nicht verstehen. Ihr habt noch keines Menschen Wohlgefallen erregt! Ihr wißt nicht, wie süß es ist, bewundernde Blicke zu fühlen! Selbst die blöden Augen dieses Keezer finden sich darin zurecht ... nur Ihr könnt das nicht begreifen.»

Baruch hört vorgeneigt.

«Alle sagen: Ihr stellt Euer Licht unter den Scheffel, De Spinoza. Tut das. Aber ich bin nicht dazu geschaffen. Soll ich dienen und dienen wie meine Mutter? Dazu hat mich die Natur zu sehr geliebt. Auch das sagen mir alle, die Alten, die Jungen, stündlich, so oft ich will! Nur Ihr schweigt. Aller Augen blitzen, Ihr senkt die Lider. Des Kerckrinck Stimme zittert, seine Hände brennen, Ihr sucht nur Euren Frost in jedes Wort zu pressen, das Ihr sprecht!»

Clara Maria bedeckt wild schluchzend ihr Gesicht.

Baruch starrt auf das junge Weib, er hält mühsam an sich.

Könnte er sie zu sich emporreißen, daß sie die Stimme des Herzens vernähme! Die Natur hat dich geliebt, Verschwenderin deines Geistes und deiner Schönheit an die andern, die dich nicht würdigen werden! Auch ich weiß, warum die Tulpen flammrote Kelche tragen und die Hyazinthen duften! Auch mich durchtobt eine heiße Welle! Brennender, als aller anderen, ist mein Blut, das Blut des Südens, das fremde.

Aber Baruchs Zunge ist schwer. Nur ein Zucken seiner Lippen könnte ihn verraten.

Clara Maria richtet sich auf. Sie tritt zaghaft näher, legt ihre bittenden Hände um seinen Arm.

«Ich habe Euch weh getan ...»

Das klingt süß. Er streichelt ihr leise über die blonden Wellen.

«De Spinoza, wohin soll ich mich wenden! In mir ist alles zerrissen und zerschlagen. Ein freundliches Wort sagt mir, daß ich nicht denken muß, ich sei häßlich und unwert.»

«Habt Ihr den Kerckrinck von Herzen lieb, Clara?»

«Ja», haucht sie wie ein Kind. «Aber auch Euch, Euch habe ich auch lieb, nur ... Euch kann ich's sagen, ihm nicht.»

«Ihr müßt immer zu mir kommen, wenn Ihr einen Kummer habt.»

«Ich werde immer kommen», gelobt sie und bietet dem Freunde die Lippen.

Baruch geleitet sie zur Tür, mehr sich stützend als sie führend. Sie nicken einander ernst zu. Dann ist er allein, einsamer als je in seinem jungen Leben.

Und sie hatten einander zu viel bekannt.

Clara meidet das Zimmer des Obergeschosses, und Baruch vermißt das fröhliche Geplauder, mit dem sie seine selbstquälerischen Zweifel zerstreuen konnte, er vermißt den Ernst und das Verständnis ihres Blickes.

Wenn sie weiß, daß er nicht zu Hause sei, schleicht sie hinauf, die Blumen zu pflegen und zu erneuern, die sie auf seinem Fenster zieht.

Ihre Stimme und ihr Harfenspiel klingt häufiger als ehedem aus dem Erker zu dem Gottessucher empor. Aber die traurigen, sehnsüchtigen Lieder bringen ihm keinen Frieden.

Öfter befällt ihn Bitterkeit und der Hunger nach den Freuden des Lebens, die Van den Enden als den letzten Daseinszweck preist.

Und der Lorbeer scheint ihm begehrenswerter denn je. Doch läßt er die Bücher unberührt, und Jarigs Federmesser schneidet keinen Kiel zurecht.

Er sucht Täuschung.

Da wird Adriaan, der keine Dirne in Frieden und keinen Flaschenhals ungebrochen lassen kann, sein Genosse.

De Vries folgt nachgiebig, und Lodewijk Mayer zieht zusamt einem zierlichen Dämchen, das ihm aus Leiden gefolgt ist, mit der leichten Kompanie.

Sie sind überall zu treffen, wo den Gläsern duftende Blumen entsteigen und das Brusttuch der Mägde nicht allzufest geknotet ist.

So schmilzt das Erbe Jehudas, und den durchschwärmten Nächten folgen immer trübere, quälendere Tage.

Eines Morgens erwacht Baruch spät und er sieht das Fensterbrett von Blumen leer.

Noch einmal sinkt er in die Kissen zurück und seine Blicke wandern vom Fenster auf den verwahrlosten Arbeitstisch. Er erinnert sich, daß Claras Gesang in den letzten Wochen verstummt war, daß er ihr selten im Hause begegnet. Und doch, so sehr ihn das kahle Fenster betrübt, denn sein Auge war an das durchleuchtete Grün und die erhellten Blütenfarben gewöhnt, so vorwurfsvoll die Staubdecke auf den unberührten Büchern schimmert, eine leise Freude erwacht in ihm: Domina Clara belauscht sein Leben, sie tut ihren Unwillen kund, seine Bücher sprechen noch zu ihm, unwillig tragen sie den grauen Trauermantel. Weder Clara noch die Bücher brauchten ihn verloren zu geben.

An diesem Tage betritt er seit langem wieder das Keezersche Haus. Er erklärt sich bereit, Johannes einen kurzgefaßten Inhalt der Cartesianischen Lehre zu diktieren. Der liebende Jüngling hat ihn wiederholt darum gebeten, denn er wünscht Kerckrinck während des Sommers zu überflügeln.

Die Freunde trifft Baruch gegen Abend im Tollhof, einem Trinkgarten vor den Wällen, in dem für allerlei Ergötzlichkeit gesorgt war. Die Gesellschaft war um Mayers ‚Nichtlein da Flines' willen dort versammelt.

Inmitten des Hofes strahlt ein Springbrunnen glitzernde Wasserkünste und haucht willkommene Kühlung. Kunstvolle Allegorien türmen sich über seinen Spiegel: die Weltteile

schütten aus unerschöpflichen Tritonshörnern Wasserbänder, die Tugenden weben ein Netz dünner Wasserstrahlen, die ihren Brüsten entquellen, und die Laster speien; furchtbar verzerren sie ihre Mäuler. Am Gipfel des plätschernden Wirrsals steht Christophorus, das Knäblein auf den Schultern. Aus der Weltkugel, die das Kind hoch emporreckt, fließt eine Wasserglocke, die über dem Scheitel des Riesen zerstiebt.

Aber weder der Spielbrunnen noch die Kunstuhr neben dem Wasserwerk, deren hundert Figürchen sich unablässig tummelten, können das Nichtlein fesseln, doch gelingt es ihrem Galan nur schwer, sie von der Bude fort zu locken, in der man durch Gucklöcher die ergreifendsten Historien erblickt: die Parisianer abscheuliche Bluthochzeit, die greuliche Wüsterei des Herzog Alba, die frevle Ermordung Heinrichs IV., die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn und andere kurzweilige Begebenheiten. Adriaan erstickt durch seine blutrünstigen Beschreibungen mit viel Vergnügen und Glück die ästhetischen Keime, die Mayer in des Nichtleins Seele zu pflanzen bestrebt ist.

Sie sitzen und singen fröhliche Lieder bis in die Nacht hinein und gelangen kaum rechtzeitig in die Stadt, bevor der Pförtner das Rahmtor schließt und die Gewichtsbalken der Zugstege sich schräg gegen den Sternenhimmel recken. Die Weinstube Jan Zoets ist dicht gefüllt. Wirt und Wirtin eilen geschäftig hin und wieder.

Der Burgunder ist voll milder Glut. Die Fröhlichkeit des Nachmittags wandelt er in Nachdenklichkeit. Sie werden einsilbiger und verstummen. Da Flines lehnt müde an Lodewijks Schulter und schläft ein.

«Liebe Freunde», beginnt Baruch mit leiser Stimme, die kaum das Gewirr der Reden und Gesänge für den kleinen Kreis überwiegt, «zu mir haben an diesem Morgen die leblosen Dinge gesprochen: das sonnenbeschienene, blütenleere Fensterbrett, die verlassenen Bücher. Auch der Burgunder schweigt nicht; wir sind alle vor ihm verstummt. Er hat den Taumel der letzten Wochen eingeschläfert, wir

lauschen wachen Ohres. Und diese Nacht soll die letzte sein und dieser Wein der Abschiedswein und Morgentrunk.»

Die Freunde sehen nicht auf, sie schweigen, denn er redet aus ihren Herzen. Nur Mayer liebkost schützend sein schlummerndes Nichtchen, er bekommt dafür eine unwillige, verschlafene Fratze zu sehen. Da Flines wünscht zu ruhen. «‚Du willst das Leben genießen‘, hat das sonnige Fensterbrett gelacht, ‚frage deine verstaubten Bücher!‘ Und ich habe hingesehen. ‚Du willst das Leben genießen‘, haben die Bücher gemurrt, ‚das will der zungenfertige Van den Enden auch — was solche Menschen, wie du und er, nur immer wollen! Sie sagen das Leben genießen und äffen Schlemmer, Hurer und Gedankenschmarotzer nach. Sie sollten lieber sagen: ich bin meiner Gewohnheiten überdrüssig und will meine heißgesessenen Posteriora eine Weile im Schlamm kühlen. Wir aber, die Bücher, halten unser Teil an dir und werden es nicht fahren lassen. Wenn du unser würdig bist, kannst du leben — alles andre ist Narrheit!‘ Meine Bücher sind grob gewesen, denn sie haben das graue Staubkleid unwillig getragen. Der Burgunder aber spricht: ‚Du bist nicht zum Verschwender geboren, warum versuchst du mit deinen Freunden, das Leben zu vergeuden! Nicht einmal Gott kann wider seine Natur und ist böse in den Bösen, gut in den Guten. Was führst du einen Affentanz mit dir auf, Benediktus de Spinoza!‘»

«Benediktus», fragten die Freunde. Ihnen kommen die Reden der leblosen Dinge unpaß, obwohl sie beschaulich gestimmt sind.

«Gott kann nicht wider seine Natur», wiederholt Adriaan, und Mayer fügt halblaut hinzu: «Er will und will — was Menschen nur immer wollen.»

«Benediktus hat mich Jarig benannt, bevor er in die Einsamkeit gegangen ist. Und so wie Ihr sagt, spricht der Wein und murren die Bücher.»

«Er widerruft Descartes, für den wir kämpfen», rufen Koerbagh und Mayer fast gleichzeitig.

«Neue Lehre», murmelt De Vries halb fragend, halb verwundert.

Ihre Augen sind verwandelt, sie blicken ihn streng und forschend an.

Nichtlein da Flines war durch eine achtlose Bewegung Mayers geweckt worden, sie reckt sich unmutig. Als sie aber sieht, daß selbst ihr Ritter sie nicht beachtet, schleicht sie schläfrig in ihre Kammer, sie wohnt bei Jan Zoet.

Er wendet sich an Adriaan.

«Durch nichts könnt Ihr einem wahren Philosophen weniger dienen, als wenn Ihr für den Buchstaben seiner Lehre kämpft. Er hat nur nach Wahrheit gerungen, und das Ringen ist sein eigentliches Wesen.»

«Er hat seine Wahrheit im Worte gefestigt», entgegnet Adriaan.

«Alle Form ist eitel. Kein Wesen außer Gott, der nur sich selbst schaut, kann seine höchsten Erlebnisse offenbaren. Alle Form ist ein Hinabsteigen. So wie der Seeadler aus seinen Höhen, dahin ihm kein anderes Wesen folgen kann, hinabstößt ins Meer, wo sich die Zahllosen tummeln, so fällt das höchste Schauen in die gemeine Tiefe, wenn es in Worte gekleidet wird. Wir müssen die Wahrheit auf unsere Weise erleben, dann folgen wir dem Weisen, und nicht wenn wir an seinen Sätzen kleben, wie genäschige Fliegen am eingedickten Biere. Descartes hat den Schleier der Gottheit nicht gelüftet, darum müssen wir die heimlichen Hemmschuhe suchen, die seine Fahrt behindert haben, und sie von unseren Rädern nehmen.»

«Er hat Gott aus den Ketten des Dogmas befreit, ohne ein anderes Dogma zu schmieden», antwortet Adriaan. «Gott ist nicht mehr der Richter und Rächer, er ist die unumstößliche, übermenschliche Ahnung, die den Menschen aufs neue krönt, da ihn die Religionen zum Knecht und Sünder erniedrigt haben.»

«Aber das Wesen Gottes ist Ahnung geblieben. Setzt Descartes den Menschen über die andre Kreatur, so hat er nur

den eigenwilligsten Sünder gekrönt. Er sucht nicht Gott, wie wir ihn suchen. Verkennt nicht den großen Meister der Physik, Adriaan! Sein Gott ist Schöpfer und Beweger der großen Daseinsformen, damit schweigt die Sehnsucht Descartes' und sein Meisterauge kann auf den Daseinsformen verweilen. Wir aber wollen den Gott erkennen, der auch vor dem Bösen unseres Herzens bestehen kann, dessen Allmacht nicht an der Sünde zerschellt. Und ein Gott, von unerschöpflicher Lebenskraft durchglüht, von dessen Wesensfülle kein Körper, kein Gedanke getrennt werden kann, ist auch durch keine Ausflucht vom Irrtume und der Sünde zu retten. Außer Gott ist nichts. Irrtum und Sünde aber leben. — Sagt mir, wie die Allmacht vor dem Bösen besteht, und ich will euch sagen, was euer Gott ist.»

«Ihr nennt die Willensfreiheit des Menschen nur eine Ausflucht», ruft Mayer, «mir scheint sie einer der erhabensten Gedanken des Meisters: Böses und Irrtum leben, doch nicht in Gott, im Menschen allein, dessen Wille unersättlich nach jenen Höhen ringt, die seiner armen Kraft verwehrt bleiben. Der Willensfreiheit entwuchert der Irrtum, da die Schwingen des Wollens die der Erkenntnis übereilen. Unvergleichliche Poesie liegt darin!»

«Unvergleichliche Grausamkeit Gottes!» sagt Baruch ruhig. «Notwendig und natürlich ist aller Irrtum; notwendig und natürlich alles Böse. Was aber in der Natur bedingt ist, ist auch göttlich, denn Gott und die Natur vermag ich nicht zu scheiden. Willkür ist Schein. Gott kann seinem Wesen nicht entschlüpfen, es wäre denn ein vergängliches Gewand, und der Mensch kann nicht aus seiner göttlichen Bestimmtheit. Wir müssen unsere Augen gewöhnen, unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit zu schauen, wenn wir die Natur Gottes suchen. Vor der Ewigkeit ist Irrtum und Sünde ein gelassenes Ereignis und rein, wie der Wandel der Gestirne, wie Ebbe und Flut, wie Geburt und Tod. Auch sie sind keiner Unvollkommenheit entwachsen, denn im Leben der Natur gibt es keine Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Dort

ist allein das Gesetz, die Not. Solange wir menschlich in göttlichen Dingen denken, solange ist Irrtum und Sünde eine Grausamkeit Gottes und jedes Entrinnen aus diesem Wirrsal ist uns genommen. Gott aber steht den menschlichen Maßen so ferne, wie der augenfällige Umschwung des Sternenhimmels seiner wahren Bewegung. Gott ist nicht grausam und kennt die Liebe nicht. Er hat keine ewigen Seligkeiten gebaut und keine endlose Verdammnis gegründet. Er kennt keine Lust, kein Leid, kein Werden, kein Vergehen. Unvergänglich, gleichmütig, notwendig wirkt die Gottnatur sich selbst.»

Die Freunde sitzen lange schweigend, nachdem Benediktus verstummt ist. Sie hören das trunkene Geschrei und Gelächter nicht, das sie umtost, sie sehen die weinroten Köpfe und plumpen Bewegungen nicht, die sie umgeben. Ihre Augen und Ohren sind nach innen gewendet.

Dann erheben sie sich und geleiten Benediktus de Spinoza nach Hause.

Fortan versammeln sie sich täglich im Oberstock am Singel. Koerbagh und Mayer bleiben bis tief in den Winter ihren Leidener Studien fern.

Dominus Langelius kommt in diesem Frühlinge nicht zur Ruhe. Die Osterpredigten sind wohl überstanden, aber bevor das Fest des heiligen Geistes würdig begangen werden kann, muß die Amstelstadt vor einer Teufelei bewahrt werden, deren Brutstätte die Singelschule ist.

Van den Enden und dessen Kreis belagern den Schlaf des streitbaren Prädikanten wie atembeklemmende Nachtdruden, jede noch so karge Nachricht macht sein Blut kochen.

Schon die Rückkunft des jüdischen Häretikers ist nicht zu verhindern gewesen. Allein man weiß, daß De Spinoza sich Benediktus nennt, das klingt wie ein Bekenntnis, worüber die wachsamen Augen des Kirchenrates zufallen. Über der jüdischen Ketzerei könnte Langelius ruhig schlafen, nicht aber über Van den Enden, dem Jugendverderber, frivolen Lucianisten, entlaufenen Jesuiten und Papisten, der seine Schüler heidnische Poesien öffentlich rezitieren lassen und seine eigene Tochter als Hetäre auftreten lassen will. Das alles in diesem stinkenden Sündenpfuhle Amsterdam!

Langelius ist vom Kirchenrat zum Bürgermeister entsendet worden, um dagegen zu remonstrieren. Er ist von Haus zu Haus gegangen, überall wo er eine bedrohte Kinderseele weiß, und hat den bestürzten Eltern ein kräftiges Rüchlein Höllenpestilenz unter die Nase geblasen — vergebens. Der hohe Kirchenrat hat den betrüblichen Bescheid erhalten, daß ein wohlweises Schöppenkolleg bedaure, nichts Verderbliches in der Komödie des berühmten Publii Terentii zu finden.

Aber am Sonntage „vocem jucunditatis" hat Langelius gegen die heimlichen Feinde Christi, so mit steifen Halskrausen und in hohen Würden einherstolzieren, gedonnert,

und die Gemeinde hat verstanden, daß er nicht allein den Amstelrat, sondern auch den Pensionär Jan de Witt im Haag gemeint hat, denn von dort her ist all die niederträchtige Freigeisterei gekommen.

Langelius weiß das Fest des heiligen Geistes nahen und er wird daran verhindert, dem Teufel gehörig auf den Schwanz zu treten.

Vor dem Spielgerüste spazieren noch die jungen Kavaliere und grüßen zierlich in die Kämmerchen empor, deren doppeltes Halbrund den Schauplatz umfangen hält. Die vornehmen Damen danken mit einem edelsteinblitzenden Kopfnicken. Ihre Herren haben Mühe, über die runden Schultern hinweg einen Blick auf die Grüßenden zu gewinnen, denn gleich Pfauenrädern entwachsen den tiefen Ausschnitten hohe flandrische Spitzenkrägen.

Hoch oben, über den Kämmerchen knarren die Bänke. Dort geht es laut her. Man rauft um den besseren Sitz. «Mot je ook Bier!» Bursche drängen sich mit den schäumenden Krügen durch die Reihen. Oranienäpfel werden in Mengen verzehrt, und von allen Seiten fliegen die gelben Schalen auf die Köpfe der zierlichen Herren hinunter, ein guter Treffer findet schallenden Beifall, bis diese Kurzweil zu lästig wird und die Theaterpolizei unter viel Beschwer Ordnung schafft.

Inzwischen hat die Komödie begonnen.

Benediktus lehnt an der Wand eines Kämmerchens.

Kerckrinck, als Phädria, klagt dem Sklaven Parmeno sein Liebesleid um die schöne Hetäre Thais.

Thais tritt auf die Schwelle ihres Hauses.

Die schlanke Gestalt Clara Marias ist in ein langfaltiges Gewand aus zarter, veilchenblauer Seide gehüllt. Sie lehnt sich an einen Pfosten und kreuzt die Hände über der stürmenden Brust. Ihre Augen hängen voll Zärtlichkeit an Phädria und voll Trauer: er wird sie der Untreue beschuldigen, der Sklave wird sie verhöhnen — und doch, sie liebt nur ihn, den Eifersüchtigen, Ungeduldigen.

Entzücken wallt durch den Zuschauerraum. Der greise Vondel, der die Hand am Ohre weit über die Brüstung vorgebeugt sitzt, lächelt bezaubert. Benediktus weicht tiefer in den Schatten zurück. Er schließt die Augen.

Wie ihre Stimme vor verhaltener Sehnsucht bebt! Wie weich sich die singenden Verse von ihrem Munde runden, jeder Satz ein heimliches Geständnis!

Und Kerckrinck vernimmt den Herzensklang. Er antwortet leidenschaftlich, verwirrt von eifersüchtigem Begehren. Die schöne Thais frohlockt unter Tränen. Die Stimme Kerckrincks wird bittender, demütiger ... als hätte Terenz vor vielen hundert Jahren ‚Eunuch' darum geschrieben, daß diese beiden überfließenden Seelen einander vor aller Welt ihr maijunges Erglühen gestehen können!

Sie ahnen beide nicht, daß ein Hörer jeder Regung ihrer Herzen zu folgen vermag und ihr Glück mitgenießt wie einen duftenden, bitteren Wein, der einen wehmutsvollen Rausch gewährt. Ehe die schöne Thais in Phädrias Arme sinkt, verläßt er unbemerkt die Schauburg.

Es treibt ihn durch die dämmernden Gassen. Der kühle Maiwind bauscht seinen Mantel, als wollte er Benediktus aufheben und entführen. Ein läuterndes Bad, umwallt ihn die Luft und führt seine Gedanken fort ins Amstelland, nach Ouderkerk in das kleine Gärtnerhaus. Dort wohnt der Friede.

Und weiter über die Landstraße gegen Maarsen hin zieht es. In das üppige Weideland sind die mondglitzernden Kanäle gezogen, die Dörfer ruhen und die Pappeln rauschen. Gegen Maarsen hin, wo der Friede wohnt.

«Ich will des Namens froh werden, den du mir gegeben hast, Jarig!»

Der Wind schwillt an, er gibt dem ringenden Manne seine fröhliche Zustimmung. Benediktus lehnt sich gegen den starken Atem.

«Jarig, du hast mir den Weg gewiesen!»

Er hebt die Stirn.

Unversehens ist er in die Judenbuurt gelangt, in seine Kindheit.

Er geht die Breestraat hinauf, am Rembrandthause vorbei. Vor Jehudas Treppe bleibt er stehen. Das Studierzimmer ist erhellt. Auch sonst aus den Fenstern überall ein festlicher Glanz.

Sabbath-Eingang. Das Studierzimmer war feierlich, er hat dort nie laut zu sprechen gewagt. In die Ampel vor der geheimnisvollen Lade hat Jehuda Duftkörner gestreut, als ruhe die Sabbath-Königin dort.

Die Mailuft braust ungestüm die Straße herauf. Aus deinen Träumen, Benediktus!

Er hüllt sich dichter in seinen Mantel. Die Straße ist still und menschenleer. Er hat nicht bemerkt, daß ihm ein Mann gefolgt ist, der in einen Schatten taucht, so oft er stehen bleibt.

Er wendet sich zur Houtgracht, sein Verfolger gleitet ihm nach.

Beth Israel ist hell, die Rabbi beten und singen.

Er spürt Lust einzutreten, wenn er sich tief verhüllte, würden sie ihn nicht erkennen.

Er steigt zögernd die Stufen hinauf, da springt ihn der Mann an und reißt ihn zurück.

Ein kurzes Ringen. Benediktus faßt die Handgelenke seines Feindes und zwingt ihn. Ein Messer klirrt auf den Steinen.

Zacuto liegt starr vor ihm, als sei er gebunden.

Baruch hebt das Messer auf und schleudert es in die Gracht.

«Sag deinem Meister, er soll kaltblütigere Leute dingen.»

Zacuto liegt wie unter einem Banne, nur seine Augen folgen Spinoza.

Dann kriecht er die Stufen hinauf und kratzt an der Tür.

Der Tempeldiener öffnet.

«Rufe Morteira, rufe alle Chachamim ... sie sollen mir helfen ... ich bin unrein ... der Verfluchte hat mich berührt ... ich bin unrein!»

Noch einen Sommer und Winter hat Van den Enden seinen Gast und Gehilfen im Singelhause festzuhalten vermocht.

Unter den ersten warmen Stürmen, die das Grachteneis sprengen, kommen Benediktus die Erzählungen des Gärtners Evert immer drängender in den Sinn.

Auch die Freunde, die er im Sommer wieder um sich versammelt hat, sind einmütig im Lobe Rijnsburgs.

Er fühlt, daß die Zeit gekommen ist, eine Heimat zu suchen.

Clara Maria eilt bestürzt hinauf, als sie von ihrem Vater den Entschluß vernimmt.

«Hier habt Ihr alle, die Euch lieben, Benedikt! Dort werdet Ihr nur Roheit und fremde Kälte erleiden, unter groben Bauern! Wider Eure Natur handelt Ihr!»

«Domina, wenn wir das könnten, wieviel Schmerzen und Entsagungen blieben uns da erspart. Alle würden wir behäbige Bürger und Bürgerinnen werden mit einem ewigen Sonntagslächeln auf den Lippen. Das heilige Land würde in einem Meer von Behagen versinken.

Wir können nicht wider uns. Wir müssen unsre Blüten aus unseren Dornen holen. Ich habe meinen Weg, also laßt mich gehen. Kein Friede, ehe ich den Gott gesehen habe. Ich muß ins unmittelbare Leben.»

«Unmittelbar könnt Ihr überall, auch hier in Amsterdam erleben, Euer Aug durchtrennt die Schalen und weiß an die Kerne zu dringen.»

«Ich bin zu jung noch, Domina, leidenschaftslos das Leben zu durchschauen. Hier muß ich rechten und lieben. Dort aber hoffe ich zu meinem Gott zu kommen, frei von aller Trübsal.»

Wenige Tage danach ist Benediktus de Spinoza mit leichtem Gepäck und magerer Barschaft gegen Leiden gewandert. Rijnsburg liegt nur eine Stunde seewärts dieser ehrwürdigen Stadt.

5

Die Morgensonne spannt ihren ersten Strahlenbogen von den graublauen Wipfeln des Dorfes Endegeest über Rijnsburg gegen die Dünenwellen von Katwijk.

Eine Lerche steigt jenseits des Baches, des Vliet, vom Fuße einer dampfenden Roggengarbe steil in die Bläue, dann wirft sie sich in flachem Bogen gegen den Seewind und jauchzt ihren ersten Gruß, sie schwingt sich höher und höher, dem suchenden Auge unauffindbar, doch ihre Jubelstimme klingt so nahe. Es ist, als sänge die Morgenluft.

Längs der Mittagsseite des Vliet schiebt Rijnsburg eine spitze Zunge in die Wiesen und Felder vor. Von niedrigen Ziegelhäuschen ist die Zunge bestanden. Die Dächer sitzen, tiefgezogenen Zipfelmützen gleich, auf den niedrigen Mauern und perlen vom Tau.

Jedes Häuschen hat seinen Garten. Das letzte, das auf der Zungenspitze kauert und aus den weißgetünchten Fensterrahmen ungehindert bis zur Dünenkette blickt, trägt einen Giebelstein.

»Ach wären alle Menschen weis'
und wollten dabei wohl,
dann wär' die Erd ein Paradeis,
nun gleicht sie mehr dem Höllenpfuhl.«

So lautet der Spruch des Giebelsteines.

Benediktus schiebt ein Fenster des Erdgeschosses auf. Der frische Lufthauch rötet seine Wangen, seine Augen ruhen

freudig auf dem weiten Sonnenlande und andächtig lauscht er den Vogelstimmen.

Hier wohnt der Friede.

Zwischen dem saftigen Grün und den goldenen Garbenreihen streicht ein Segel den Vliet herauf. Nah und fern schwingen die Mühlen ihre Arme, sie raffen den Duft der Erde und tragen ihn gegen den Himmel, sie nehmen einen Flügel voll Sonnenglanz und säen ihn über den Rasen. Das lichtblaue Himmelskleid ist mit Wölkchen wie rosige Straußenfedern geschmückt. Von Katwijk herüber ruft eine Glockenstimme. Sie vermag gegen den Lerchengesang nicht aufzukommen. Nah und fern entschwingen sich den Feldern neue, frohe Lieder.

Friede wohnt hier.

Benediktus steht über seine Schleifbank gebeugt. Er prüft die Festigkeit des Peches, darin eine matte Glaslinse gebettet liegt. Dann stäubt er feinen Sand auf und setzt das Schwungrad in Bewegung. Vorsichtig führt er das Glas an die wirbelnde Polierscheibe. Ab und zu spritzt er einen Schluck Wasser zwischen die reibenden Flächen.

Als er vor einem halben Jahre in Rijnsburg angekommen war, hat er lange nach einem Obdach gesucht, bis ihn endlich der Giebelspruch am Häuschen des Chirurgen Harmen Homan zur Nachfrage bewogen hat.

Sie sind bald einig gewesen. Benediktus soll die zwei Zimmer und das Kämmerchen zur ebenen Erde bewohnen, der Alte sich unter das Dach verkriechen. Das letzte Goldstück ist für die Miete im Vorhinein ausgegeben.

Benediktus bleibt frohgemut. Er hat beschlossen, sein Brot durch die Kunst Everts zu verdienen.

Jan van der Kodde nimmt die Bitte seines künftigen Lehrlings ernst entgegen, unter beifälligem Gebrumm streicht er einigemal über den ellenlangen Graubart und führt Benediktus würdevoll in die gute Stube.

»Er ist mir längst bekannt, Mijnheer, nicht nur vom Ekbert

her. Meine Brüder in Amsterdam haben mir Seine Schicksale erzählt. Der Mut Seiner Überzeugung hat mich erfreut, auch daß sich mit Ihm alles so schlicht zugetragen hat, ohne Breitmäuligkeit und überschlächtiges Getue. Er ist auch bei meinem lieben Bruder Jan Teunissen gewesen, ein- und das andere Mal.»

«Ich wundere mich, Meister Van der Kodde».

«Dabei ist nichts Wunderbares. Wir sind eine große Gemeinde und über ganz Holland hin. Hier aber in Rijnsburg ist unsere Mitte.

Und schließlich wäre Er mir auch von Leiden her bekannt gewesen. Dort haben in den letzten Jahren etliche Studiosi viel Aufhebens von Ihm und den neuartigen Ansichten gemacht, recht zum großen Ärger des Professor Coccejus, der hinter allem sozianische Freigeisterei wittert.»

Benediktus fragt schüchtern nach dem Lehrgroschen. Doch Jan van der Kodde meint, er schätze es sich als Ehre, daß ein Gottesgelehrter bei ihm lerne. Allein er unterließ es nicht, einige Worte über die Würde des Gewerbes, insbesonders der Schleifkunst, zu verlieren.

Besorgt geht Benediktus von Meister Kodde. Daß Koerbagh und Mayer einen gelehrten Ruf um ihn schaffen, erregt sein Gewissen. Vermag er den treuen Glauben seiner Freunde vor der Welt zu rechtfertigen?

Weh jedem Wahrhaften, dessen Ruf die Schranken seiner Persönlichkeit überschreitet. Er wird der Knecht seines Namens oder er verdirbt! Frieden hat er gesucht; überall scheinen Fallstricke gelegt. In der ersten Erregung verurteilt Benediktus den Leichtsinn jener Stunde, da er seinen Freunden ein Lehrer geworden war. Ihre philosophischen Gespräche scheinen ihm, allzu frühzeitigen Schwalben gleich, schutzlos aus der Singelstube in den Winter hinausgeflattert zu sein, sie werden sich ein eiliges Nest bauen und verkommen.

Aber er hat nicht schweigen können, und auch seine Freunde können es nicht. Die Saat ist reif.

Mit der Ewigkeit ringen seine Gedanken, darin liegt ihre

Gefahr, unbegrenzt und rastlos zu schweifen. Meilensteine müssen gesetzt sein für ihn selbst, für seine Freunde, Maße müssen gewonnen werden!

Als die Post nach etlichen Wochen seiner Ankunft auch seine Bücher brachte, hat er froh entdeckt, daß Van den Enden aus seinem eigenen Besitz viele hinzugefügt hatte.

Des Tages schleift er nun bei Van der Kodde Linsen und abends sitzt er über den Scholastikern und über Euklid, Begriffe stahlhart schmieden zu lernen.

Und bald weiß Van der Kodde nichts mehr, wodurch er die Fertigkeit seines Lehrlings hätte steigern können. Fortan übt Benediktus seine Kunst selbständig aus, doch läßt ihn der patriarchalische Meister nicht aus den Augen und steht ihm allenthalben gutmütig bei.

Ein Finkenmännchen setzt sich auf den fruchtschweren Apfelast, der vor dem Fenster auf und nieder schwingt. «Sonntag! Sonntag!» pfeift der Fink, laut und zornig. Benedikt legt die Linse nieder.

Eine Entenschar schnattert am Vlietufer. Bienensummen bettet einen Mollakkord in die Luft. Die Sonne zittert im schmelzenden Tau des Würzbeetes. Rosmarin und Majoran, Lavendel und Thymian wenden ihr die Blüten zu, strecken sich und locken die Immen in das Duftgeflüster. Und alle überragt die stolze Kerze der Tuberose, eine Königin im Brautgeschmeide.

Benediktus wirft seinen Kittel ab. Im Nebenzimmer schließt er eine Truhe auf und entnimmt ihr ein verschnürtes Schriftenbündel. Um Pfingsten hatte De Vries geschrieben: Koerbagh, Mayer, er und andre Gleichgesinnte hätten ein Kolleg gegründet, darin werde im Geiste Spinozas philosophiert. So sei er, fern von Amsterdam, doch mitten unter ihnen, seine Gedanken lebten in ihrem Kreis.

Das ist eine frohe Pfingstbotschaft für den Rijnsburger Brillenschleifer und Gottessucher gewesen. Er weiß sich reich, denn er kann schenken, so fühlt er sich stark. Die Gärten

und Wiesen und blühenden Felder, der Himmel und die Dünenkette am Horizonte, die Mühlen und Schiffe rufen ihm zu: reich bist du und stark, gib dein Bestes, sie werden es lieben und hüten.

Auch der harte Seewind von Katwijk her greift ihm an die Brust: ‚Klar mußt du ihnen dein Bestes sagen und haarscharf. Keine erschlaffende Flut von Bildern darf überschleiern, was du siehst. Wie ich, so mußt du reden.‘ Der Wind kann zum Sturm wachsen und bleigraue Wolken vom Meere raffen, sie zwischen Sonne und Erde jagen, so daß die bunten Farben fast erlöschen. Dichte Regenschwaden rauschen dann durch die Luft und reinigen sie vom süßen Dufte der Felder und Gärten. Und wieder reißt sich die stürmende Wolkenherde vom Horizonte los und versinkt im Rücken von Endegeest. Kalt und klar liegt das Rijnsburger Land unter der schneeweißen Himmelsglocke: ‚So mußt du reden, Benediktus. Denke meiner, des Wettersturms, und des unnahbaren Euklid!‘

Benediktus bezwingt in mönchischem Entsagen den Bilderreichtum, der ihm von Bibel, Talmud und Kabbala her gefolgt ist. Er siebt seine Gedanken durch den Filter der geometrischen Form. Leidenschaftslos und gelassen wie das Gesicht Gottes soll seine Sprache sein; er opfert alle irdische Liebe.

Du sollst dir kein Bildnis oder irgend ein Gleichnis machen! Darin gipfelt die Gottesfurcht des Fürsten.

Er überfliegt Blatt um Blatt. «Von Gott, dem Menschen und dessen Glück», so steht auf dem ersten. Das heißt von Gott zu Gott, denn was ist das Glück des Menschen, als Gott zu schmecken. Nicht den Fabelgott eines zukünftigen Lebens, der durch Gebete bestochen wird, der vergeblich gegen einen Teufel kämpft, das ist blinde Meinung, irrender Glaube. Des Menschen Glück ist die Gottesliebe in der Erkenntnis der Natur.

Sie bringt den Frieden, sie thront erhaben über Lust und Leid, ein unmittelbares Ja-Sagen ohne heimliches Schaudern, unverwundbar und ungerührt wie ein Erzengel.

Benediktus braucht in seinen Blättern nicht davon zu sprechen, wie wenigen dieser Frieden eignet, denn er richtet sie an die Wenigen. Aber er muß seine Freunde warnen:

«Unser Erkennen geht nicht über uns hinaus. Wir haben nichts in uns, was unsere Natur überstiege. Es gibt kein Jenseits, auch nicht der Erkenntnis. Und darüber kann nur der Tor verzweifeln. — Wenn auch die Gottnatur Unendlichkeit der Formen in sich birgt und ihre Fülle nie geschaut werden kann von irgend einem Teil, so ist doch jeglicher Teil, Stein und Pflanze, Tier und Mensch, Gestirn und System, Licht und Urstoff, von ihr umfangen und durchdrungen, untrennbar vereint mit ihr. Ein Phantom wäre die Gottnatur, könnte ein Staubkorn aus dem Nichts entstehen oder ins Nichts verschwinden. Und wie der Mensch kann die Gottnatur nicht aus sich und über sich hinaus, sie hat nur Leben.

Wenn ihr dies im Innersten erfahren habt, liebe Freunde, dann seid ihr auf dem Weg zum Glück. Ihr habt dann keinen Hochmut mehr und keine Demut, denn was euch von den andern scheidet, ist nicht ein höheres oder geringeres Leben: ihr, sie und alles ist nur Entfaltung des gleichmütigen Natur-Gottes. Nicht also das Wesentliche trennt euch von den andern, sondern die höhere Form der Erkenntnis, des Glückes.

Der Rest ist Mathematik. Daß wir Menschen den Natur-Gott nur in zwei Formen schauen, im Körperlich-Begrenzbaren und Seelisch-Unumschreiblichen, wer kann das für eine neue Wahrheit halten.»

Alle Leidenschaft und jedes müßige Behagen verbrennt Benediktus in der Flamme seiner erkennenden Gottesliebe.

Gott ist sein Glück.

Die Mittagsglocke ruft ins Zimmer. Benediktus faltet ein wachsgetränktes Tuch um die Blätter des Traktats. Er verschnürt es und siegelt es, dann befestigt er die Adresse.

Die Aufwärterin des Chirurgen setzt einen Topf Milch und einen Krug Bier auf den Tisch, dann holt sie aus ihrer

Schürze eine rotwangige Birne und hält sie mit ihren verschrumpften Pergamentfingern dem Brillenschleifer entgegen.

«Mijnheer Homan läßt Euch bitten, sie zu versuchen, sie ist vom Spalier. Was ist noch zu richten?»

«Nichts, Meutje, nur mein Dank an den Herrn Chirurgen.»

«Auch nichts zu danken.»

Benediktus schlägt Feuer, setzt die Milch zu und schüttet aus einem Säckchen türkischen Reis hinein. Während er rührt, denkt er an die freudige Überraschung Simons, wenn der Traktat ankommen wird.

Dann nimmt er den Topf vom Feuer, zuckert den Brei fast überreich und genießt am schattigen Fensterbrett sein Mahl.

Rijnsburg schlummert unter der Mittagssonne.

Das Ziegelpflaster glüht, nur längs des Vliet ist Schatten und Kühle.

Sonntagsfrieden, schläfriger Sonntagsfrieden, keine Stimme, kein klappernder Holzschuhtritt. Auch die Schiffer haben gerefft und angelegt. Sie liegen wunschlos auf den Kornsäcken und denken nicht einmal daran, den Tabak zwischen ihren mammelnden Kiefern zu erneuern. Ihre stumpfen Blicke folgen Benediktus eine Weile.

Die Sonnenscheibchen flimmern über dem Vliet und dem feuchten Pflaster, das einzige Leben. Draußen auf der Straße nach Endegeest wird ihr Spiel von den Grillen begleitet, sonst regt sich auch im freien Lande nichts.

In Endegeest gibt Benediktus dem Leidener Boten seine Sendung. Der Bote hat einen Brief: «An den ehrsamen Lehrmeister De Spinoza zu Rijnsburg bei der hohen Schule.» Benediktus setzt sich auf die schattige Steinbank vor dem Botenhause und löst die Oblate. Unter Segenswünschen und umständlichen Erklärungen teilt ihm Meutje Ka mit, daß sie mit diesem Brief ganz gegen den Willen ihres Eheherrn Pieter Keezer van Dort und gegen den Rat des Dominus Langel handle. Aber sie lasse sich des Vertrauens nicht be-

rauben. Ihr Einziger werde nach dem fünfzehnten Trinitatis eintreffen, um auf der hohen Schule seine Gelehrsamkeit zu suchen. Und sie habe von dem heillosen Leben der Studiosi zu viel vernommen, als daß sie dann noch eine ruhige Nacht finden könne. Ihr Johannes habe aber allezeit voll Verehrung von seinem Lehrmeister gesprochen. Sie bitte ihn, die Hand über ihm zu halten und ihn zu sich zu nehmen. Denn in die Collegia könne ihr Johannes wohl auch zu Pferde gelangen, darauf käme es ihr gottlob nicht an, und das Reiten werde seiner Gesundheit nützen.

Sie schildert alle Qualen, die ihr Mutterherz bedrängen, und fleht den Gotteslohn auf das Haupt dessen, der ihr einzig den Frieden wiedergeben könne.

Benediktus ist zu sehr von der mütterlichen Bangigkeit gerührt, daß er fürs erste in Meutje Katrijns Plan einen argen Eingriff in seinen Frieden erblicken kann, um den er mit Mühsal und Entbehrung kämpft.

Als er die Rijnsburger Ziegel wieder betritt, ist das Dorf erwacht. Er durchschreitet eine Bresche, die den rasen- und buschüberwucherten Wallring der alten Abtei zerreißt. Von der Abtei sind nur noch die Stümpfe ihrer Hauptmauern und die Apsis einer Kapelle erhalten. Dickstämmige Ulmen und Linden haben ein neues Dach über dem papistisch geweihten Grund gewoben und unter diesem Dache versammeln sich zur Sommerszeit die Glaubensbrüder Jans von der Kodde.

Sie stecken bereits mitten in ihrer frommen Unterredung. Benediktus wird kaum bemerkt, nur Meister Kodde nickt ihm unauffällig zu.

Jakob Vechters, er hatte als Schiffsjunge Italien gesehen und war eine Zeitlang in einem römischen Klosterspital gelegen, verteidigt halsstarrig die Göttlichkeit des Heilands, während die meisten sich zu dem jüngeren Van Nierop bekennen, der immer wieder die lange Rede Vechters durchkreuzt: «Jakob, und er war doch ein Mensch unter Menschen!»

«Jawohl, Bechters», ruft Frans Oudaen ungeduldig, «nun laß auch einen andern zu Wort! Uns ist der Heiland vielmehr eine Gottesgestalt, als denen die seine Lehr' vertrackt haben und in Pacht halten. Ja, aber wir Menschen. Sind wir denn nicht auch von Gottes Hand? Hat er uns nicht Brüder geheißen? Liebe Brüder, ihr seht schon, worauf ich zuhalte. Ich frage: Ist das Werk der Erlösung nicht erst die Erlösung, wenn er ein Mensch war, wie wir? Was ist uns das Spielwerk eines Gottes, der am Kreuze hanget? Ein Gott muß doch wissen, daß er das ewige Leben hat!»

«Ja, das ist es eben», schreit Jakob Bechters, «das ist das Mysterio, hinter das Mysterio kommen wir nicht!»

«Ich seh nichts dahinter», erwidert Oudaen. «Gar nichts. Der Heiland ist eben durch seinen elendiglichen Martertod gleichsam ein Beispiel. Darum halt ich's mit dem jungen Nierop, der auch von der Dreieinigkeit nichts wissen will, weil er in dem Heiland auch nur den guten Menschen und Helden sieht. Denn ich sag' euch, liebe Brüder: Wir müssen in allen Glaubensdingen wieder zur Einfalt kommen! Wie sie unter den Jüngern des Heilands war. Aber die Pfaffen haben unsern lieben Herrgott mit allerhand bunten Fetzen behängt.»

«Ja, Frans», bekennt Van der Kodde mit Nachdruck, «so ist es auch.»

Damit ist Bechters noch lange nicht geschlagen.

Die Wortführer suchen in leisem Gespräche von Ohr zu Ohr, Anhänger für ihre Thesen zu gewinnen. Die Versammlung löst sich in Gruppen auf, darinnen auch solche ein Wort finden, die vor den Blicken der schweigenden Versammlung erschrecken.

So verbringen die Gottessucher von Rijnsburg den Sonntagnachmittag. Van der Kodde beschließt ihn mit einem freien Gebet, das er stehend von der Apsis aus spricht. Alle hören ihn andächtig. Das Schlußgebet begräbt auch alle Meinungsverschiedenheiten.

Im Kruge, wohin die meisten Kollegiantenbrüder würde-

voll ihre Schritte lenken, werden Glaubensdinge gemieden. Dort ereifert man sich über politischen Ereignissen.

Jan de Witt hat vor der Staatenversammlung beantragt, die Seklusionsakte zu vernichten und Oranien in seine alten Rechte wieder einzusetzen. Der junge Prinz soll auf Staatskosten erzogen werden.

Das weckt die Besorgnisse der Kollegianten, doch bleibt ihr Vertrauen in Jans de Witt Klugheit groß und sie erheben keinen Widerspruch. Das Staatsschiff muß sein Steuer wenden, das sehen sie wohl.

Cromwell ist tot. Für Karl Stuart ist vor einigen Tagen im Haag ein Fest gerichtet worden, wozu Holland allein sechs Tonnen Goldes geliefert hat. Jan de Witt hat den jüngsterwählten König gefeiert, eine englische Flotte hat bei Scheveningen gelegen, um ihn heimzuholen. Und seine Fahrt vom Haag nach Scheveningen ist ein Triumph gewesen, ein Triumph auch für seine Schwester, Maria von Nassau. Und kaum sind die Krönungsfeste verhallt, läßt Karl II. das Grabmal Oliver Cromwells in der Westminsterabtei erbrechen und den halbverwesten Leichnam an einen Galgen hängen.

Die Niederlande wollen Frieden, Frieden um jeden Preis. Danach muß Jan de Witt handeln.

Benediktus geht nachdenklich dem Vliet entlang. Der Brief Meutje Katrijns knistert in seiner Rechten, die er in der Westentasche versenkt hält.

Vor der Tür begegnet ihm die Aufwärterin.

«Er wartet schon», ruft sie ihn an.

Benediktus verzehrt die Reste seines Mittagsmahles und beeilt sich, den gewohnten Sonntagsbesuch abzustatten.

Sie wechseln einen kurzen Gruß. Das Spieltischchen steht bereits am Fenster, und die Dame-Steine sind aufgelegt. Benediktus ist zerstreut, Homan gewinnt.

«Schönes Wetter heute», läßt sich der Chirurg vernehmen.

Sie setzen die neue Partie auf. Benediktus nickt nur. Sie spielen weiter, der Alte gewinnt auch die zweite Partie.

«Ihr seid zu lange in der Sonne gegangen, Mijnheer. Ich habe gesehen, wie Ihr zu Mittag fort seid. Was habt Ihr wohl unterm Arm getragen?»

«Eine Schrift für einen Amsterdamer Freund.»

«Doch nichts Gottloses, Mijnheer!»

«Nein, nichts Gottloses.»

Sie spielen. Benediktus wird erst nach langer Gegenwehr überwunden.

«Ihr seid doch nicht ganz dabei. Euer Blut wird zu dick. Ihr seid zu jung für das viele Sitzen. Solltet Euch einmal gehörig zur Ader lassen. Dort im Kasten liegen meine Schnepper. Ein Schlag, es tut nicht weh, Mijnheer.» Benediktus dankt, sie ordnen die Schachfiguren.

Homan ist bald müde, er wird immer unachtsamer und verliert. Darüber schwillt ihm die Galle.

«Habt Ihr noch Mut, jetzt will ich Euch an den Kragen, Mijnheer!»

Benediktus läßt ihm einige Vorteile, aber auch darüber wird der Alte ärgerlich.

Inzwischen dunkelt es. Homan pflegt mit den Hühnern schlafen zu gehen. Benediktus beendet die Partie möglichst rasch.

«Blutige Rache am Sonntag», ruft der Chirurg seinem Hausgenossen nach.

Die leuchtende Sichel steht über den Katwijker Dünen.

Nur die Tuberose haucht ihren Duft stärker, sonst ruhen alle Blüten, die Vögel ruhen und die Bienen.

Benediktus löst den Kahn Homans von der Kette und läßt sich von dem trägen Wasser seewärts tragen, dem Spiegelbilde des Mondes nach.

Jetzt klingen die Gläser an Van den Endens Tisch. Berühmte Gäste bitten Clara Maria. Dann ertönt die Harfe und ihre Stimme, die zarte Stimme. Im Obergeschosse ist kein lauschendes Ohr mehr.

Die Einsamkeit ist ein dichter Mantel, und doch friert das Herz darunter.

Für den Einsamen spannt der Mond Silbersaiten von Horn zu Horn, er läßt das Heimweh mit weichen Fingern darüber gleiten.

Mancher glaubt seine Heimat gefunden zu haben, wenn die Sonne ihr Staatskleid mit hundert Farben und Düften über die Erde breitet, so daß die Vögel jubeln und die Bienen vor geschäftiger Trunkenheit nicht wissen, welchem Wohlgeruche sie folgen sollen. Wenn aber das Sonntagskleid verglommen ist und der matte Samt auf allem liegt, die Sterne wie Tränen blinken, dann geht manch eine Sonntagsheimat verloren.

Mit hohen Stiefeln, deren Stülpe weit hinunterfallen, tritt Johannes Keezer sporenklirrend ein. Er trägt einen braunen Wams aus besticktem Flammet, darunter einen rotgeblumten Hemdrock. Seinen Schlapphut schwenkt er zur Erde und stößt dabei die Silberspitze seiner langen Degenscheide in die Tür.

«Ihr seid in der kurzen Zeit ein gewaltiger Kavalier geworden, Johannes.»

«Ich bin bereits immatrikuliert und habe auf das Zepter der hohen Schule geschworen. Doch, mein verehrter Magister De Spinoza, wo kann ich in diesem Hause wohnen?»

«Hier in der Kammer ist Platz, falls Ihr wirklich diese Behausung mit mir teilen wollt. Ich habe nicht das Herz gehabt, die Bitte Eurer guten Mutter abzuweisen.»

Johannes öffnet die Kammertür und schaut lange, nachdenklich in den kargen Raum. Benediktus beobachtet ihn von seiner Schleifbank aus nicht ohne Belustigung. Die theatralische Art des guten Jungen scheint kräftig in Saft geraten zu sein seit diesem Frühling. Und doch ist Johannes der erste leibhaftige Gruß aus der Amstelstadt und er ist ein Teil des Singelhauses gewesen; bei der Eunuch-Aufführung haben seine Äuglein so gläubig und anbetend an Clara gehangen.

Johannes stöhnt tief auf:

«Hier also sollst du Frieden finden, armer Casearius!»

«Hier sollt Ihr vor allem Euer Gehirn in Schwung bringen, das scheint Meutje Katrijn zu wünschen, lieber Keezer!»

Johannes wendet sich schimmernden Blickes zu Spinoza.

«Magister, auch ich habe darum gebeten in der Einsamkeit leben zu dürfen.»

Er preßt die Hände auf den geblümten Hemdrock, zwei dicke Tränen rollen über sein rundes Gesicht.

«Johannes Casearius hat sein Vaterhaus nicht leichten Mutes verlassen gleich den anderen Studiosis oder wie Ihr wähnt. Ich flüchte in die Arme der Wissenschaft. Aus den Brüsten der Alma mater will ich Lethe saugen.»

Er fällt auf die Knie, legt schluchzend seinen Kopf auf den staubigen Kittel des Brillenschleifers.

«Gebt mir von Eurem Frieden, Mijnheer de Spinoza, sie hat sich mit ihm verlobt!»

Unter Schlucken und Würgen erzählt der Student, wie er der Domina seine Liebe gestanden habe, sie aber aus dem Lachen nicht herausgekommen sei, wie Kerckrinck eingetreten sei und die beiden sich als verlobtes Paar präsentiert hätten.

Benediktus ist ernst geworden. Einer Leidenschaft hatte er den ungeschlachten Johannes nicht für fähig gehalten.

«Soll ich Euch raten, Johannes? Laßt das Dornenholz der Wissenschaft liegen, bis Ihr auf anderem Wege Ruhe gefunden habt. Setzt Euch auf ein Schiff Eures Vaters, segelt in die Welt. Seid Ihr einmal ein tüchtiger Seemann geworden, könnt Ihr noch immer in die Arme der Alma mater zurück.»

Johannes steht auf, starrt De Spinoza ungläubig an.

«Ihr laßt Euch von einer Meinung täuschen, Johannes. Auch die Wissenschaft ist eine Frau, sie duldet kein andres Weib im Herzen ihrer Jünger.»

«Schickt mich nicht fort! Ihr werdet mich schon zum Rechten führen! Ich weiß keinen Ausweg. Erst wenn ich nach Amsterdam zurückkehre, berühmt wie Euer Freund Lodewijk Mayer oder ein andrer Eurer Freunde, dann wird sie nicht mehr lachen und ihr Vater wird sich vergeblich bemühen, daß ich an seinem Tische esse.»

«Mit Undank beginnt Ihr einen neuen Weg.»

«Verzeiht mir, ich bin verwirrt, gekränkt, verachtet, verstoßen. Helft mir!»

Nur wer die Menschen als Menschen sucht, meistert die große Kunst, sie vom Leibe zu halten, er lernt sie einschätzen.

Für den Einsamen aber sind die Menschen gleich dem Farbenspiele der Blumen, dem Unschuldstreiben der Tiere, dem Reigen der Wolken und Gestirne, ein Traumreich, darin seine Sehnsucht webt, denn der Einsame ist überreich an Liebe.

Benediktus holt sich immer neue Enttäuschung von seinem Hausgenossen. Die Gier nach Wissen und Ruhm um einer verschmähten Liebe willen ekelt ihn an, doch wartet er besorgt bei Winternacht und Schneegestöber, wenn der Scholar noch nicht von Leiden heimgekehrt ist. In solchen Stunden glaubt Benediktus unter all dem üblen Qualme eine lautere Flamme zu entdecken. Um dieser Flamme willen erträgt er die peinigende Ungeduld seines Schülers.

Casearius rühmt sich in Leiden der Gemeinsamkeit mit dem gerüchtumsponnenen Rijnsburger Philosophen. Mit offener Bitte und stumpfer List sucht er dem Meister die neue Lehre zu entlocken, so trotzig und verbissen, daß Benediktus erschrickt. Aber immer wird er auf den langen, erschöpfenden Weg zurückgewiesen.

Er kann tief in die Nacht über den Thesen brüten, die ihm sein Meister stellt, allein Benediktus forscht vergeblich nach einem Funken eigenen Schauens in dem Begierigen.

Die Ursprünglichkeit und Unerlogenheit dieser Leidenschaft allein machen ihn geneigt, den Scholaren länger um sich zu dulden, denn alles Echte, wäre es auch häßlich, überwältigt. Er pflanzt Hoffnung um Hoffnung in den Schüler und sieht sie alle verkümmern. Er beendet das Diktat seiner Descartesdarstellung für ihn. Bei der Besprechung stößt er auf Unbeholfenheiten in der Begriffsbildung, daß er den Versuch aufgibt. Er diktiert eine Einführung in die metaphysischen Begriffe nach scholastischem Muster, allein Johannes will das Neuere, das Letzte, er will Spinozas Lehre hören. Geheimnisvolle Andeutungen, die in Leiden verlauten, haben ihn doppelt lüstern gemacht.

Da sagt ihm Benediktus eines Tages voll Unmut, er halte ihn nicht für fähig, die neue Lehre zu verstehen. Casearius beginnt den Meister zu hassen. Er verwünscht ihn heimlich. Könnte er ihn gewaltsam zwingen! Und er fürchtet ihn, wie einen Zauberer, der allein den Spruch kennt, vor dem sich der Berg öffnet. Jakob Vechters teilt diese Furcht. Casearius besucht den Romschwärmer um so öfter, je mehr Benediktus sich von ihm zurückzieht.

Im Frühlinge erhält der Student nur mehr zur festgesetzten Stunde Unterweisungen, sonst bleibt die Tür des Meisters vor ihm verschlossen. Und der Junge weiß, wenn er die Schleifbank im Mittelzimmer verlassen findet, daß der Meister hinter einer Tür liest oder schreibt. Ein neues Werk entsteht dort für die Amsterdamer Freunde, auch das Descartesdiktat war nach Amsterdam geschickt worden.

Er schleicht auf den Zehen näher und lauscht dem Quarren des Gänsekiels. Sollte Vechters recht vermuten, daß ein Teufel im Tintenfasse De Spinozas steckt und ruchlose Lehren aus des Meisters Feder fließen! Vechters hat einen Raben aus dem Rauchfang flattern sehen, groß wie ein Mühlenflügel und mit gräßlichem Krächzen; es war eine böse Vorfrühlingsnacht, und die Fenster De Spinozas haben noch geleuchtet. Nie bekommt er ein Wort von des Meisters Hand zu Gesicht, alles Schriftwerk liegt in der Truhe. Wenn er einmal den Schlüssel fände!

Er schleicht in seine Kammer, lehnt sich an sein Schreibpult, rafft den Radmantel um die verschränkten Arme und sieht voll kalter Majestät auf den Boden nieder: dort kniet De Spinoza und ringt bettelnd die Hände. Aber er, im Besitze der geheimen Lehre, vernichtet überlegen ein jedes Wort des Teufelsgespinstes. Wie sich der Jude unter der Sonnenklarheit windet! Die gotteslästerliche Fratze tritt zutage, die Spinoza unter Sanftmütigkeit verhehlt. Casearius weist dem Entlarvten die Tür. Dabei gerät er in solche Erregung, daß er laut aufschreit und am Klang seiner eigenen Stimme erwacht.

Dann ist ihm doppelt elend. An solchen Tagen dient er dem Meister demütig, und Benediktus erbarmt sich aufs neue.

Im Sommer erhält das Homan-Haus häufig Besuch: De Vries, Mayer, etliche, die in den Freundeskreis neu aufgenommen waren, und auch manche Leidener Herren, auch Scholaren. Benediktus pflegt die Befreundeten bis Endegeest zurück zu geleiten.

Dann kann Casearius selten der Versuchung Herr werden, an der Truhe zu rütteln, das Schloß zu erproben und vorsichtig unter den Papieren in der Schreiblade zu stöbern.

*

Ein trüber Spätsommertag netzt das schwankende Lederdach einer Karosse mit dünnem Sprühregen. Die Karosse fährt dem Vliet entlang und hält vor dem Seitengäßchen des Homan-Hauses. Ein Herr mit blendenden Seidenstrümpfen und Silberspangenschuhen steigt behutsam aus dem Verschlage auf einen vorspringenden Ziegel und erteilt dem Kutscher Weisung. Er hüllt sich dichter in den rauschenden Mantel und strebt von Stein zu Stein, ängstlich bemüht, seine schlanken Korduwansohlen nicht allzusehr zu befeuchten.

Vor dem Homan-Hause zieht er ein goldgefaßtes Doppelglas und mustert die kärgliche Fassade. Er liest den Giebelstein und lächelt ermutigt.

Durch die Tür des Brillenschleifers dringt schnarrendes Kreischen. Der Herr zögert von neuem, dann aber pocht er mit dem Goldknauf seines Stockes laut, um sich vernehmlich zu machen. Casearius öffnet.

»Melde Er mich Herrn De Spinoza — Sir Henri Oldenburg.«

Benediktus begrüßt den vornehmen Gast und hebt, um den Besucher rasch abzufertigen, eine flache Lade auf den Tisch.

»Ihr wünscht Linsen zu sehen, Mijnheer. Hier ist alles, was ich gegenwärtig besitze. Dies ist meine wertvollste, eine

Schwesterlinse besitzt Herr Christian Huyghens; sie ist nach den Angaben des Gelehrten geschliffen.»

Oldenburg beugt sich über die Sammlung und nickt beifällig. Dann blickt er auf und mustert den Schleifer, der sich an der Bank zu schaffen macht.

«Mijnheer, ich habe Euch nicht um Eurer Schleifkunst willen aufgesucht.»

Benediktus wendet sich dem Gaste zu.

«Ich bin Sekretarius der königlichen Gelehrtengesellschaft zu London. Auf einer Rückreise von Deutschland raste ich bei meinem Vetter Coccejus — der Name dürfte Euch bekannt sein. Hier habe ich von einem Traktat gehört, als dessen Autor Ihr bezeichnet werdet, der aber nur geheim handschriftliche Verbreitung findet. Einige Ansichten dieses Traktats haben mich bewegt. Ich erbitte Eure Verzeihung, wenn ich durch meinen Besuch Störung verursache.»

«Nehmt mit meinen geringen Büchern und Instrumenten eine kurze Zeit vorlieb. In diesem Kittel ist ein Gespräch von anderen Dingen als Schleifereien unmöglich.»

Nach einer Weile bittet Benediktus seinen Gast ins Nebenzimmer. Ein Krug leichten Weines und zwei Becher stehen bereit. Oldenburgs höfliche Gönnermiene wandelt sich. Er kennt wenig Gelehrte, die so schlicht und doch so sorgfältig gekleidet sind. Die Armut der Einrichtung scheint eher stoische Gesinnung als Mangel zu verraten. Die feinen Hände des Herrn De Spinoza wissen den Wein anmutig zu kredenzen, man schmeckt seinen geringen Wuchs nicht.

Sir Henri Oldenburg fühlt Veranlassung zu weiteren Entschuldigungen, da er so unvermittelt ins Haus falle — er hätte vorerst um Erlaubnis bitten sollen. Benediktus überhört und erkundigt sich nach der eigentlichen Ursache des auszeichnenden Besuches.

Sir Henri Oldenburg hat seinen Ausflug trotz des verächtlichen Achselzuckens seines Vetters unternommen, um ein Kuriosum zu sehen. Er hat keine anderen Erwartungen gehegt, als er einem weitgereisten Seemanne entgegenbrächte,

den man um eines sonderbaren ausgestopften Tieres willen besucht — oder einem staubigen Liebhaber, bei dem man seltene Folianten und Stiche besehen will. Seine Reise in Deutschland und Holland hatte wenig Merkwürdiges geboten. Die seltsame Lebensgeschichte des jüdischen Häretikers war ihm bekannt. Nun, da er sich den großen Augen gegenüberfühlt, wird er unsicher. Benediktus kommt ihm entgegen. Er spricht von dem berühmten Landsmann Oldenburgs, Bacon von Verulam. Und sie finden allmählich Brücken. Ihre Begriffe legen die Schleier der Persönlichkeit ab. Ihre Worte schlüpfen in die Gedankenkette des anderen und fügen sich als haltbare Glieder ein. Oldenburg erwärmt sich, er spricht begeistert. Benediktus wird immer knapper und schärfer. Endlich genügt ein Wink, ein Blick, den Gast zu überzeugen oder zu enttäuschen. Sie spüren das Verwandte ihres Geistes, aber sie erkennen auch weit höhere Schranken, die zwischen ihnen aufwachsen, vor denen sie achtungsvoll schweigen.

Oldenburgs Anschauung wurzelt in der praktischen Philosophie des Engländers: Unbedingte Herrschaft des Lebens ist ihr Ziel, Abstraktion, die über die Erfahrung hinausgeht, ist ihre Furcht, sie liebt Gott, weil sie ihn nicht entbehren kann.

Sie sprechen endlich auch von Gott. Oldenburg wird neugierig und befangen.

Der Himmel lichtet seine Schleier. Die untergehende Sonne hängt einen goldroten Teppich über Wand und Truhe. Vor der Tür knistert die Diele. Casearius preßt seine Faust in den Mund, daß ihn sein Atem nicht verrate. Er zittert am ganzen Leibe: der Meister spricht von Gott! Aber nur halbe, unzusammenhängende Worte dringen heraus. Casearius wagt nicht, sein Ohr fester ans Schlüsselloch zu drücken.

Oldenburgs Stimme ist lauter: er vermißt in der Definition Spinozas den Beweis der Existenz.

Der Meister entgegnet: «Gott ist unerweislich, wir haben keine Gleichnisse für ihn, seine Wahrheit ist unmittelbar.»

Casearius taumelt zurück. Die Augen irren ihm. Um den Mund zuckt ein höhnisches Lächeln. Die Stube wirbelt. Er tappt in seine Kammer zurück.

Oldenburgs Fragen verraten Bestürzung. Aber Benediktus antwortet leise, innerlich bewegt, mit leuchtenden Augen. Seine Begriffe sind klar und rein, kein Mißton verwirrt sie, keine Unentschiedenheit trübt sie.

Sir Henri Oldenburg weiß sich nur mühsam zu fassen. Nie noch sah er so fürchterliche Kühnheit, nie noch so heilige Liebe. Er ist erschüttert.

Als die Sonne hinter den Dünen versunken ist, wandern sie beide gegen Endegeest. Weiße Schleier hüllen das trunkene Land. Der warme Dunst ermattet den Laut zum Geflüster. Die Segel flauen. Die Mühlen ruhen. Von den Weiden fallen hier und dort verhaltene Tropfen.

Sie sprechen wenig, gleich Menschen, die einander viele Jahre kennen und schweigend einig sind.

Noch vor Endegeest besteigt Oldenburg seine Karosse. Ein sanftes Glück liegt auf seinen Zügen.

Wie Benediktus sich der Wohnung nähert, gewahrt er Lichtschein in seinem Zimmer. Er lugt durchs Fenster und prallt zurück. Dann tritt er hastig ein, reißt eine Retorte vom Ofen und stößt die Tür des Studierzimmers auf. Seine Stirnadern sind hoch geschwollen.

Casearius schreit. Die Blätter eines Manuskripts fallen in die Truhe, deren Deckel aufgebrochen ist.

Casearius starrt in die zornigen Augen, dann beugt er sich langsam und stöhnend vor, kreuzt die Arme über dem Kopf, den Streich zu erwarten.

Benediktus läßt die Retorte sinken. Sie gleitet aus seiner Hand auf die Fliesen. Seine Lippen sind weiß und zittern.

«Dieb!»

Casearius wimmert.

«Dieb — erbärmlich!»

Casearius hebt die Augen, streckt die Hände gegen ihn. Benediktus glaubt Zacuto vor sich zu sehen.

«Steht auf! Noch heut verlaßt Ihr meine Wohnung!»

Casearius bleibt auf dem Boden. Seine Brust keucht, seine Lippen klaffen.

«Ihr ... Ihr habt mich dazu gebracht ... Eure Verachtung hat mich zertreten ... wie ein Hund hab' ich Euch gebeten um einen Bissen! Jedem Fremden werft Ihr einen Brocken zu ... nur mir habt Ihr die Lehre vorenthalten ... ich habe wie ein Hund gebettelt!»

Benediktus wendet sich ab. Er tritt an ein Fenster des Mittelzimmers, die Erniedrigung dieses Menschen nicht mehr zu sehen. Er stößt das Fenster hoch, streift den Hut vom Kopf. Die feuchte Kühle besänftigt das Schläfengehämmer.

Der umwölkte Mond gießt gleichmäßigen, milchmilden Schimmer in den Frieden.

Casearius schlurft näher.

«Verzeihung!»

«Ich habe Euch nichts mehr zu verzeihen, Johannes Keezer. Ihr geht noch heute. Eure Sachen könnt Ihr nachholen lassen.»

«Mijnheer ... denkt an meine Mutter!»

«Ich denke an Eure Mutter, an die Mutter, auf deren Zepter Ihr die Schwurfinger gelegt habt. Das Gelöbnis ist gebrochen. Niemals wird die erhabne Mutter ihre Arme vor Euch öffnen. Wenn Ihr ehrlich werden wollt, tretet vor den Rektor und bittet ihn, Euren Namen aus den Matrikeln zu streichen.»

Keezer hebt die Arme.

«Für Euresgleichen gibt es kein Erbarmen. Ärger als der Dieb habt Ihr gehandelt, der sich vergreift, um dem Branntweine nachzugehen. Der nutzt den Raub zu einem Genusse, der seines Lebens würdig ist. Ihr wagt aber den reinen Leib der Erkenntnis mit Euren gierigen Fingern zu beschmutzen wie ein hinfälliger Lüstling.»

Spinozas Stimme zittert.

«Kein einziger Gedanke, den Ihr erschlichen meint, wird in Eurem Geiste Leben gewinnen. Tote Worte nur könnt Ihr stehlen! Daran sollt Ihr die Größe der Erkenntnis fühlen wie einen Fluch. — Ihr reitet kaum eine halbe Stunde hinüber. Ihr werdet die Tore noch offen finden.»

Casearius schleicht in seine Kammer. Willenlos gürtet er den Degen um und knotet die Börse an den Riemen. Er verläßt das Haus ohne Wort, nur dem Befehle folgend. Im Stall der Schänke sattelt er selbst seinen Braunen.

Benediktus lehnt am Fenster. Zögernd, wie ein verschüchtertes Kind, kommt der Frieden wieder in seine Brust.

Hufschlag, in der Ferne verloren.

Das Wilde versinkt. Aus dem matten Weben der Nacht leuchten die ehrfürchtigen Augen des neuen Freundes.

Eine Glückswelle flutet durch seine Brust: das Häßliche flieht von ihm, die Frommen neigen sich ihm zu.

Er kann kaum Genügen finden, seine Gedanken in immer härtere und erschöpfendere Form zu pressen. Goldschmiedekunst wird sein Denken, stets neu durchglüht, stets neu durchhämmert, klarer geprägt und gewichtiger.

Als der sanfte Kaufherr De Vries um Ostern nach Hause zurückkehrt, trägt er neben Glaslinsen, deren Verkauf er besorgt, eine neue Abhandlung: «Über die Aufrichtung des Verstandes» — mit sich. Er kann die Stunde kaum erwarten, in der er sie dem Kollegium vorlegen wird.

Adriaan und Mayer üben ihren ärztlichen Beruf in Amsterdam. Von Jarig hört man nichts. Jan Pietersz ist gestorben, er hat ein Traktätchen über die letzten Gottesgedanken und Gottesdinge veröffentlicht: «Gott lebt in mir, um mich und durch mich ...» Sie haben ihn dieses Schriftchens halber aus der Glaubensgemeinschaft gestoßen, er sollte auch von Enkhuizen verbannt werden, da ist er in die große Verbannung gegangen, einig und treu dem großen Gott, den er geliebt hat.

«Adriaan läßt sagen, daß er mit Lodewijk zur Kirmes

kommen wird. Lodewijk übersetzt Corneille und erwirbt sich manche Freunde und Neider mit seinen Gedichten. Adriaan schreibt ein Wörterbuch, das er Blumhof nennen will. Er baut dem Freimut weite Tore und will den Menschen das Wahrheitslicht anstecken.»

Wenn Simon von seinen Freunden spricht, leuchten seine Augen. Ihm ist es selbst versagt, an dem großen Tempelbau der Philosophie und Kunst werktätig Hand anzulegen, aber er ist voll Freude und Ehrfurcht, sein Herz klingt mit jedem hohen Worte.

Die liebevolle Stimme Simons tut Benediktus wohl. Es geht immer eine leise Sehnsucht mit, wenn der Freund Abschied nimmt.

*

Vom Frühjahr bis zur ersten Kornfuhr hat der Hollandbauer ein hartes Leben, denn seine Söhne sind zumeist auf See. Die wenigen, die im Lande bleiben, müssen tüchtig dahinter sein. Vom Pflügen, Säen und Stecken, über Schafscheren und Flachshaspeln hinweg, bis in den reifen Herbst hinein hat der Hollandbauer ein hartes Leben.

Ist aber dann Scheune und Dach voll vom Rohstoff für die Winterarbeit, sind Wolle und Käse, Kohl und Artischocken zu gerechten Preisen an den Mann gebracht, dann will er drei lustige Tage für sich und sein Haus. Und seine starken Arme fahren fröhlich in den Sonntagswams.

Drei Tage Kirmes! Die reformierten Kanzelherren rümpfen die Nase über das papistische Fest, hie und da lassen sie ein gewürztes Wörtlein über den Mißstand von der Kanzel fallen. Kirmes — drei Tage nach Väterbrauch!

Die Bäuerin flicht ihre goldgetriebene Kopfschale in das spärliche Blondhaar, faltet die flandrischen Kanten darüber und steckt Nadeln mit guldengroßen Knöpfen aus Silberdraht vor die Ohren. Ihre bauschigen Seidenröcke rauschen über die blanke Flur, in der es nach Gesottenem und Gebratenem duftet.

Auch Mägde und Knechte gehen stattlich her. Sie sind ihrer Pflichten ledig. Den Bauern gefallen andre Gesellen für die drei lustigen Tage, Gehilfen mit flinkeren Händen, leichteren Beinen und einem unermüdlichen Maulwerk. Die sind ungerufen über Endegeest ins Rijnsburger Ländchen geschwärmt; in schwankenden Zeltwägen, daraus Geschrei von Kindern und Papageien schallt, auf den Schirmreifen hocken ängstliche Affen. Von jammerdürren Kleppern werden die lustigen Herbergen gezogen. Andere trotten hinter ihren Hundekarren in bunten Mänteln, mit struppigen Federbaretten. Die meisten schleppen sich verdrossen und schweißbedeckt mit schweren Laden und Körben auf den Rücken. Aber alle werden von den Jungen und Dirnen mit Jubel begrüßt, als seien sie würdige Potentaten. Auch die Männer und Frauen sehen das fahrende Volk vergnügt, denn wie die Schwalben den Frühling, so verkünden die: drei ungebundene, frohe Tage nach eines Jahres Mühsal.

Der dritte Kirmestag aber ist der froheste. Das weiß Adriaan, er ist mit Lodewijk Mayer am Mittage des dritten eingetroffen.

Die Aufwärterin des Chirurgen hat am frühen Morgen schon die Mittelstube gescheuert und zurechtgerückt, hat blankes Tischgerät aus Homans Truhen geholt und kalten Braten, duftendes Brot bereitgestellt, nebst einer hohen Kanne Wein. Sie hat sich lange geweigert, den Quartgulden für ihren Eifer zu nehmen, denn Benediktus steht in heimlicher Verehrung bei der Alten.

Nach dem Imbiß wandeln die Freunde in die Festlichkeit.

Die Rijnsburger Bauern sind klug. Sie sparen ihre Kräfte. Die ersten beiden Tage haben sie wacker getafelt, doch mäßig getrunken und sind am Morgen mit leidlich hellen Köpfen erwacht.

Die Haustore stehen offen, überall ist freier Blick bis in die große Stube gelassen, wo die beladenen Tische stehen.

Jedermann kann eintreten und wird von der Hausfrau willkommen geheißen.

In den ersten beiden Tagen haben sich die Stüber in den Säcken des fahrenden Volkes gesammelt.

Nun aber lehnt der Harlekin schläfrig am Narekiek, und sein Pudel, der mit der Geldschale im Maule aufwarten muß, solange ein Neugieriger die Geheimnisse durchs Gucklock betrachtet, streckt sich müßig in der Sonne. Die italienische Komödiantentruppe macht lange Pausen. Sie hat in diesem Jahre zum ersten Male die verwunderten Augen der Rijnsburger um ihre Bretter versammelt. Pierrot und Colombine, Pantalone und Dottore haben mehr Staunen als Verständnis gefunden, das Spiegelgefecht zwischen Fricasso und Scaramucia hat die Laune retten müssen. Immerhin, die Rijnsburger Bauern und ihre Gäste haben nicht geknausert, auch hat Vechters viel Wesens um die Komödie gemacht, nur die Künstler sind einigermaßen verstimmt. Noch immer füllt sich das Zelt des Monsieur Jacques de Ponteneuve. Auch die Herren und Damen von Leiden gehen nicht daran vorbei. Auf zwei Tribünen ist Unglaubliches zu sehen. Schwertschlucken und Feuerfressen sind harmlose Kinderspiele gegenüber den waghalsigen Volten, die ein Musjö über ein Holzpferd schlägt, eifrig, aber mit vielem Ungeschick von einem lustigen, dicken Partner nachgeahmt. Hoch unter dem Zeltdache tanzt ein schwarzlockiges Mädchen auf einem Seile und blickt lächelnd auf die andre Tribüne hinüber, wo ein Rudel Affen zu den Fiedelstreichen eines Tänzers Possen reißt.

Neben dem Zelte des Monsieur de Ponteneuve ist ein kleines Gerüst für einen großen Mann aufgerüstet, groß an Bedeutung. Er schlägt von Zeit zu Zeit auf eine chinesische Metalltrommel und wirft sich in Positur, die kleinen, stechendschwarzen Äuglein blitzen über die Hörer hin, er beginnt mit widerlicher Stimme:

»Messieurs, ich übertreibe nicht, ich stamme von edlem
Geblüte:

Der Wunderdoktor Äskulap, wie meine Mutter sagt, hatte die Güte,
der Gründer meines Stamms zu sein. Und Hippokrates war —
Ihr kennt ja alle den hochberühmten Mann — mein Ur-Ur-Urgroßvater gar.
Wer solcher Ahnen sich erfreut, Messieurs, das werden Sie billig nennen,
der hat alle Weisheit in den Adern und braucht nicht erst von Buch zu Buch zu rennen.
Und dennoch hab' ich alte, vermoderte Schwarten aus Babylons Zeit beschaut
und vermittels dunkler Zahlengeheimnisse ein Elixier, ein Lebenselixier gebraut.
Alle Gedanken- und Leibespein
geht da hinein.
Ich habe an Fürstenhöfen allerhöchstpeinliches Reißen,
Zwacken und Beißen,
Zucken und Ziehen
Ohne sonderliche Mühen
Durch meine wundersame, symbolische Elixier behoben:
Das zeugen allhie die Testimonien, gesiegelt und gemerkt, die meine Medizinen loben!»

Der langbeinige Famulus lächelt überlegen, streicht den breiten Rotbart, hebt seine verschlafenen Augenlider und läßt dann ein Fläschchen grünschillernden Saftes vor den Augen der Kauflustigen tanzen.

«Warum ertragen die guten Bauern das drei Tage lang», fragt Adriaan.

«Sie sind doch wahrhaft Genießende», meint Mayer. «Das Böllern und die Staatskleider werden darüber zu läßlichen Dingen.»

Adriaan drängt aus den engen Gassen ins Freie. Dort blüht die Kirmes erst, der dritte Tag.

Rijnsburg und seine Gäste ziehen am dritten Nachmittag hinaus.

Denn dort kommen Dudelsack und Geige, Baß und Flöte nicht zur Ruhe.

Über dem Vliet ist ein Seil gespannt. Davon baumelt, an den Füßen gebunden, flügelschlagend, eine fette Gans, mitten über dem Vliet. Hurtig geführte Kähne huschen drunter hin, und auf dem Trittbrett, das aus jedem Kahn hinaushängt, steht ein Knecht im Hemde. Der sieht scharf auf die Gans. Seine rechte Hand ist griffbereit gespannt. Zwei kräftige Ruderschläge, der Kahn biegt fußbreit zur Seite, die Gans schreit auf und zuckt mit dem Hals zurück, der Griff geht in die Luft, der Knecht liegt platschend im Wasser, er arbeitet sich heraus und das Ufer zittert vom Gelächter. Ein Kahn nach dem andern gleitet unter der Gans hin, fast allen Fängern kleben die triefenden Hemden am Leibe. Endlich packt einer den Kopf des müden Vogels. Ein kräftiger Ruck, das Gansgenick ist gerissen. Der Sieger schwingt die blutende Beute und hat zu vielem Lob einen fetten Braten für das nasse Hemd.

Jenseits der Scheune, in der die tüchtigen Sohlen stampfen bei Dudelsack, Geige, Baß und Flöte, donnern die Katzenknüppel. An einer langen Rute baumelt der Preis: ein silberner Messergriff. Zehn Klafter von der Marke ist eine Tonne mit offenem Deckel zwischen starke Pfosten gehängt. Drin hockt die Katz. Die Bauern schwingen mächtige Knüppel und lassen sie gegen die hallenden Dauben sausen, daß die Tonne zu taumeln beginnt wie eine Glocke. Die Katz verkrallt sich in ihr schwankendes, dröhnendes Gefängnis. Wenn die Tonne hoch fliegt, kann man die glimmenden Augen sehen. Sie brauchte nur einen kühnen Sprung und wär' aus der ärgsten Not. Der Knüppel, der ihr den Mut zur Freiheit einjagt, hätte den Preis gewonnen, aber sie verkrallt sich und erwartet fauchend das Äußerste. Das ärgert die Bauern. Sie haben alle ihren Gewinnanteil bezahlt, und dem Sieger sind von jedem vier Kannen versprochen.

Ein Reif schwirrt von der Tonne, eine Daube bricht ein, die Katz schreit kläglich auf, aber sie wagt den Sprung nicht. Da holt sich Volkert Danes einen stärkeren Knüppel. Krachend zersplittert die Tonne. Die Katz liegt mit zermalmtem Schädel auf der Erde, und die Jungen, die schon gelauert haben, sie wieder einzufangen, der sie bringt, kriegt eine Kanne voll, kommen um ihre Hatz. Volkert steckt den Messergriff ein. Auch der Tod ist ein Sprung in die Freiheit. Die drei Freunde entwinden sich dem Gewühl. Mayer will noch vor Abend im Löwen zu Leiden sein.

Adriaan bleibt stehen. Er reicht Mayer die Hand.

«Wartet im Löwen, bis ich nachkomme, morgen. Für heut fahr wohl, steifnackige Doktorwürde, bleichsüchtige Gelehrsamkeit! Ich will mich satt trinken an der Bauernlust. Leben trinken wie Josuas Erwählte den Mund am Quell. Zu Euch, Spinoza, komm ich noch.»

Er verschwindet unter den Bauern.

«Nirgends hat er genug. De Spinoza, wenn Ihr lesen werdet, was er in seinem Blumhof gewagt hat, selbst Ihr werdet staunen.»

Sie wandern gegen Leiden, Endegeest scheint ausgestorben. Für Adriaan ist an einer vollbesetzten Bank noch ein Platz zurechtgerückt worden. Er hat ein Dutzend Flaschen auffsetzen lassen.

Die Männer erlassen sich die Mühe, den Wein zu schenken, sie schütten ihn aus dem Flaschenhals ins Maul. Wenn sie singen, entwinden ihnen die Weiber die Flaschen, ihre Gläser zu füllen. Aus den Gesichtern sprüht dunkleres Feuer, die Augen erstarren.

Eine Dirne faßt Adriaan an der Schulter und lallt. Sie will mit dem Stadtherrn tanzen, denn ihr Bursche wird faul.

Die weite Scheunentenne ist zu klein. Über ihr wallt heißer Dampf, erstickend, trotzdem die Tore offen stehen. Die Paare müssen sich eng umklammern, sonst werden sie auseinander geschoben. Sie walzen an den Toren vorbei und treiben den dunklen Winkeln zu. Dort stockt die Bewegung.

Die nassen Wangen schmiegen sich aneinander, und die Brustkästen pressen einander. Die Augen verglasen.

Adriaan atmet hoch, als er das Freie gewinnt. Seine Tänzerin hat sich an einen anderen gehängt. Er geht zum Tisch zurück. Der Bursche, dessen Dirne ihn weggezogen hat, tölpelt ihn an, gibt sich aber mit einer frischen Kanne zufrieden.

Die Bauern scheinen ermuntert. Von allen Seiten trinken sie ihm zu. Möchten wohl sehen, ob die Amstelmäuler auch was vertrügen!

Adriaan läßt neuen Wein anfahren, desgleichen die Bauern. Sie werden sich nicht spotten lassen: reiche Rijnsburger und so ein Stadtmaul! Die Weiber trinken um die Wette mit. Bald fließt der Tisch über.

Adriaan weiß die Ehre der Amsteljungfrau zu wahren. Die Männer sind tüchtig, aber sie werden allmählich doch matt. Ihre Hände sinken aus den Brusttüchern und von den prallen Hüften ihrer Nachbarinnen. Die meisten nicken über der tropfenden Tischplatte ein, ehe noch der Tag verloschen ist.

Die Weiber und Mägde halten besser stand. Sie zechen vorsichtig und verlachen den halben Rausch.

Auch die Kinder schlafen betrunken im Grase.

Dann wecken die Windlichter ein Gefunkel in den stumpfen Augen. Von allen Seiten blitzen bewundernde und begehrliche Blicke auf Adriaan hin. Ihre tapfersten Kerle haben es aufgegeben, ihn unter den Tisch zu trinken.

Er singt den Rijnsburger Weibern neue Lieder, er erntet unmäßiges Gelächter für seine Scherze. Die zarten Dirnlein seufzen, wenn sein Auge sie streift. Und er ist unerschöpflich. Unbändige Lebenslust entströmt ihm und hüllt sie alle in seine Trunkenheit, er rafft sie mit sich, wie ein Sturm den Regen fälliger Blüten. Wenn er lacht, jauchzen sie, flicht er ein trauriges Liedchen ein, zerfließen sie in Tränen, stimmt er ein Trinklied an, so meinen sie zu verdürsten, und seine Liebeslieder machen sie alle zittern.

*

Adriaan findet Benediktus schon am frühen Morgen vor der Schleifbank.

«Wo habt Ihr geschlafen?»

«Im Heu!»

«Die Kammer war für Euch bereit.»

Adriaan lacht auf und streckt seinen Körper im Wohlgefühl der Erinnerung.

«O Meister Benediktus! So starke, sonnenbraune Nacken und Arme, so milchweiße Brüste blühen hier zu Lande! Wie seid Ihr zu beneiden.»

Benediktus beugt sich errötend über die Schleifarbeit.

«Das müßt Ihr mir erst entdecken, Adriaan, und ich bin im dritten Jahre hier.»

Adriaan wischt mit den roten Händen über Stirn und Wangen.

«Ihr ruft beizeiten zur Vernunft. Immerhin, ich kann beruhigt heimreisen, durchlüftet an Leib und Seele. Bald werde ich Euch meinen Blumhof schicken.»

«Mayer hat erzählt.»

«Der fürchtet sich jetzt schon vor dem Buch.»

«Ihr müßt Eure Kraft an die Zügel führen, Adriaan.»

«Das sagt Ihr mir? Der freieste Geist in den Niederlanden! Ich kann mich nicht zwingen und will nicht.»

«Die Wahrheit hat leise Sohlen. Wollt Ihr mit Katzenknüppeln gegen den Wahn? Er wird Euch sicher entwischen und Ihr werdet nur Empörung davontragen.»

«Ich will ihn samt der hallenden Tonne zerschlagen wie Volkert Danes. Ihr habt mir einmal ein Wort gesagt, Benedikt, das ist mir ins Herz gedrungen: ‚Nur die Religion ist wahr, zu der sich alle Menschen bekennen.' Wollt Ihr mir nun verwehren, wider das zu kämpfen, was die Konfession von der Religion trennt?»

«Meine Lehre sucht keine Konfession, sie ist Erkenntnis. Kein Baumeister bin ich, der Dogmensteine aufeinander setzt, um ein Gefängnis zu bauen, darin die Seelen schmachten, sondern ein Enthüller. Der große Wahrheitstempel steht seit

Ewigkeit. Wir können der Gott-Natur nichts nehmen und nichts hinzufügen. Selbst der irrende Wahn ist notwendig und hat seine Zeit. Von innen, aus dem eignen Selbst heraus, muß sich das höhere Leben entwirken. Adriaan, was sollen wir mehr, als den Wahrheitsweg vorauswandern! Sie müssen alle folgen, denn in ihnen allen lebt Gott, sie werden, sie müssen einmal.

Daß sie dessen noch nicht bewußt sind, nicht bewußt sein können, schafft uns kein Recht, sie ihrem Glauben zu entreißen. Sie würden sich nur selbst verlieren und an der Liebe sündig werden.»

Adriaans Stirne verdüstert sich unwillig.

«So kann ich Euch nicht hören, heute noch nicht. Wir stehen in der Blust unserer Mannheit. Mir glüht das Schwert in den Händen. Ich muß zuschlagen.»

«Tut, was Ihr verantwortet. Es wäre Vermessenheit, wenn ich gegen Eure Natur ankämpfte. Wir vermögen beide nichts wider uns.»

*

Im Winter wird Benediktus von einem hitzigen Bluthusten befallen. Täglich humpelt Homan die Holzstaffeln hinab, seine Schnepper und Binden unter dem Arme, aber der Kranke ist nicht von der Heilsamkeit der edlen Schröpfkunst zu überzeugen trotz der Begeisterung des Chirurgen.

De Vries scheut die Winterunbill nicht, besucht den Freund und bringt von Koerbagh Ratschläge und eine Konfitüre aus Rosenblättern, die Benediktus einige Erleichterung zu bereiten scheint.

Der Freundeskreis hat beschlossen, seinen Meister aus der feuchten, ebenerdigen Wohnung des Homan-Hauses zu bringen, und Benediktus fügt sich dem Rate umso lieber, als der geheimnisvolle Ruf, den er in Leiden genießt, ihm vielen, lästigen Besuch bringt.

Er wünscht zwar die Nähe einer großen Stadt, daß die

Ereignisse der Zeit nicht unerkannt an ihm vorüberzögen, aber Amsterdam will er meiden. Er muß mit dem Heller rechnen. De Vries rät Voorburg beim Haag, dort kennt er wackre Leute.

Und im April führt Benediktus seine geringe Habe nach Voorburg in zwei luftige Mansarden des Malers Daniel Tydemann.

Homan hatte zunächst im Zorn über die Treulosigkeit seines Schachpartners die Tür vor ihm verschlossen, so daß etliche Sonntage vor dem Umzuge das Spieltischchen in der Fensternische unbenutzt stand. Erst als der Wagen vollbepackt vor der Haustüre steht, steigt der wacklige Alte nieder und umarmt unter vielen Tränen seinen scheidenden Hausgenossen. Auch Van der Kodde und andere Kollegiantenbrüder kargen nicht mit herzlichen Worten und Händedrücken.

Benediktus ist nach seiner Übersiedlung einige Wochen in Amsterdam gewesen. Seine Begründung der Cartesianischen Lehre liegt unter der Presse des Jan Rieuwertsz am «Dirk van Assensteg», von wo aus über die ganze Welt Freigeisterei geht. Lodewijk Mayer hat ein Vorwort geschrieben und Johannes Bouwmeester preist in einem Geleitgedicht die Ebenbürtigkeit Spinozas und Descartes. Das Kollegium der Spinoza-Freunde ist gewachsen wie ein gesunder Wurzelstock, der nach allen Seiten hin kräftige Triebe streckt. Im Singelhause ist ihm zu Ehren ein Fest gegeben worden.

Aber Benediktus fühlt sich vereinsamt. Die vielen Freunde beunruhigen sein Gewissen. Die Amstelstadt scheint ihm einem gefallsüchtigen, alternden Weibe gleich, das Wert und Unwert mit der Schmutzschale der Schmeichelei mißt.

Und doch trägt er die stolzeste Gewißheit mit sich in die Voorburger Stille: seine Lehre hat nährenden Boden gefunden, sein Name erfüllt die Verheißung.

Der kühne Plan liegt geometrisch scharf gerissen vor seinen Augen. Der Grund, auf dem sich seine «Ethik» hebt, ist das Sehnsuchtsland. Er erkennt voll staunender Freude, daß er mit Kindessohlen schon das heilige Land betreten hat, damals, als es ihm fern noch und verschleiert erschienen ist.

Während die gelehrten Theologen, die Coccejaner zu Leiden und die Voëtianer zu Utrecht, einander um Descartes und der Konfession willen in den Puderperücken liegen, ist im Rijnsburger Ländchen der große Gott Giordano Brunos aus seinem Geheimnisdunkel getreten und hat sein Herz dem Liebesbrand eines Brillenschleifers geöffnet. Sie mögen um den bunten Rock würfeln. Du hast mich gesehen, Benediktus, mit den Augen meiner Seher, sei gesegnet, mein Sohn.

Heilige Stunden, die über Voorburg schweben und sich an den Mansardenfenstern des Tydemannschen Hauses niederlassen mit Engelsflügeln!

Benediktus bereitet den Menschen den Gottesweg, der aus dem Glaubenswirrsal führt und des Lebens in Gottes Ewigkeit teilhaftig macht.

Nur wenige Menschen folgen ihm, doch diese wenigen gehören zu den besten der Zeit.

Mit Oldenburg steht er in regem Briefwechsel. Das Amsterdamer Kollegium weiß in steter Verbindung mit ihm zu bleiben. Die Freigeister des Haags suchen das Tydemannsche Haus. Die Darstellung der Cartesianischen Prinzipien hat auch im Auslande weite Verbreitung gefunden. Kein reisender Gelehrter unterläßt den halbstündigen Weg vom Haag nach Voorburg, um den merkwürdigen Glasschleifer kennen zu lernen.

Trotz alledem ist Voorburg über den vielbesuchten Gast wenig erfreut, und Meister Tydemann hat manche Anfechtung seines Freimutes zu bestehen und häufigen Gewissensfragen gerecht zu werden.

*

Und Holland?

Wohl herrschen deine Schiffe über die Meere und Üppigkeit des Friedens lagert sich um deine Glieder — siech bist du dennoch. Dein Hirn steht gegen dein Herz auf und dein Blut gegen die Kraft deiner Nerven.

Dein Kopf ist der Haag, Jan de Witt dein lauschender, spähender Sinn. Amsterdam ist dein Herz, sein Volk ist ein Gleichnis für Hollands Volk, für Hollands Blut, für seine Sehnsucht.

Zwar stehen die Regenten und Häupter zur Art Jans de Witt und hängen der Republik und Geistesfreiheit nach, doch dein Blut, Holland, pulst unmutig gegen die Kraft deiner Nerven.

Ungeduldig blickt das Volk auf den vierzehnjährigen Oranierprinzen, allezeit bereit, für den stillen, blassen Knaben die höchsten Würden zu fordern. Von den Prädikanten wird es zum Unfrieden verhetzt.

Zehn Jahre hat der Ratspensionär gegen Mißtrauen, Widerwillen und unzeitige Wünsche gekämpft, er steht auf dem Gipfel seiner Kraft, allein die Könige Europas belauschen den alten Hader in Hollands üppigem Leibe. Comte d'Estrades ist von dem Sonnenkönig abgesandt, die Handelsrepublik zu durchspüren, und der ehrsüchtige Stuart hat die Wohltaten Hollands vergessen. Aber noch scheuen alle den Blick Jans de Witt.

Furcht und Grauen fällt über Hollands Herz. Aus allen Offizinen quellen Pamphlete und Flugblätter, die den Weltuntergang verkünden. Die Astrologen haben eine fürchterliche Konjunktion der Planeten im Zeichen des Schützen berechnet.

Gegen die Herzensbangigkeit kämpfen die Regenten vergebens. Und die Prädikanten erläutern in überfüllten Kirchen die apokalyptischen Bücher.

Scheu betritt man die Judenbuurt. Daß die Juden mit dem Weltende in naher Verbindung stehen, ist nicht zu bezweifeln. Aus der Levante bringen Kauffahrer die Nachricht, daß sich die Kinder Israels um einen Zabbatai Zevi sammeln. Jüdische Väter und Brüder schreiben ihren Familien nach Amsterdam unter Beschwörungen, alle Habe zu veräußern und zu kommen: „Der Messias lockert das Schwert in der Scheide! Das Reich ist nicht mehr ferne!" Die Sehnsucht brennt auf, die Juden bestürmen die Levantefahrer um ihre Briefschaften. Jede neue Kunde wird im Triumph nach Beth Israel getragen und verlesen. Chacham Manasse und Rabbi Isaak Naar predigen den Auszug, ihre begeisterten Hörer drängen sich noch auf der Straße vor den offenen Tempeltüren.

Es geschieht um Mitternacht, wenn die Judenbuurt in

tiefem Schlafe liegt, daß Männer von Tür zu Tür laufen und die Gemeinde aus den Betten pochen: «Eilt! Eilet, der Herr ist nahe herbeigekommen!» Und sie lassen nicht auf sich warten. Bald hallen von der Houtgracht her die Buß- und Jubelgesänge über die Amstelstadt hin.

Auf dem Titel der Judenbücher steht: „Im ersten Jahre des Messias."

Eine goldbetreßte Karosse, von vier Rappen in klingendem Silbergeschirr gezogen, fährt durch das Reguliertor in Amsterdam ein. Ihr folgen einige hochbeladene Karren, und voraus schreien buntlivrierte Läufer mit Schellenmützen: «Platz! Platz für die Exzellenz Franzesco Borri!»

In der Warmmußgasse hält der stattliche Zug vor einem der Häuser, die, als die Kaisersgracht noch nicht bestand, der Stolz der Amstel gewesen waren. Die Menschen drängen sich um den Wagenschlag, den ein Neger unter tiefer Verbeugung aufreißt. Ein hagerer Herr in den vierziger Jahren mit starken Brauen und langen, schwarzen Locken steigt aus. Er hält den Degen, dessen Griff von edlen Steinen funkelt, weihevoll vor sich, und die beiden Läufer knien neben dem Haustor nieder. Die Exzellenz schlägt mit dem Degen das Kreuzeszeichen.

Bald steht Franzesco Borri inmitten aller Neugier. Wenigen gelingt es, Eintritt in sein Haus zu gewinnen. Nur den hervorragendsten und reichsten Bürgern und Edelleuten.

Nachts kann man durch die dicken, gepreßten Scheiben der Flurfenster das Feuer glühen sehen. Es ist ein chimischer Ofen gebaut worden. Fremdländischer Wohlgeruch strömt durch die Türritzen. Dem Schornsteine entquellen grüne und blaue Wolken. Die Exzellenz ist dem Stein der Weisen nahe.

Am Sonntage zeigt sich die Exzellenz. In wallendem Mantel, köstlich behängt, den schweren Degen an der Seite schreitet sie würdevoll über den Dam. Ein Zwerg und der

Mohr folgen mit dicken Gesangbüchern. Die Exzellenz dankt keinem Gruß. Mit gesenkten Lidern geht sie stracks auf die Neue-Kirch zu, dort liegt sie in brünstigem Gebet und lauscht mit verklärten Blicken den Worten des Prädikanten.

Man hört von wunderbaren Kuren. Die Geheilten preisen Borri, schon um den fürstlichen Lohn zu nennen, den er fordert und erhält. Der Kredit der begnadeten Kranken steigt. Wenige vornehme Amstelbürger können das sagenvolle Haus in der Warmmußgasse vermeiden, ohne an ihrem Rufe Schaden zu nehmen.

Und die Exzellenz macht die Göttlichkeit ihrer Sendung glaubhaft. Bei den Kuren wirkt der heilige Degen das Wunder. Wer Mißtrauen hegt, braucht nur in die düstere Studierstube geführt zu werden, wo ein fauchender Leopard an einer langen Kette liegt. Vor dem Kreuzeszeichen des Degengriffs weicht die Bestie scheu in einen Winkel und läßt sich von der Exzellenz in den schrecklichen Rachen greifen.

Die Zeit der gefürchteten Konjunktion ist unaufhaltsam nahe gekommen. Die Dezembernacht, in der das Firmament unter dem Ruf der Gerichtsposaunen zu bersten und die Erde zu zerschellen droht, findet Amsterdam in starrer Ruhe. Nur die Judenbuurt strahlt von tausend Kerzen und Beth Israel schallt.

Das Spinoza-Kolleg ist im Hause Mayers versammelt. Die ersten beiden Bücher der «Ethik» gehen von Hand zu Hand. Jeder Freund liest einen Satz, dann folgen die Erläuterungsversuche, bis alle über den Inhalt einig sind.

Sonst lebt in keinem Christenhause ein Lichtschein. Schwarz, schwer und schweigend hängt die Nacht nieder. Die Amstelbürger liegen mit offenen Augen auf ihren Kissen. Mann und Frau lauschen dem Glockenspiel der Türme, Hand in Hand, treu umschlungen. Manch stumme Versöhnung wird in diesen Stunden gefunden und manch gelockerter Treubund aufs neue gefestigt: du und ich, wir gehören zueinander,

hat uns auch des Lebens Wirrnis zerworfen, wir gehören doch zueinander!

Und auch der Glockenchoral der bängsten Stunde verhallt. Die Amstelbürger sitzen in ihren Betten auf und lauschen ungläubig. Ihr Atem hebt sich, Hände und Arme lösen sich... Ein neuer Choral, ein zweiter, ein dritter — alles im alt gewohnten Maß und Klang.

Seit Jahren haben die Amstelbürger vergessen, in den rührenden Gesang ihrer Glockentürme zu lauschen. Es hat diese Nacht kommen müssen, und er sinkt zu ihnen nieder wie eine Gotteshuld voll unerschöpflicher Liebe und Zärtlichkeit.

Dann werden die Gassen lebendig, weit noch vor dem Morgengrauen. Mann und Frau finden ins Freie zu Nachbar und Freund. Sie schütteln die Hände, umarmen einander. Sie schwenken grüßend die Laternen von Ufer zu Ufer. Vor des Glockenkünstlers Hämoni Werkstatt auf der Herrengracht staut sich die Menge und singt frohe Lieder zu Ehren des Meisters.

Am Tage findet Amsterdam auch sein Gelächter wieder. Hundertfältiger Hohn über die Flugblätter des Weltunterganges! Wo ein Jude geht, stößt man ihn an: «Wo ist der Messias geblieben?» Auch die Exzellenz in der Warmmußgasse geht nicht leer aus, mancher muß die kostspielige Freundschaft zum anderen Male mit Spott bezahlen.

Aber die Hand der Prädikanten ist zu lange auf dem Herzen Hollands gelegen, ist auch das Spinnennetz gesprengt. Jan Zoet bleibt nicht der einzige, der auch nach der bangen Dezembernacht schwermütige Lieder singt, zur Herzenseinkehr ruft und davor warnt, den Judenmessias zu verhöhnen.

Im Frühjahr liegt über den Nachthimmel solche Helligkeit gebreitet, daß die Sterne verdunkelt werden. Vielleicht sieht der bekehrte Sünder Jan Zoet mit Prophetenaugen, vielleicht behalten die Prädikanten, die Feuer und Schwefel auf das Amstelgomorra herniederweissagen, recht. Das Verderben schlummert in Hollands Herzen und sein Erwachen ist fürchterlich. Aus den dumpfen Winkeln der Achterbuur-

ten, wo die moosigen Dachfirste so nahe zueinander geneigt sind, daß man die Pfeife am Nachbarfenster ausklopfen kann, kriecht es. In Fäulnis und Unrat der Armenhöhlen ist es großgemästet und hat sich im unversieglichen Morast der Gosse gewälzt. Langsam gleitet es in die breiten Gassen und bläst seinen Gifthauch in die Tore der deftigen Bürger. Es trieft über die Ufer, verdirbt das Wasser, daß die Schiffer hinsinken. Es schiebt sich über die Kaisers- und Herrengracht, durchjaucht die Paläste der Reichen.

Kein Haus bleibt verschont. Überall hängen die Grablaternen an den Pfosten. Nirgends ein Freudenlaut, überall verweinte, schreckensblasse Gesichter. Die Totenglocken wimmern ohne Ende. Die Friedhöfe quellen berstendvoll. In den Gräbern liegen die Särge hoch übereinander.

Sie bieten die Hand nicht mehr zum Gruß, der Tod kann an den Fingern des Freundes hängen. Die Eltern verwehren ihren Kleinen die Lippen, sie fürchten, dem eigenen Blute Pestilenz zu spenden. Die Gatten schaudern voreinander. Das Sterben geschieht warnungslos.

Wer den vollen Becher zum Munde führt, ist des letzten Schluckes nicht mehr gewiß. Als seien sie vom Wetter geschlagen, sinken sie gurgelnd hin, und alle, die sie sehen, fliehen vor den krampfenden Körpern. Wenige Stunden, man wirft die pestschwarzen Leichen in die Kalkkisten.

Zwei Jahre wütet das Verderben und noch ist kein Ende, es scheint erst auf seinen Gipfel gelangt. Die Toten können nicht mehr in den Kirchhöfen ihres Staubes harren. Man führt sie hinaus, schüttet sie in die Pestgrube, so wie man sie eben auf der Straße, in den Kirchen, in den Tavernen, im Kaufhause aufgelesen hat.

Wer trägt die Schuld?

Die Antwort liegt den meisten auf der Zunge und vielen frißt sie im Herzen, wie ein ererbter Groll. Jan de Witt trägt die Schuld und die Freigeister, die Atheisten, die Spötter. Gott muß seine Rute auf ein Land fallen lassen, das ein solches Regiment duldet. Die Pamphlete richten

sich immer heftiger gegen den Ratspensionär. Doch der ist seiner Regenten sicher. Als die verhetzten Orangisten seine Person zu besudeln beginnen, hebt er ihre Offizinen auf und drosselt die Presse durch scharfe Zensur.

Der Groll liegt zu tief.

Handel, Schiffahrt und Handwerk verlottern.

Am Spinoza-Kollegium ist der schwarze Tod nicht vorübergegangen. Im Winter des zweiten Jahres war Mayers Mutter gestorben, und im Frühjahr schreibt Simon seinem Voorburger Freund und Lehrer, daß Frans Josten, der Bruder, dessen Eheweib und bald darauf auch seine Mutter hingerafft worden seien. Nur mit Mühe habe er ihren Leichnam aus den Händen der Schinderknechte retten können und sie neben dem Vater in der Noorder-Kirch begraben.

Auch Meutje Ka liegt in der Pestgrube unter den vielen. Ihr Herz war früher gebrochen. Die Pest hat sie erlöst. Ihre Lebenshoffnung war zerschellt. Johannes lebt in Rom. Er hat dem Väterglauben abgeschworen, ist Papist geworden, ein Kuttenträger.

Der Kaufherr ist zusammengebrochen, als er die Nachricht erhielt. Meutje Ka hat den Schlagflüssigen unter Qual und Bitternis gepflegt, vor seinem Tode noch hat er sie um des Sohnes willen beschuldigt. Bald darauf hat sie der schwarze Engel in die Arme genommen.

Ein stürmischer Frühling: Springfluten, die den Deich gefährden, die Pest, der Unwille des Volkes und, jenseits des Kanals, die lauernde Begier Karls II.

Christian Huyghens hat ungeduldig nach bestellten Linsen gefragt, und Benediktus ist trotz dem drohenden Himmel in den Haag hinübergewandert, um den Gelehrten nicht länger warten zu lassen. Das Wetter hält ihn seit einigen Tagen zurück. Kein Gefährt war für den kurzen Weg nach Voorburg käuflich. An eine Fußwanderung ist nicht zu denken gewesen.

Benediktus läßt die Hand mit der Trauerbotschaft Simons sinken. Er weiß, wie sehr De Vries die Mutter geliebt hat, wie glücklich sie beieinander gehaust haben, die Mutter und der heimgebliebene Sohn.

Der Himmel hat sich erhellt, und da der Sturm über Nacht abgeflaut ist, zeigt die Straße Menschen. Benediktus verläßt das Haus des Bruders Tydemann, bei dem er im Haag absteigt. Er wandert hinaus in das Haager Vorholz, den sturmverwüsteten Lindenwald aus Kaiser Karls Zeit mit den sonst stolzen Promenaden. Er durchquert seewärts den schütteren Eichenhain, krüppelhafte Bäumchen, deren Zweige sich schutzflehend landein recken gegen die Lindenriesen des Haager Busches, aber Widerstand geleistet haben.

Die Sonne streckt durch die Risse der Wolkentrift Jakobsleitern zu den sanften Scheveninger Dünen nieder.

Ein hochgewachsener Herr überholt den Philosophen mit weitgreifenden Schritten. Sein schwarzer Mantel flattert, und im Federschmuck seines Hutes wirbeln die Fiedern. Der Nacken ist gegen den Seewind gebeugt. Benediktus folgt unwillkürlich schneller.

Deutlicher schwillt die Stimme des Meeres. Das zähe Dünengras rauscht um die Knöchel. Aus den Giebeln der steilen, filzigen Hüttendächer strudelt Torfqualm in den salzschweren Meeresatem. Noch weit draußen, auf hoher See, blitzen die Schaumkronen.

Von dort her jagen die Wellen an den Strand; eine hetzt die andere mit klaffendem Schlund, jede Verfolgerin eine Verfolgte, bis sie nach unzähligem Ducken und Türmen den Boden fühlt. Da schwillt ihre letzte Kraft, sie vergißt den Eifer der Schwestern und bäumt sich vor dem trägen Erbfeinde, sperrt ungeduldig den Rachen höher und höher, fletscht den Schaum, das Land, das prahlende Land zu verschlingen. Der Lippenrand steht einen Herzschlag zitternd still, die neidische Schwester stößt ihr ins Genick. Unter Dröhnen rollt sie zu Boden und schiebt, an der glatten Brust des Feindes sterbend, den grünen Fächer, dessen Rund von glitzernden, weißen Spitzen umsäumt ist, aufwärtsgleitend über den Sand.

Der schwarzgekleidete Herr ist dem Strande entlang gegangen und steht unweit.

Von Benediktus ist die Trauer gewichen, seine Augen scheinen in ruhigem Licht.

Zwei stolze Weiten hat die Natur gespannt. Vor ihnen löst sich die Stimme der höchsten Menschensehnsucht: Sternhimmel und Strand. Sie tragen die letzten Gleichnisse, an ihrer Herrlichkeit wird der Sänger zum Philosophen, und der Philosoph fühlt die Liebe. Denn dem Meere gleich bewallt und bestürmt die Seele ihr Fundament, überwirft den Körper mit Leidenschaftsschaum und Erkenntnisperlen, unerschöpflich, unergründlich, doch lebensvoll, überwältigend, gleich den Lichtgarben der Sterne, die den Leib der Nacht durchfluten. Licht und Raum, Seele und Leib, Meerflut und Erde ...

Der Kavalier eilt heran, rufend, lebhaft in die Wellen weisend. Benediktus geht ihm entgegen.

«Ein Arm ... jetzt Kopf und Arm!»

Benediktus läuft in eine Fischerhütte. Ein Alter und ein

Junger folgen ihm, während die Weiber zu den Nachbarn rennen.

Dann waten sie in hohen Stiefeln mit Enterhaken und Lotleinen hinaus. Alle folgen ehrfürchtig den Weisungen des Kavaliers. Endlich fassen sie den Leichnam. Sie legen ihn auf die Bahre. Benediktus und der Unbekannte folgen bis zur Kapelle, oben auf dem höchsten Dünengipfel. Und sie gehen schweigend über den Dünenkamm zurück, als müßte das Erlebnis in ihnen auch gemeinsam verklingen.

Die Sonne läßt die Wolken aufflammen wie brennende Kastelle. Über dem Meere liegt der rosige Hauch von Pfirsichblüten.

Der Schlanke bleibt stehen und streckt seinen Arm gegen die See.

«Gleicht sie nicht der Seele des Volks? Was ist dem Volk das Opfer eines Lebens, mag es seine beste Kraft und Liebe ihm gespendet haben! Alles reißt ein gesundes Volk an sich, für die völlige Hingabe zahlt es vielleicht mit einer mörderischen Laune. Die Wellenkronen da bleiben doch Majestät. Und die Wellensohlen zerwühlen das feste Bollwerk der Erde, wie das Volk den Freiheitsgrund, auf dem frühere Geschlechter gestorben sind. Dennoch Schönheit über allem! — Muß es einen Staatsmann nicht mit kühner Lust erfüllen, solch ein Volk zu führen», setzt der Kavalier zögernden Tons hinzu.

«Wenn dieser Staatsmann Jan de Witt gleicht», antwortet Benediktus, ohne seinen Blick vom Meer zu heben.

Eine eigentümliche Erregung hat ihn erfaßt, weil in seinem Begleiter Gedanken erwacht waren, die den seinen nahe gestanden sind.

Er bemerkt nicht, daß ein abweisender Zug das vordem lebenswarme Gesicht des Begleiters erhärtet. Und er schreckt betroffen aus seiner Versunkenheit, als er nach einigem Schweigen in die strengen Augen aufblickt.

«War meine Zustimmung verletzend, Mijnheer?»

«Ich hielt Euch für einen Fremden.»

«Nehmt meine Entschuldigung, obgleich ich nicht weiß, weshalb Ihr mir zürnt.»

Der Unbekannte horcht auf.

«Ich wohne allerdings nicht im Haag», ergänzt Benediktus.

Der Herr errötet leicht und bittet, den Rückweg gemeinsam anzutreten.

«Ich bin ein Feind der republikanischen Geschlechterpolitik Jans de Witt», meint er versuchend.

«Vielleicht steht Ihr dem großen Staatsmann innerlich so nahe, daß sich Eure Eigenart an äußeren Mängeln des Pensionärs erhitzt. Wie Ihr, muß auch De Witt dieses Volk beurteilen und lieben. Ihr werdet den Ratspensionär zu persönlich nehmen.»

«Ihr beschuldigt mich der Urteilslosigkeit.»

«Dazu kenne ich Euch zu wenig, wenngleich Ihr mir einen Schlüssel gegeben habt. Vielleicht seid Ihr ein wenig ungerecht. Auch Liebe und Begeisterung ist ungerecht. Die göttliche Natur kennt beide nicht.»

«Dieses Bekenntnis würden Euch die Prädikanten übel nehmen.»

«Ich würde mich nicht äußern, wenn Ihr vorhin nicht auch bekannt hättet. Ein Freimut ist des andern wert.»

Sie gehen schweigend.

«Mir sind ähnliche Ideen über Gottes Natur zu Ohren gekommen. Von einem Brillenschleifer sollen sie stammen, der durch eine Schrift über Descartes Aufsehen erregt. Er soll eine Gemeinde in Amsterdam besitzen, die an seine Metaphysik glaubt.»

«Armer Brillenschleifer», meint Benediktus, «wenn seine Freunde nur glauben! Am Glauben, Mijnheer, stirbt die Philosophie. Sie will Erkenntnis.»

Beide verstummen wieder, dann beginnt der schlanke Herr von neuem.

«Ihr scheint diese Lehren sehr zu achten, Mijnheer?»

«Ich bin dazu gezwungen.»

«Auch die gegenwärtige Politik scheint Euch zu gefallen.»

«Soweit ich sehe. Jan de Witt geht auf dem Befreiungswege. Kein Wunder, daß die gegen ihn eifern, deren Herrschaft der Unmündigen bedarf. Was die Niederlande groß gemacht hat: der erlösende Unwille, ein fremdes Joch weiter zu schleppen, das lebt auch im Ratspensionär. Holland ist politisch frei erwachsen aus dem Blutopfer seiner Väter, nun will De Witt das andre, schwerere Opfer, um der anderen Freiheit willen, das der Kirche.»

Der Unbekannte bleibt stehen. Seine ernsten Augen forschen in dem fremden Gesichte.

«Ihr meint, daß dieses Opfer gebracht werden kann?»

«Nein. Die Menge fürchtet ihre Mündigkeit. Ihre Instinkte scheuen die Verantwortung.»

«Ihr verurteilt Jan de Witt härter als seine Feinde. Ein Staatsmann, der nach Unerreichbarem die Hände streckt! Die Geschichte kann nur ein Mitleidslächeln für ihn haben.»

«Kein Staatsmann ist der Geschichte die Eroberung seines weitesten Zieles schuldig. Das gleicht nur dem Pole, danach die Kompaßnadel zittert. De Witt wagt einer Welt, die noch unter dem Banne der Kanzel liegt, zu zeigen, daß Staat und Kirche feindlichen Blutes sind und eines Volkes Freiheit nur halb ist, solange es den geistlichen Zwang in seinem Regimente duldet. Das, Mijnheer, wird ihm die Geschichte nicht vergessen.»

«Ihr gewährt ihm den verzweifelten Ruhm einer Kassandra, und das Volk schmäht ihn, als taste er übel an Hollands Heiligtum.»

«Und trotzdem muß er sein Volk lieben wie einer, der die Seele des Volkes kennt. Und so hat vorhin Euer Vergleich ausgeklungen.»

Der schlanke Herr reicht seine Hand.

«Ich danke Euch! Dort wartet mein Wagen. Darf ich Euren Namen wissen?»

«Der Brillenschleifer, Ihr habt ihn erwähnt.»

Der Unbekannte zieht den Hut.

«Gestattet Jan de Witt, daß er gelegentlich an Eure Tür klopft, Mijnheer de Spinoza.»

«Ich werde ihn mit Freuden begrüßen.»

Die Karosse schwankt in den Tragriemen. Sie entschwindet rasch auf der glatten Fahrbahn des Haager Busches.

*

Wenige Tage nach dieser Begegnung muß Van Beuningen aus Paris berichten, daß die Bemühungen Louis XIV., England friedfertig zu stimmen, fruchtlos geblieben sind. Die Kriegserklärung folgt unmittelbar.

Amsterdam stöhnt noch unter der Gottesgeißel. De Ruiter, der gefürchtete Admiral, dessen sich England an der afrikanischen Küste nicht erwehren kann, ist fern vom Vaterland.

Unter bösen Vorzeichen sticht die Hollandflotte in See. Ein Komet, die große Hydra, steht am Himmel, seine Rute gegen das Vaterland gezückt. Die Pest schleicht an Bord. Die Admirale sind uneins. Im Kanal harrt der ruhmbedeckte Herzog von York.

An einem Junimorgen liegt das feste Briel leblos. Alle Bürger sind an die Maasmündung gerannt. Seit Tagesanbruch brüllen die Stücke von der See her. Keine Nachricht.

Am späten Nachmittag erdröhnt ein furchtbarer Donnerschlag. Eine rote Wolke hebt sich vom Horizont. Darauf ein wütendes Feuern.

Gott helf den Jungen!

Der Stadtvogt sieht durch sein Fernrohr Maste. Von allen Seiten recken sich Arme, jeder will sehen. Die Maste verschwinden. Die Unruhe wächst zum Fieber. Ein Segel kreuzt gegen den Seewind, Nachricht zu bringen.

Am Horizont schießt der Pulverdampf in dunklen Ballen auf. Man meint ihn zu riechen. Brandqualm mischt sich unter die Wolken.

Helf Gott den Schiffen!

Der Segler ist weit draußen und liegt eine Zeitlang still. Dann wendet er mit vollem Winde gegen die Maas zu. Hinter ihm tauchen Maste auf. Aus brennenden Schiffsrümpfen schrauben sich Rauchsäulen in den Himmel.

Der Kundschafter legt an: «Sie kommen!»

Mühsam, mit halbzerfetzter Takelage treiben die Hollandschiffe näher. Die Brieler rudern ihnen entgegen. Flüche von den hohen Achtern statt Antworten, und wilder Zornschrei von den Booten hinauf als Willkommgruß.

Wassenaar ist in die Luft geflogen mit seiner «Oranje»; Kortenaar liegt im Sund, Evertsen und der junge Tromp decken den Rückzug.

Ratsboten sind eingetroffen. Ein Rumpf nach dem andern, kriechen sie in den Hafen. Kläglicher Anblick.

Endlich verstummt das Feuer auf hoher See. Evertsen auf dem Admiralsschiff fährt als letzter ein.

Der Pöbel reißt den Admiral aus dem Nachen und schleppt ihn zurück an den Meeresstrand. «Dort ist der Feind, Evertsen! Briel brauchst du nicht zu erobern!»

Sie stoßen ihn ins Wasser. Mit Mühe wird er gerettet.

Holland im Zorn. Und Amalia von Solms, die seit dem Tode Marias von England das Flachs der Oranierpartei spinnt, läßt ihre Kunkel in allen Provinzen für die Sache des Enkels tanzen.

In Seeland und Friesland rottet sich das Volk und fordert die Ernennung des Fünfzehnjährigen zum General-Kapitän. Ein Buß- und Bettag ist für Holland ausgeschrieben, und in den Kirchen hallen die Stimmen der Prädikanten von Flüchen über das gottlose Regiment, von Segenswünschen für den Prinzen.

Aber sie können nicht an Jan de Witt.

Im Herbst landet endlich De Ruiter. Er führt einen Schatz afrikanischen Goldstaubes mit. Wie ein Heiland wird er empfangen. Männer und Frauen drängen hundert um hundert an Bord, ihn zu sehen, ihn zu preisen, ihn mit ihrer Not

zu bedrängen, denn elf Schiffe der Indien-Kompanie harren seiner an der befreundeten Küste Norwegens, während York und die Dänen begehrlich in der Nordsee kreuzen. Die Schiffe führen sechs Millionen an Gut. Amsterdam ist verloren, wird die Kompanie nicht gerettet. Die Revolution rüttelt am Tore des Staatsrates.

De Ruiter holt die sechs Millionen heim, wie eine Braut werden sie gefeiert.

De Witt beginnt mit Unterhandlungen, aber England kennt kein Maß. Der Ratspensionär fährt nach Paris und kehrt mit bindenden Versprechen zurück.

Inzwischen ist die Kunkel der erlauchten Wittib und Großmutter nicht ruhig gelegen, und die Kanzelherren haben ihrem Worte keinen Abbruch getan. Die Volksseele glüht noch. Hurtig saust das Gehämmer der Schlagworte auf sie nieder. Ein Funkenregen der Oranierbegeisterung ist allerorts die Antwort.

Jan de Witt sucht den Frieden im Lande.

Das «Haus im Busch» liegt weltfremd im Winterschnee. Die üppigen, nackten Allegorien des «Oranier-Saales» lassen die Luft doppelt frostig an. Und doch muß der Ratspensionär inmitten des leinwändigen Triumphes empfangen werden.

Amalia von Solms ruht in einem Polsterstuhl, umwickelt von köstlichem Pelzwerk, ihre Wangen sind vom Gespräche gerötet.

Jan de Witt erhebt sich.

«Noch sind des Prinzen Schultern zu schwach und sein Auge ungeübt. Holland bedarf der Witten noch. Unterordnet Eure Zärtlichkeit, erlauchte Frau! Der Staat ist des Preises wert.»

Die Prinzessin blickt gereizt in seine Augen. Unerträglich diese Ruhe, unerträglich die Unbeugsamkeit dieser Überzeugung! Sie fürchtet, daß ihr Herz hörbar werde. Ihre spitzenverdeckten Hände spielen erregt mit einer Hermelin-

zotte. Jan de Witt senkt den Blick nicht. Er ist als Bittender gekommen. Das Volk steht gegen ihn. De Ruiter ist York höchstens ebenbürtig. Der Ratspensionär scheint kein unüberwindlicher Gegner mehr.

«Ich will Euch morgen ....»

«Wenn Ihr einen unliebsamen Gast über die Nacht beherbergen wollt, Prinzessin. Ich gehe nicht über diese Schwelle, bevor Ihr entschieden habt.»

«Das ist Gewalt.»

«Unterschätzt nicht, was ich Euch biete, erlauchte Frau. Auch von mir kann das Volk erobert werden, wenn dieser Krieg noch günstig endet. Soll ich den Antrag, der den Prinzen zum „Kind des Staates" erhebt, der seine Ausbildung zum Fürsten und Feldherrn regelt, selbst stellen? Dann dürften die Prädikanten vor tauben Ohren reden. Ich lasse die besten Vorteile in Euren Händen, denn das Land bedarf unseres Friedens.»

«Ihr fordert doppelten Preis, Jan de Witt», stößt die Prinzessin hervor. «Ihr fordert ja auch, daß ich die Brandenburger Vettern gegen den Landfeind bestimme.»

«Der Bischof von Münster soll ohne Schwertstreich abziehen müssen. Frankreich habe ich gegen ihn vermocht, wollt Ihr nun das Eure den Niederlanden verweigern? Die Seklusionsakte ist erst gestürzt, wenn ich den Antrag durchsetze. Ich biete Euch mehr als Frieden, Prinzessin.»

Amalia von Solms ist aufgestanden.

«Und wenn ich nein sage? Der Antrag, den ich stellen soll, entrechtet Oranien. Unnötige Demut, den Staatsrat zu bitten, daß er den Prinzen als „Kind des Staates" proklamiere! Oranien hat die Niederlande aus der Schmach erhoben. Der Staat kann dem Prinzen keine Huld gewähren, er ist ihm die Krone schuldig!»

Die Augen des Pensionärs werden drohend, seine Nüstern beben.

«Ihr mißachtet das Blut der anderen, freien Geschlechter.

Solange ein Witt lebt, wird kein Scheitel die Krone Hollands tragen.»

Die Prinzessin sinkt schluchzend in den Armstuhl zurück. Sie ringt vergebens nach Fassung. Ihre schnellen Worte liefern sie dem Feinde aus, sie scheint gebrochen.

«Ihr seid grausam, seid unhöflich», jammert sie.

Jan de Witt beugt sich über ihre Hand.

«Ich werde dem Staatsrate öffentlich erklären, daß Ihr mit Brandenburg verhandelt und nach Zusage der erlauchten Vettern den Antrag stellen werdet.»

Amalia von Solms wischt mit zitternder Hand über ihre Stirn. Leise kommt es von ihren Lippen:

«Geht in Gottes Namen, Mijnheer de Witt.»

Die hurtigen Normandie-Hengste, ein Geschenk des Sonnenkönigs, führen den Ratspensionär in wenigen Minuten nach Voorburg. Er hat sich gewöhnt, nach erregten Stunden in der stillen Mansarde Spinozas an ruhigen Gesprächen Erquickung zu finden.

Mit wachsendem Erstaunen vor der Gelehrsamkeit des Brillenschleifers verfolgt er das Entstehen eines neuen Traktats, der die Fundamente der Konfessionen kritisch erschüttert und den Staatsgedanken aus dem Bannkreis des Religiösen zieht.

Dann gehen sie mathematischen Problemen nach und Benediktus vermag die reine, leidenschaftslose Kunstsprache so freudig zu führen, daß der Ratspensionär beruhigten Gemütes nach dem Haag zurückkehrt.

Die feierliche Proklamation des Prinzen zum «Kind des Staates» breitet über Niederland ein Festgewand. Lange schon war kein Pokulieren und Paradieren gewesen, viel Lust war nachzuholen. Die Prädikanten müssen sich beeilen, den Zornesgeifer von den faltigen Lippen zu wischen und ein Friedenslächeln zu erzwingen.

Im Juni sammelt sich die Flotte bei Tessel. General-

Admiral De Ruiter harrt vergeblich auf die französische Hilfe. Der Leutnant-Admiral Tromp vermag seine Schadenfreude über die Enttäuschung der Witte-Partei kaum zu verhehlen. De Ruiter lichtet die Anker, auf eigene Kraft vertrauend. Tromp folgt im Rücken nicht ohne die heimliche Genugtuung, von seinen Offizieren aufgefordert worden zu sein, die Oranierflagge an Stelle der Dreifarb zu hissen. Auch das Seevolk weigert sich, in See zu stechen, es sei denn auf Befehl des Prinzen.

Bald landen die ersten Siegesboten. Vier Tage erbitterter Kampf, zweimal hat De Ruiter die feindliche Linie durchbrechen müssen, erst dann ist England gewichen.

Der Gegner ist geschwächt, doch seine Sprache bleibt herausfordernd, die Friedensbedingungen sind unmöglich.

Jan de Witt fördert die Rüstungen unermüdlich, Karl II. verpraßt die Parlamentsgelder für den Flottenbau. Tromp ist von De Ruiter angeklagt. Er hat tollkühn gegen Befehl gehandelt und einen Teil der Flotte gefährdet. Er geht seines Amts verlustig, die Oranier gewinnen einen todesmutigen Diener.

Und der Rittmeister Buat hat heimlich mit England verhandelt: die Krönung des Prinzen. Jan de Witt läßt ihn enthaupten. Die Witten recken sich. Das Volk will den vollen Sieg.

Und im dritten Frühsommer des Krieges laufen De Ruiter und Kornelis de Witt zu einem Handstreich aus.

Die Englandflotte liegt in der Themse. Der Nord-Ost hält sie. Verdrießlich hängt der Frühnebel in den Wanten, und die Ankerketten knirschen. Da fährt die Mannschaft aus dem Brüten:

Schüsse vom Wachtschiff. Alles an Bord, zu den Ankerkurbeln, an die Stücke, an die Rahen! Verfluchter Nebel!

Vom Wachtschiff her wird's still, aber ein Boot ringt sich an den «Royal Charles»: «Die Holländer!»

Das Wachtschiff brennt, man sieht die Röte, aber die Signale vom «Royal Charles» sind nicht zu vernehmen.

Schreien und Durcheinanderrasen, mühsame Befehle: die Breitseiten luvwärts!

Zu spät. Die Holländer tauchen aus dem Dunst. Ein mörderischer Hagel. Hurtige Boote mit brennenden Teertonnen. Die Engländer antworten blind drauf los. Von allen Seiten züngelt der Brand heran, als ob die Hölle über dem Wasser tanze. Der «Royal Charles» fängt Feuer. Bald steht das Vordertreffen in hellen Flammen, und der Rest der Flotte ist festgekeilt zwischen Feuer und Land. Die Kommandanten legen die Lunte an die Pulverfässer.

Von der Hollandflotte weht der Jubel über die rasende Flucht hin. Alle Boote sind überladen, und um sie her wirbelt das Wasser von kämpfenden Armen.

Der hohe Achter des «Royal Charles» ragt über den Flammen. Dort steht ein Offizier und starrt in die Brunst. Zwei Matrosen gelingt es, eine Strickleiter zu verankern; sie schreien ihrem Admiral unaufhörlich zu.

Endlich klimmt der eine hinauf und versucht, ihn mit Gewalt von dem qualmenden Bord zu drängen. Der Retter taumelt, von der Faust seines Herrn getroffen, zurück.

«Flieh allein, du Hund! Noch hat kein Douglas seinen Posten ohne Befehl verlassen!»

Der Matrose gleitet hinab, das letzte Boot huscht todeshastig zwischen den brennenden Rümpfen uferwärts.

Benediktus hat den Einzug der Sieger gesehen. Ein königlicher Empfang wird den beiden Witten und De Ruiter.

Allein Benediktus schaudert, als der Ratspensionär an ihm vorüberreitet, wilden Triumph in den Augen und drohende Verachtung auf Stirn und Lippen. Alle, die Jan de Witt kennen, erbeben vor seiner Blässe, alle wissen, daß der erbittertste Kampf erst zu erwarten ist. England liegt wohl, aber, nun: Jan de Witt oder Oranien, Macht oder Vernichtung.

Und nach dem Überschwang der Siegesfeierlichkeiten folgt der erste Schlag. Der Staatsrat beschließt das ewige Edikt: Trennung der Statthalterwürde von dem höchsten Militärkommando für immer. Ihre Vereinigung in der Hand des Prinzen war das letzte Ziel der Orangisten.

Das Haupt ist getroffen, es geht an die Hände. Beschlag auf die Prädikanteneinkünfte, Zensur der Predigten.

Benediktus' «Theologisch-politischer Traktat» kommt ans Licht. Der Name des Autors und die Offizin werden verheimlicht. Aber man kennt den Verfasser. In Voorburg weicht man ihm aus und beschimpft ihn aus dem Hinterhalt: «Schlechter Jud' und kein besserer Christ!»

Er bleibt unbekümmert. Was können sie wider ihn. Er weiß, daß er den Weg der Zukunft geht, das ist den heiligen Weg. Lodewijk Mayer steht nicht zurück: seine Streitschrift setzt die Philosophie zur einzig gerechten Enthüllerin der heiligen Schrift ein. Benediktus und Mayer schreiben Latein, man kann sich schließlich damit zufrieden geben, daß sie nur wenigen verständlich bleiben.

Aber Adriaan greift den Prädikanten an die Kehle, sein Blumhof erscheint in der Volkssprache.

Wunder- und Wortglaube sind mit Hohn beladen. Keine Religionsgemeinschaft bleibt verschont. Himmel und Hölle lägen in der Menschenbrust. Kein ewiges Verderben, keine ewige Seligkeit nach dem Tode! Und die Bibel vor aller Augen zu einem Buch erniedrigt, gut zu lesen, aber eben nur ein Buch unter anderen Büchern!

Die entsetzten Religiosen ahnen nicht, daß Rembrandt seit einem Menschenalter Gleiches lehrt.

*

Der Goldschmied Wouther Gatsen und der Pastetenbäcker Klas Kührsen, die Nachbarn Adriaans, sind wenig erbaut von dem nächtigen Getriebe in des Rechtsgelehrten und Heilmeisters Haus.

Zwar singt es und klingt es den ganzen Tag «auf der Nesse», da die Pastetenbäckergesellen von den heimlich geschlürften Eiern helle Kehlen haben und die Ambößchen der Goldschmiede nie verstummen, nachts aber wollen sie schlafen. Und da erhebt das Koerbaghsche Haus seine Stimme: Bechergeläute, Guitarrengebänkel, jubelnder Frauengesang und weinfeuchte Bässe machen den guten Bürgern den Schlaf schwer und geben den ehrsamen Hausfrauen oft noch um Mitternacht Gelegenheit, über die Zuchtlosigkeit der Mannsleute im allgemeinen und besonderen ausführlich zu werden.

Adriaans Haus sitzt «auf der Nesse» wie eine juckende Beule, die Nachbarn wagen nicht daran zu rühren, denn es gibt Pastetenbäckern und Goldschmieden zu verdienen.

Der kleine Reinert brüllt, als stecke er an dem Spieße, den seine Mutter über den Herdflammen dreht.

Adriaan poltert in die Küche.

«Was hat der Junge?»

«Das Knie hat er sich angerannt.»

Da dringt es rot durch das Höschen.
«Er blutet», schreit die Mutter und eilt auf den zeternden Kleinen zu.
Adriaan streift das Höschen von der Wunde.
«Halt ihn, Doortje!»
Er taucht ein Tuch in Wasser.
«Was ist's, Adriaan, doch nichts Großes?»
«Nein.»
«Sei still, Reinert, still, still, still — ist nichts. Der Vater sagt, es ist nichts, mein Jung, mein kleiner Jung ... wir wollen Pik-Oly-Gräf spielen, du reitest auf mir und auf dem Vater. Sei still, mein Jung.»
Adriaan steht auf.
«Ich werd' ihn ins Zimmer nehmen.»
«Schau nicht so, Adriaan, er kann schon bleiben. Er wird sich noch hundertmal aufschinden, bis er ein ganzer Kerl ist.»
Adriaan hebt das Kind in den Schoß, und sie tritt wieder an den Bratspieß.
«Ein besseres Aug kannst du doch auf ihn haben. Er schlägt sich noch zum Krüppel.»
«Meinst du, ich will meinen Jungen zum Krüppel machen? Ich hab nicht mehr als zwei Hände. Daß uns Bertje Garrits wieder davongelaufen ist, hab ich die Schuld? Die Pfaffen und die Nachbarn verhetzen mir eine jede. Essen und Ordnung muß doch geschafft sein.»
«Da meinst du wohl, Doortje, wär bald Hilfe not! Das ewige Lied, es wächst einem zur Nase heraus wie Würmer!»
«Meinetwegen red ich nicht davon. Nur des Reinert wegen.»
«Ich werd mich nicht beugen. Wie ich dich vom Zoet geholt hab, so gefällst du mir und so will ich dich behalten, Doortje, verstehst du? Hab ich nach deinem Kränzlein gefragt? Laß dir nicht ewig nach dem Ehring bang sein!»
«Ich tu's nicht für mich.»
Ihre üppige Brust keucht, mit dem fettglänzenden Handrücken wischt sie sich Schweiß und Zähren von den Wangen.

«Ich hab so viel Recht an dem Jungen wie du.»

Adriaan tritt hinter sie.

«Wein nicht, Doortje, eine gute Mutter bist du. Aber es muß beim alten bleiben zwischen uns.»

Er küßt sie auf den runden Nacken. Sie schmollt und schreckt zusammen.

Die Flurglocke läutet.

«Geh hinunter, Doortje, schau nach, ich nehm den Jungen hinüber.»

Dominus Langelius tritt ein, den hageren Glatzkopf steif vorgestreckt, sichtbar witternd, ein säuerliches Zucken um die Lippen.

«Ich spreche mit dem Rechtsgelehrten und Heilmeister selbst?»

«Ja, was wünscht Ihr, Prediger Langel?»

Dominus Langelius räuspert sich, er hat noch immer mit einer gewissen Befangenheit zu kämpfen.

«Ich bin vom Kirchenrat delegiert.»

«Vom Kirchenrat. Den habe ich nicht zu mir gebeten. Aber ermüdet Euch nicht im Stehen.»

«Hm! Mijnheer Adriaan Koerbagh, Ihr seid doch ein Mann von Stand und Namen ...»

«Ich danke dem Herrn Delegierten.»

Dominus Langelius wird puterrot.

«Ich bin gekommen, Euch ins Gebet zu nehmen», entfährt es ihm, «Euch ins Gebet zu nehmen, Eure Seele zu rühren. So ich sie aber hartnäckig finde, Euch die Beschlüsse des Kirchenrates mitzuteilen.»

Adriaan stopft sich eine Pfeife.

«Nehmt Platz, Prediger Langel, das wird lang dauern.»

Langel spreizt die Beine, ballt die Fäuste vor der Brust und läßt sie dann auf den Tisch niedersausen.

Adriaan fährt zurück.

«Donnerwetter — steht Ihr auf der Kanzel?»

«Ihr seid die erbärmlichste und verstockteste Seele an der

Amstel! Ein Teufel seid Ihr unter der gottähnlichen Larve! Eure Sünden und Lästerlehren überwuchern und ersticken das verlotterte Holland! Lügengeist, der du bist! Du sollst dir deine freche Stirn zuschanden rennen an diesem ewigen Fundamente!»

Langelius faßt eine Bibel vom Tisch und schwingt sie.

«Aufgepaßt! Das Buch ist wertvoll!»

Langelius wirft die Bibel zurück.

«Ich werd mich Euch nicht lange zum besten präsentieren! Gottes endlose Geduld möchte vor Eurem Schandmaule zerflattern, wie ein fadenscheiniger Lappen! Ihr habt vor einem Jahr dem Kirchenrate gelobt, das Luderleben in diesem Hause aufzugeben. Wahr oder nicht?»

«Der Kirchenrat lasse mich ungeschoren! Ich hab ihm versprochen, mit Weib und Kind kein Aufsehen zu treiben um des Friedens willen. Damit genug!»

«Nicht genug! Meint Ihr, der Blumhof ist eine Taube mit dem Ölzweig! Glaubt Ihr, ungestraft die Narren zu heißen, die an die göttliche Vaterschaft des Heilands glauben! Vermeint Ihr, an den Felsen der Trinität nässen zu können wie ein Hund am Prellstein! Ihr sollt Angeln des Zuchthaustores pfeifen hören zu Eurem Willkomm!»

Adriaan springt auf und schleudert die Pfeife vor des Prädikanten Füße, daß sie zerschellt.

«Genug, sag ich! Ihr steht in meinen vier Wänden!»

«Ohne Sorg, man tritt in diese Höhle nicht unbewehrt! Die Schöppen warten auf unseren Wink. Entweder Ihr kondemniert Eure Teufelslehren publice und submiß und jagt die Dirne aus Eurem Hause, oder Ihr sitzt noch diese Nacht hinter Schloß und Riegel.»

Doortje stürzt herein. Sie stößt Langelius zur Seite, hebt den Reinert aus dem Korbe.

«Was soll aus dem Kind werden, wenn ich geh», schreit sie.

«Du wirst nicht gehen», knurrt Adriaan dumpf. «Aber Ihr packt Euch! Packt Euch! Ich steh für nichts!»

«Ich steh für das Rasphaus», ruft Langel von der Tür aus.

Adriaan sinkt in einen Stuhl. Der Zorn würgt ihn. Doortje starrt ihn mit schreckensweiten Augen an, und der kleine Reinert wimmert.

«Meinst du, Adriaan, daß es noch gut wird?»

Keine Antwort.

«Adriaan . . .»

Sie kniet vor ihm nieder und legt ihre Hand auf seinen Arm.

«Adriaan, red ein Wort! Bin ich schuld?»

«Bring zu trinken, Doortje.»

Sie eilt dienstfertig, und Adriaan schüttet den Wein hinunter, dann beugt er sich über das Kind, streichelt die lichten Seidenlocken.

«Doortje, es steht schlecht.»

«Mach mit mir, was du willst, Adriaan!»

«Du läufst nur so mit. Das alles macht der ‚Blumhof'.»

«Denk an unseren Reinert! Tu, was sie wollen!»

«Du weißt nicht, was du redest in deiner Angst», fährt er auf. «Widerrufe ich, ist mein Leben eine Niedertracht und Gemeinheit gewesen, daß mich die stinkende Gracht ausspeit, wollt ich mich ersäufen. Du weißt nicht, was du redest, ich müßt mich an dir vergreifen! Ich hab den Kampf gewagt, ich allein mit offenem Visier — kein zweiter in den freien Niederlanden! De Spinoza und Lodewijk liegen hinter ihren gelehrten Schanzen verkrochen, ich aber hab mit Volkeszunge ihren Dünkel aus Recht, Heilwesen und Glauben getrieben. Das hat niemand gewagt, Doortje, aber jeder kann mich einen Lumpen schimpfen, weich ich dem Pfaffenwillen. Da gibt's keine Mitte. Das ist so feind wie Abel und Kain, wie ehedem und morgen.»

«Wenn sie dich ins Rasphaus sperren!»

«Meine Wahrheit und meinen Zorn an ihren Gespinsten werden sie damit nimmer ersticken. Die sind so alt als ihr Wahn und haben eine Kraft wie der blühende Lenz!»

«Aber wir! Adriaan!»

«Doortje, was sind wir drei im Leben des großen Gottes!»

*

Ein Frühlingsgewitter beleckt mit seinen Flammenzungen die nächtige Ebene. Da und dort glühen die Wulstlippen der Wolken auf und brüllen.

Ein Bauernkarren ächzt durch die Wetternacht. Das Leinenzelt ist durchnäßt und hält den Guß nicht mehr ab.

Drin kauert Adriaan. Sein Mund ist trotzig gepreßt. Er führt die Zügel und läßt die Peitsche auf die triefenden Pferderücken klatschen. Und Mayer liegt, so gut es geht, im Heu gebettet.

Sie jagen durch die Dunkelheit.

Am Morgen stellen sie die todmatten Gäule ein und erhandeln neue, dann rasen sie weiter bis in den Abend.

Endlich passieren sie die beiden steinernen Wappensäulen des Grafen Waldeck. Dort hat die Gerichtsbarkeit der Staaten ein Ende.

In der ersten Bauernspelunke fallen sie wie Mehlsäcke aufs Stroh. Eine zerlumpte Vettel umschleicht die Schläfer und schnuppert und tastet an den verknoteten Bündeln.

Adriaan stößt im Schlafe einige Worte aus. Die Zungenspitze der Alten züngelt über die Oberlippe hin. Sie hockt zu dem Träumenden nieder. Unter dem klaffenden Hemdrock wird seine Geldkatze sichtbar. Sie befühlt den Schatz mit kundigen Fingern. Also geflohen sind die vornehmen Herrn mit dem tüchtigen Zehrpfennig. Wenn das alles Gold ist! Die Röcke sind aus bestem Tuch, die Schuhe aus Korduwan, die Degengriffe edel beschlagen. Wird schon Gold sein.

Da poltert ein Lümmel herein.

«Joppie, einen ...»

«Maulhalten, Troetelkind!» Sie weist auf die Fremden.

Adriaan fährt auf, tastet nach dem Degen, schlägt aber, ohne sich zu besinnen, wieder aufs Stroh hin.

Joppie hat eine luftige Kammer unter dem Dache ihrer Spelunke. Dort meint Adriaan am sichersten geborgen zu sein.

Mayer verbringt den Tag bei dem Flüchtling. Noch kann kein weitgehender Beschluß gefaßt werden. Adriaan will den Kampf zu Ende führen. Er hat ein Manuskript aus dem Reisesack geholt und liest dem Freunde vor. Mayer beschwört ihn abzuwarten.

«Nein, du gehst nach Maarsen zu Jarig, der wird den Utrechter Drucker kennen. Ich will, daß ihnen die Galle platzt!»

Gegen Abend fährt Mayer davon. Er holt Troetelkind ein, der ihn bittet, aufsitzen zu dürfen.

«Wo wollt Ihr denn hin?»

«Nach Utrecht für heut.»

«Also, schnell.»

Mayer verläßt Utrecht noch vor der Sperre, bald hält er vor Jarigs Haus. Jarig sitzt vor einem ungeheueren Kruge allein. Er grüßt Mayer, ohne sich zu erheben. Grau ist er geworden. Runzeln durchziehen sein Gesicht. Er blinzelt von unten durch die überhängenden Augenbrauen.

«Setzt Euch, Lood, Doktor der Heilkunst und Poete, doch langt Euch zuvor den Becher dort vom Gesims. Ihr seid zu guter Stunde gekommen. Mein Ohm ist vor drei Tagen gestorben. Fast hundert Jahr hat er zum Sterben gebraucht. Vor dem Tode hat er verleugnete Fässer verraten. Die sollten zum Totentrunk ausfließen, ihm zu Ehren. Ich hab's gelobt. Ihr seid der erste Gast, den ich dazu lade. Die Zahl seiner Totengäste hat er zum Glück nicht bestimmt.»

«Lange Jahre — seit Ihr fortgezogen seid, Jarig!»

«Jahre wie ein Augenblick! Lodewijk, mein Gott hat einen starren Bauernnacken. Er will sein Ohr nicht zu mir neigen. Aber ich laß ihn nicht.»

«Ihr habt die Voorburger Abschrift erhalten?»

«Ja. Viel hat an mein Gehör geklungen wie ein neues Evangelium, aber viel ist auch tot geblieben. Ich kann ihm nicht folgen, dem stillen Benedikt mit der Posaunenstimme. Er kann mein altes Sohlenleder nicht beflügeln. Bei Euch ist das anders. — Doch erzählt mir.»

Mayer sucht lebendige Brücken über die vergangenen Jahre hinweg. Jarig trinkt und lauscht. Zuweilen schneuzt er die Kerze. Er stellt keine Frage, läßt keine Meinung hören. Mayer hat mit den letzten Tagen geschlossen und verstummt. Jarig lauscht noch immer, wohl einem heimlichen Erzähler. Er spielt mit den hageren Fingern um die verschrumpften Lippen. Sein Blick hängt unbeweglich in einer dunklen Ecke, als ob all das Leben daraus emporgetaucht wäre.

So schweigen sie lange, dann murmelt Jarig etwas in sich hinein, schließlich werden vernehmliche Sätze daraus:

«Was Ihr da erzählt ... aber alles ist zur rechten Zeit gekommen. Das Leben ... ein gutes Buch, keine Zeile darf fehlen, jede steht am Ort. Hitzkopf, der Adriaan! Aber es ist seine Pflicht, sich um den Hals zu reden. Sonst stimmt's nicht. Schon lange hab' ich mir das so ausgedacht, oder ähnlich. Ihr habt nur mein Hirngespinst entfaltet. Schade um den Adriaan! Fiduzit!»

Er trinkt den vollen Becher leer, als geschehe es zum Andenken Adriaans und nicht des toten Ohms.

«Nun, so schlimm steht's nicht, Jarig!»

«Auch dem ist nicht mehr zu helfen. Hat schon immer das Zeichen des Untergangs zwischen den Brauen getragen, auch in den heitersten Stunden. Er erfüllt nur sein Leben, wenn er sich verbeißt. Niemand wird was verhindern, nur erleichtern kann man's ihm. Ein trauriges Geschäft. — Ich rate Euch den Drucker van Eede, der einzige, der einen gewagten Handel eingeht.»

«Ihr redet meinen Mut zuschanden, er ist ohnehin matt.»

«Wie ich gesagt habe, Lodewijk, wir können ihm doch nicht aufhelfen.»

Mehr ist aus Jelles nicht herauszubringen, er bleibt fortan stumm. Eine lehmschwere Mattigkeit befällt Mayer. Sie trinken wortlos. Jelles füllt den Krug, steckt ein neues Licht auf den Eisenstachel in Tischesmitte, alles mit langsamen Bewegungen.

So trinken sie bis in den Morgen.

Beim ersten Licht steht Mayer auf.

«Lebt wohl, Jarig Jelles.»

«Gute Reise, Lodewijk, und grüßt mir den Benedikt.»

Er rührt sich nicht vom Platze, füllt bedächtig seinen Becher. Kaum daß er dem Freunde zur Tür hinüber noch einmal zunickt.

Der Drucker van Eede ist willig. Mayer läßt das Manuskript in Utrecht. Auf der Fahrt nach Amsterdam holt er neuerdings Troetelkind ein und läßt ihn wieder aufsitzen.

Troetelkind schlendert in den «güldnen Papegoy». Lange hat ihn der Wirt nicht gesehen. Gute Kameraden, sie klopfen einander die Rücken.

«Was hat dich gelockt an die Amstel?»

«Ja, wenn der dürre Maan noch am Leben wäre, Saam, der hätt das richtige Wort. Ich mach in Amsterdam für die gute Joppie, was der Beuningen in Paris für die Staaten tut. Du kennst mein gutes Herz.»

«Hängt das alte Luder wieder mit den Gerichten?»

«Sag nicht Luder, sag so was nicht, wenn dir deine Wackelzähne lieb sind! Ich habe ein Gefühl für sie. Bin aus den Kinderjahren, aber wenn sie mir den Buckel krault, wenn sie so sanft krault, dann wird's mir armen, verlotterten Halunken weich ums Herz ... als ob ... na, du weißt schon ...»

Saam lacht.

«Jawohl, weiß ich! Aber vor Rührung wirst du dir keine Schwielen anlaufen von Kuilenburg bis an die Amstel.»

«Nobel gefahren, weißt du, hintenauf, noch dazu mit seinem Freund.»

«Freund? Was für einem Freund, Troetelkind?»

«Große Sache! Sie sind hinter einem her, einem Vornehmen. Die Joppie hat was gehört. Aber das ist unser Geheimnis, meins und der Joppie. Das werd ich hüten, wie ...»

«Nu, wie die Mutter das Kind.»

«Jawohl! Aber jetzt stell dir vor: der — na, eben der aus den blutgierigen Staaten, hat sich bei der Joppie eingemietet und mit Gold bezahlt. Ein Mann von Art. Weißt du, mein Leben für ihn! So einer! Er hat dem Freund vorgelesen, ich sag dir, eine Stimme! Joppie hat für ihre Schindeln gezittert. Und ein Auftreten! Die alten Balken scheppern! Mann! Ich armer Lump, was wollt ich nicht für ihn tun. Wie ein Hündlein wollt ich ihm folgen, weißt du! Wenn nur die Joppie nicht so verliebt wär.»

«Eifern wirst du doch nicht? Troetelkind!»

«In seine Goldkatze ist sie verliebt. Da kennt sie keine Schonung, auch nicht für Gefühle. Saam, du weißt, ich hab eine offene Hand ...»

Sie sitzen lange und eifrig über ihren Plänen.

*

Der Amsterdamer Magistrat hat die leidige Sache an den Oberschulzen Kornelis Witsen abgestoßen. Den zahllosen Remonstrationen des Kirchenrates war Folge gegeben. Adriaan ist jenseits der Gerichtsbarkeit verschwunden, Witsen ist der Mann, einen solchen Handel im Sande verlaufen zu lassen und den geistlichen Herren dabei Honig um den beredten Mund zu schmieren.

Um so peinlicher trifft den Oberschulzen die Nachricht des frommen Utrechter Rates, daß ein neues Manuskript voll Ruchlosigkeit aus der Druckerei des Van Eede eingebracht worden sei: von der Hand dessen, der den «Blumhof» verfaßt habe, «Licht in Finsternissen» mit Titel.

Der Kirchenrat hebt ein neues Remonstrieren an, und auch die freimütigsten Schulzen meinen, daß der Rat sich nicht mehr spotten lassen dürfe. Sie setzen einen Schergenlohn aus. Adriaan ist aber nirgends zu erfahnden.

Nach etlichen Wochen erhält Kornelis Witsen einen Zettel mit deutlichen Winken, dreihundert Gulden ist die Forderung.

Adriaan fährt aus dem Mittagsschlafe auf.

Erstickende Sommerhitze durchsengt die mürben Schindeln der Spelunke. Adriaan schleppt sich matt an die Luke seines Unterschlupfes. Über der weißen Straße kocht die Luft. Dunst steht auf den Weideplätzen und gilbenden Feldern. Das Vieh ruht, kaum daß die Ohren zucken, wenn das Geschmeiß zu lästig wird.

Sieben Wochen, sieben endlose Wochen ohne eines Freundes Stimme. Kein Wort über Doortje und den Kleinen. Keine Bücher. Mutlose, feindselige Gedanken. Wie blasse, drückende Schatten schleichen sie und verhöhnen unablässig sein Lebenswerk. Kein Trost, kein Frieden. Nur diese lastende Tatlosigkeit, die seine Kraft zum Wahnsinn stachelt. Nichts ist vor seinen Händen sicher.

Drei Männer treten in die Schank, der erste trägt eine Mappe, die mit einem roten Bande zugebunden ist.

«Was Neues aus Amsterdam», ruft er und schwenkt die Mappe.

Troetelkind springt vom Stroh auf.

«Den gesiegelten Schuldbrief vom Magistrat!»

«Du verlangst zu viel. Herr Kornelis Witsen besteht auf zweihundert, wenn du nicht willst, bleibt alles beim alten.»

Troetelkind flucht. Joppie zieht ihn in eine Ecke und redet auf ihn ein. Die drei lassen sich auf den schmutzigen Bänken nieder.

Adriaan preßt sein Ohr an den Boden, er hat den Namen des Schulzen vernommen.

Alles bleibt stumm ... vielleicht ...

Da knarrt die Treppe von vorsichtigen Schritten.

Adriaan schnellt in die Höhe, langt nach dem Degen. Die Scheide fällt leer vom Korbe. Die Klinge ist abgefeilt.

Er faßt einen Schemel.

Die Tür knackt leise unter behutsamem Druck. Im Schlafe wollen sie ihn überfallen. Die morschen Angeln geben nach. Troetelkind bricht unter Adriaans Hieb zusammen. Die drei Amsterdamer überwältigen den Wütenden, binden

ihm Beine und Hände, schleppen ihn hinunter, werfen ihn auf den Wagen.

Dann fort, so schnell als möglich aus dem Waldeckschen.

Wochenlang ist er hinter dem Gitter gelegen. Dann wünschen sie zu Ende zu kommen, daß die Prädikanten endlich verstummen. Unter den Schöppen waren etliche gesessen, die mit ihm pokuliert hatten, als er noch in Sammet gegangen war.

Adriaan bekennt sich trotzig zu jedem Satze des «Lichts in Finsternissen». Die Schöppen zucken mit den Achseln und blicken voll Verdruß. Leid ist den meisten um ihn.

Erst als Witsen die Frage stellt, wer ihm eigentlich bei alledem geholfen habe, und er jegliche Genossenschaft leugnet, werden sie unwillig und fordern peinliche Quästion.

Allein man läßt ihn in der Peinkammer nicht allzuhart an.

«Hat Euch Doktor Lodewijk Mayer nicht beigestanden?»

«Nein.»

«Doch wohl der Jude Spinoza!»

«Nein, ich habe alles allein getan.»

Gut, er nimmt's auf sich. Sie gehen zu beraten.

Lang können sie nicht zum Urteil kommen. Die meisten glauben, ein Exemplum tue not: «Er soll aufs Schafott, das am Dam zu errichten ist, der Henker soll ihm den rechten Daumen abhauen, seine Zunge soll mit einem glühenden Pfriem durchstoßen werden, dreißig Jahre ins Rasphaus, alles Gut soll konfisziert werden, seine Bücher aber verbrannt.»

Da aber steht der Schöppe Bontemantel für ihn ein und Jan Hudde: «Mit geringerer Buße sei dem Kirchenrat genug getan, denn die Ehre des Evangeliums bedürfe des weltlichen Armes nicht. Sie sollten den Geist des heiligen Kreuzturms nicht beschwören und die Gelahrtheit sowie den Glauben des Ketzers, im Lichte zu wandeln, billig ansehen.»

«Also, was meint unser Schöppe Bontemantel!»

«Was ich meine? Zehn Jahre, statt dreißig ,auf den

Heiligenweg‘ und weitere zehn Verbannung aus Stadt und Bannkreis, eine Meile in der Runde. Sechstausend Gulden obendrein.»

Damit geben sie sich zufrieden.

*

Die Angeln des Zuchthauses pfeifen ihr sauberes Lied. Im Torfirst ist ein Stein eingelassen: ein Fuhrmann peitscht zwei Bestien vor einem Karren, auf dem sich Sägen, Raspeln und Feilen häufen.

Adriaans Nacken ist krumm. Sein Blick schleppt am Boden. Er wankt die Torstufen hinauf.

Dann stutzt er und starrt auf die Säule inmitten des Hofes. Dort windet sich ein gebundener Mensch unter Geißelhieben. Adriaan fühlt jeden Hieb.

Ein Stoß in den Nacken bringt ihn zur Besinnung. Er stolpert willenlos vorwärts.

Vor einer Tür bleiben sie stehen. Adriaan sinkt auf die Fliesen. Der Mensch wird noch immer gestäupt. Auf der Säule steht die Justitia mit Waage und Schwert. Inzwischen ist die Übernahme geschehen. Ein Mann schreit ihn an. Er folgt in eine Kammer. Die Tür wird hinter ihm geschlossen.

Als sei er in ein stickendes Dunstbad getaucht. Er öffnet seine Jacke. Scharfer Schweißgeruch und Fäulnisgestank. Sein Aug ist noch blind. Er lehnt sich an die Tür. Irgendwo müssen Menschen schlafen: es schnarcht, es stöhnt.

Dann kreischt der Schlüssel. Adriaan tastet vorwärts. Der Geprügelte taumelt herein, an Adriaan vorbei, gegen die andre Wand zu. Dort bricht er nieder.

Wildes Gefluche, Stoßen, Keuchen. Er muß auf einen Schläfer gesunken sein. Auch die andern erwachen und knurren schlaftrunken. Endlich hat jeder seinen Platz auf dem grauen Lumpenhaufen. Sie schlafen, der Geprügelte wimmert.

Adriaan kauert in einem Winkel nieder. Die Mauer ist

kühl und naß. Seine Zähne schlottern, dabei glüht es in ihm. Sein Kopf sinkt an die Mauer zurück. Um seine Brust legt sich's wie Sterbensnot.

Da leuchtet es aus der Wand drüben, ein Heilandskreuz. Heller und heller. Adriaan hockt erstarrt. Riesengroß wächst das Kreuz durch die niedrige Wölbung hindurch in den Himmel hinein. Und der Heiland ist rot von Striemen. Sein Blut sickert unter dem Gedörn hervor, die dünnen Haarsträhne sind vollgesogen, an ihren Enden schwillt es zu Perlen und fällt dann nieder. Adriaan hört die Tropfen. Der Heiland hat einen müden, grämlichen Zug um den blassen Mund, als gereute ihn das Erlösungswerk.

«Du armer Heiland, du», ächzt Adriaan. Der Geprügelte wimmert leise.

Am Morgen wird er auf den Hof gelassen. Da stehen sie alle in einer langen Reihe, Junge und Alte. Zwei und zwei werden an eine Kette geschlossen und dann abgeführt. Adriaan muß vorerst in die Küche, dort sengen sie ihm die Haare ab. Der Geprügelte von gestern wartet im Hofe. Sie werden aneinandergekoppelt. «Komm», sagt der Gefährte und schleppt die Kette einen Schritt voraus.

Adriaan wischt sich die brenzlige Asche vom Schädel. Er kann noch keinen klaren Gedanken fassen. Wie ein Traumleben spielt alles um ihn und in ihm.

Sie treten in einen dumpfigen Raum. Vor der Krippe liegt das Brasilienholz. Der Gefährte legt seine Kleider ab, wirft ein Holz auf die Krippe und setzt die Säge an.

Adriaan sieht ihm stumpf zu.

«Zieh dich aus, faß an!»

«Es ist kalt.»

«Dir wird schon warm! Der Posten muß vor Sonnenuntergang aufgeraspelt sein, sonst geht's zu Meutje Clara ins Bad über die Nacht.»

Adriaan faßt die Säge. Der andre arbeitet wortlos und gehetzt. Scheibe um Scheibe fällt ab. Adriaan will sich ent-

kleiden, aber der andre hält nicht ein, bis der Stapel zersägt ist.

Adriaan sinkt erschöpft auf die roten Holzscheiben. Der Gefährte jagt ihn auf und verteilt die Scheiben in zwei gerechte Haufen.

«Dort hast du deine Raspel. Das da mußt du fertigbringen.»

Er zeigt die Hantierung. Adriaan wirft seine Kleider ab.

Zur Mittagsstunde sitzt er völlig ausgenommen am Hofpflaster in der Sonne. Er würgt an dem Erbsenbrei.

«Was hast du mit Meutje Clara gemeint?»

Der andre grinst.

«Da ist doch früher ein Nonnenhaus gewesen. Sinte Clara hat auf der Säule gestanden anstatt der Waagfrau.»

Adriaan nickt.

«Also, wenn du dein Holz nicht fertig bringst, mußt du über Nacht ins Bad. Da lassen sie fort und fort Wasser ein, du kannst dann die ganze Nacht nur pumpen, daß dein Maul ober Wasser bleibt. Das ist der Mutter Clara ihr Bad. Ich war nur einmal drin.»

Adriaan schaut hinüber auf die Justitia, die Waagschalen schaukeln. Dann streift sein Blick den andern. Der ist über und über von einer roten Staubschicht bedeckt, durch die ein Schweißgerinnsel zieht wie ein verdorrtes Adernetz.

Sie gehen an die Raspeln. Adriaan kann bald nicht mehr, keuchend lehnt er an der Mauer, die Sinne schwinden ihm.

Als er aufwacht, hat der Gefährte auch seine Arbeit getan. Er will ihm danken, doch der andere streichelt ihm über den Arm.

«Du kannst es mir heimzahlen, bis wir frei sind.»

«Das dauert zehn Jahre.»

«Bei mir noch elf und ein halbes.»

«Hast du auch den Prädikantengott geleugnet?»

Der andre schaut ihn verständnislos an.

«Den Prädikantengott? Du bist doch nicht so recht? Das

hab ich gleich gesehen. Ich hab nur dem Kaufherrn Jan Verloove ein Aug ausgeschlagen. Er hat mich nämlich einen Lumpen geheißen. Das ist so gekommen: ich hab ein Schweiggeld wollen, weil er in seinen Pfeffer Streusand mischt. Es ist ein unglückseliger Schlag von mir gewesen.»

Allmählich findet sich Adriaans Körper in die Arbeit. Seine Hände sind schwielig, seine Nägel stumpf und blutrot. Sein Blick ist erloschen.

Der Gefährte hat ihm ein Lager abseits von den andern Zuchtbuben zugerichtet. Adriaan fühlt die zärtliche Bewunderung kaum. Er raspelt und schläft, schläft und raspelt. Seine Haut ist schmutzig und übelriechend, sein Geist liegt. Die furchtbare Müdigkeit hilft ihm davon.

Er hat dem Kettenbruder in einer Wetternacht, die sie nicht hat schlafen lassen, sein Leben erzählt. Seither betet der Gefährte des Abends an seinem Lager. Und Adriaan hört zu: geschlossenen Auges liegt er auf den Laken, alle Muskeln entspannt, alle Sehnen gelöst, todmüde. Der andre kniet neben ihm.

Da sieht er manchmal das üppige Weib und den Knaben auf ihrem Arm. Ob Reinert nach ihm fragt? Warum hat er damals nicht nach des Weibes Willen getan! Es müßte alles so einfach gewesen sein. Auch Lodewijk hat sich gegen ihn gestellt. Als hätte er ins Verderben rennen müssen! «Die Wahrheit hat leise Sohlen», so hat Spinoza gesagt. Sie waren alle anders. Fremd waren sie, sie haben ihn nicht begriffen. Er sich selber nicht. Das Leben ist ein verworrenes Netz, alle liegen gefangen drin und zappeln.

Er hört die betende Stimme. Was ist alle Menschenwahrheit gegen diesen Trost! Er betet mit. Alle Tage betet er eifriger. Er denkt nicht an den Gott des andern dabei, nur an die demutsvollen Worte, den friedlichen Klang der Silben denkt er. Die Einfalt tut ihm wohl.

*

An einem Herbstmorgen wird er losgekoppelt und in den Hof gelassen. Benediktus erwartet ihn. Er merkt, wie der Freund vor seinem roten, überschwitzten Körper zurückzuckt und die gebotene Hand zögernd faßt.

«Ja, Benedikt, so weit bin ich.»

Sie setzen sich auf eine Steinbank.

«Simon ist gestorben, ich komme von seinem Totenbett. Er hat noch in der letzten Stunde an Euch gedacht.»

«Da wollt Ihr nun gleich den anderen Toten auch sehen.»

«Ihr sollt nicht lange mehr hier bleiben, Adriaan. Hooft und Bontemantel werden es durchsetzen, daß man Euch in das «Reuigen-Haus» bringt. Nur — Ihr müßt mir die Botschaft vergeben, ich habe sie schweren Herzens übernommen — nur sollt Ihr abschwören.»

«Abschwören soll ich ...?»

«Den ‚Blumhof' und das ‚Licht'. Der Kirchenrat besteht darauf.»

«Und dann, dann komm ich hinüber? Weg von da?»

Adriaan steht zitternd auf, seine Augen leuchten. Er faltet die Hände.

«O Gott, o Gott! Du bist gnädig und barmherzig mit mir!»

Benediktus sinkt erschüttert in sich zusammen, er beschattet sein Gesicht, daß die Tränen nicht sichtbar werden. Adriaan murmelt Gebete, aus denen die demütigsten Worte klingen. Allmählich wird er ruhiger. Er schaut verwundert auf den Freund nieder.

«Geweint, Benedikt? Warum? Freut Euch mit mir und dankt Gott.»

«Ich wünschte nur, daß ... daß Ihr bald frei wäret!»

«Ihr sagt doch, daß es bald sein wird!»

«Etliche Wochen wird es noch dauern.»

«Wochen, was sind Wochen gegen zehn Jahre!»

«Und Ihr werdet widerrufen?»

«Ja so! Das könnt Ihr nicht verstehen! — Benedikt, Euch fehlt eben die Brücke von heut zu meinem Leben. Die

werdet Ihr auch nicht finden. Worte gibt's keine dafür. Aber wißt Ihr, ich bin hinter unsre Wahrheit gekommen. Die ist nichts als so ein Feiertagskleid: sie steht einem gut an, wenn man verschlafen aus den Daunen hüpft und sich zum Frühstücksbraten setzt.»

«Adriaan ...»

«Zieht mit Gott, Benediktus, Ihr habt mir Hoffnung und Vertrauen gebracht.»

Er wird wieder an den Gefährten geschlossen. Aber er rührt keine Hand zur Arbeit.

«Schau, daß du fertig wirst! Denk an Meutje Clara!»

Adriaan erzählt sein Glück.

«Du sollst schon hinaus? Warum gerade du?»

«Das macht die Kraft meines Gebetes.»

«Du? Deines? Ich hab gebetet, nicht du! Und ich und die andern müssen büßen.»

Adriaan wird spitzfindig in seinen Argumenten, er redet wie ein Prädikant. Während der Gefährte weiter arbeitet und nur hie und da seinem Unwillen Luft macht, sitzt er auf seinen Holzscheiben und führt Beweise. Es ist ihm die Zunge gelöst. Auch nachmittags feiert er.

Der andere raspelt stumm weiter, wirft nur ab und zu einen verschlagenen Blick auf den unberührten Holzstapel Adriaans hinüber.

Am Abend wird Adriaan vor den Regenten gebracht. Er sucht sich zu verteidigen, allein da findet er kein Gehör.

«Was — dein Freund! Aaskerl, und wenn's der Oberschulz selber wär! Solang du hier bist, mußt du nach meinem Willen tun! Heut Nacht kannst du nach dem Pumpenschwengel beten, vielleicht steht dir Sinte Clara bei!»

Er wird an ein morastiges Loch geführt, muß eine Leiter hinunterklettern, dann wird die Leiter hochgezogen und der Zugang versperrt.

Aus einem Mauerriß fließt Wasser zu. Er steht bis an die Knie im Schlamm. Es quillt an ihm empor. Er tastet

nach dem Pumpenschwengel. An der Gewölbkuppel hängt ein Lämpchen. Das war eine Vergünstigung. Andre müssen im Finstern um ihr Leben pumpen.

Adriaan schaut hinauf. So ein armseliges Licht und was für ein Labsal!

Er singt: «Die ihr in Glanz und Wollust atmet, was wißt ihr von den heimlichen Tröstungen eures Lebens, ihr stumpfen Seelen! Ihr solltet einmal nur in meinem Brunnen stehn! Wie wolltet ihr des Lebens froh werden und demutsvoll in eurem Überfluß!»

Das Wasser steigt kühl an seine Brust. Er arbeitet. Allmählich sinkt es bis zu den Hüften. Es färbt sich rötlich. Das Fleisch leuchtet wieder. Adriaan sieht es wie eine Heiligung. Er wäscht Kopf und Hals.

Ein zerpflücktes, verzerrtes Bild flimmert ihm aus dem Wasser entgegen.

Er wartet, bis sich der Spiegel glättet.

Fremder Schädel. Fremde Augen. Fremde Wangen. Näher taucht das fremde Gesicht.

Wo ist die hohe, glatte Stirn? Blöde, hochgezogene Brauen.

Dumme Querfalten. Die Augen liegen hohl. Der Mund klafft. Die Wangen schlaffen.

Das fremde Gesicht steigt ... steigt.

Was ist mit dir? Adriaan, Adriaan!

Was haben sie aus dir gemacht!

Er zerschellt mit einem Faustschlag das Spiegelbild.

Aber die Fläche wird wieder glatt. Er starrt entsetzt hinab.

Sein Leben ballt sich zu einem rasenden Ekelschrei. Er erwacht, fürchterlich nach vielen Wochen des Dämmerseins erwacht Adriaan Koerbagh.

Was haben sie aus dir gemacht!

Nach der höchsten Befreiung hast du gerungen — für sie alle, die dich vernichten. Den Flamberg hast du in reinen Händen gehalten, den heiligen Kampf mit ihm geführt, stolz, unerbittlich. Und sie, sie haben dich verraten. An das

«Reuigen-Haus» haben sie dich verraten! Abschwören willst du! So elend tief haben sie dich gezwungen ...

Das fremde Gesicht ist seinem Munde nahe, als wolle es ihn küssen. Adriaan taumelt zurück. Der Pumpenschwengel entschlüpft seiner Hand. Die Füße gleiten in dem gelockerten Moraste aus. Er streckt die Hände zum Licht, eine rauschende, gelbe Masse über ihm ...

Adriaans Gefährte hat keine Ruhe gefunden. Um Mitternacht pocht er an die Zellentür, bis der Wachtsoldat kommt. Sie sollen zu Meutje Clara hinüber, der dort sei nicht recht bei Verstand. Der Soldat beschimpft ihn, aber der geängstigte Zuchtbube läßt nicht nach. Endlich holt der Soldat einen Kameraden.

Das Licht in der Wassergrube ist erloschen. Einer muß die Laterne holen. Aber totenstill ist's in der Grube. Und das Wasser steht voll, weit über Manneshöhe.

An der Paviljoensgracht liegt der Heiligengeisthof; ganz am äußeren Ringe des Haag.

Sechsunddreißig ebenerdige Häuslein sind in ein großes Viereck gestellt. Jedes hat ein Zimmer und eine Küchenkammer. Alle Zimmerfensterchen schauen in das große Viereck hinein. Und aus jedem lugt in der stillen Abendstunde, wenn die sechsunddreißig Blütengärtchen des Hofes ihre Kelche schließen, ein runzliges Frauenbild, um Stirn und Wangen die schneeweiße, breite Hollandhaube getan.

Sie haben den Tag über alle Welt zusammengeschwätzt. Jetzt aber ist Feierzeit nach der tüchtigen Zungenarbeit. Der Abendsegen ist gesprochen und sie harren verständig des Friedens. Manch eine denkt ihres Abends und ihrer künftigen Nacht, die über ein geringes den Sternenhimmel ausbreiten wird, an dem die guten Lebenstaten und die frohen Lebenstage bis in alle Ewigkeit leuchten sollen zu des barmherzigen Schöpfers Preis.

Jenseits der Paviljoensgracht hat der Zimmermaler Hendrik van der Spyck sein Haus. Das überragt die Heiligengeisthäuslein um Stock- und Giebelshöhe.

An einem Fenster des Stockwerks sitzt Benediktus de Spinoza. Auch er genießt den Frieden des Geisthofes. Ein Brief von Clara Maria liegt auf dem Fensterbrett, sie lädt zur Hochzeit nach Amsterdam. Fünfzehn Jahre war sie mit dem Heilmeister Kerckrinck verlobt. Sie hat gemeinsam mit ihrem Vater viel Lorbeer eingeheimst. Die Lateinschule blüht wohl, aber Doktor Franziskus und Domina Clara lassen ihr Kähnlein lieber auf dem breiten Rücken des Literaturstromes hintreiben. Das Lateinlehren besorgen andre.

Benediktus wird nicht zur Hochzeit fahren. Ihm sind die

alten Weiblein vom Heiligengeisthof besser anzuhören. Sie haben verständige Stimmen und reden sanft mit ihm, als sei er ihres Alters, trotzdem eine jede seine Großmutter oder Mutter sein könnte. Sie sind schon ferner von den Lügengebärden. Das Singelhaus aber ist eine Schaubühne.

In den Heiligengeisthäuschen brennen keine Lichter, dort vertreiben sie die Dämmerung nicht. Alle haben Zeit, und das Leben war lang und reichlich.

Was bedeutet aber dem Singelhause das Leben? Ein buntes, atemloses Ringelrennen. Fünfzehn Jahre sind ihnen unversehens dahingejagt. Für Benediktus und die Seinen waren sie aber lang und reichlich.

Simon ist mit dankbaren Worten auf den erblassenden Lippen fortgegangen, Adriaan ist gramvoll versunken, in beiden hat eine neue Welt geklungen; in Simon wie eine sanfte, erwachende Harmonie, in Adriaan laut und zornig wie das letzte Gericht. Beelthouwer ist seinen unbekümmerten Schritt gegangen und hat die Zeit des redlichen Sterbens wahrgenommen. Jelles hält seiner Art Treue. Lodewijk aber, der immer die Oberfläche gesucht hat, wird der schönen Clara ein Hochzeitspoema dichten.

An diesen Reigen schließen sich viele. Die andern. Das Laubfüllsel des Kranzes: die ihn vertrauensvoll suchten und dann ärgerlich verließen — die ihn mit stolzen Worten zu widerlegen strebten und dann heimtückisch bekämpften — die ihn für eine Zeit wie einen Seher priesen, dann aber es nützlich fanden, ihn zu verleugnen, so hat auch Oldenburg getan — und die ihn von Anbeginn beneideten und haßten, wie Keezer. Sie alle haben die Schale seines Lebens angefüllt, daß sie fast überströmt.

Preis und Verachtung, Ruhm und Schmähung, Wissensdurst und Neugier, Demut und Überhebung haben sich unter das Schwirren und Kreischen seines Schleifrades gemengt, auch Entsagung und Krankheit haben es übertönt, so daß die Arbeit nur mühselig vonstatten ging. Eines aber ist ihm, leuchtend von den großen Sternen seines Himmels, in armen

und reichen Tagen geblieben: das heilige Land der hohen Liebe und Gotteswahrheit.

Sein Lebenswerk geht der Vollendung zu. Auf den letzten Giebelsteinen ruht die Kelle. Sie soll für den großen Gott streiten: Ethika!

Pamphlete und Episteln, die sie von allen Lehrstühlen der Niederlande und Deutschlands gegen seinen theologisch-politischen Traktat schleudern, werden vor diesem Bau zu Boden fallen wie Speere, von kraftlosen Kinderarmen geworfen. Seine «Ethik» wird eine Botschaft sein, gewaltig für alle. Und die reines Geistes sind, werden sie Frohe Botschaft nennen.

Ein leises Pochen.

Freigraf Charles de St. Denis, Sieur de Saint-Evremond, steht in der Tür. Niemand möchte der kleinen, zierlichen Gestalt zumuten, daß sie den Marschallstab von Frankreich geführt hat; jetzt stützt sie sich ein wenig vorgeneigt auf einen langen Ebenholzstecken. Die Oberlippe trägt ein gezwirbeltes, schwarzgefärbtes Bärtchen, das höfliche Gesicht ist von zahllosen Furchen durchzogen, als solle es ein Konterfei des Freistaates geben, in dem Sieur de Saint-Evremond seine Tage zu beschließen gedenkt.

«Ihr bemüht Euch herauf, Comte?»

«Ich lasse mir das nicht nehmen, ich würde mir alt vorkommen, Eure Treppe, eine Leichtigkeit für mich! Ich habe Euch warten lassen. Hochwichtige Dinge, verzeiht. Die Reihe des Abholens war an mir, ich hatte nicht vergessen. Aber — hochwichtige Dinge ...»

Sie steigen hinunter, um den Spaziergang anzutreten. Der Greis hängt sich vertraulich an Spinozas Arm.

«Ihr dürft nicht erschrecken, Monsieur Benedikte, unserem Freunde und Gönner, dem Ratspensionär, droht — soweit ich zu sehen vermag — Gefahr. Ich werde mich verdammt wenig irren. Eben hat Beuningen die Nachricht von einem Bündnisse des Sonnenkönigs und des Stuart gebracht.»

«Unmöglich! Karl II. gehört zur Allianz.»

«Unmöglich, o Gott, was ist in der Politik unmöglich! Dieser mörderische Vertrag ist schon seit einem Jahre geschlossen. Die Niederlande sind dem Sonnenkönige ausgeliefert.»

«Wie findet sich der Ratspensionär drein?»

«Ich habe ihn zum ersten Male fassungslos gesehen, das heißt, nur einen Moment. Die Anwesenden scheinen seine Stimmung nicht bemerkt zu haben, nur der Admiral Kornelis und das Fräulein. Aber ich habe gesehen, wie sich seine Pupille auftat vor Schreck. Ihr müßt bedenken, ein Landkrieg findet die Niederlande entblößt.»

Während St. Denis und De Spinoza ihren, sonst gelassen-meditativen, nun aber äußerst politischen Spaziergang die Paviljoensgracht auf- und niederführen, sieht man berittene Kuriere vom Hause des Ratspensionärs auf dem Kneuterdijk nach allen Richtungen sprengen.

Im Arbeitszimmer geht Jan unruhig vom Tisch zum Fenster, vom Fenster zum Tisch. Johanna, die Schwester, folgt ihm mit besorgten Blicken. Endlich tritt Kornelis ein.

«Alles abgefertigt. Beuningen kann noch in dieser Nacht über den Kanal, der Wind ist günstig.»

Jan atmet auf.

«Sie werden dir eine solche Verhandlung übelnehmen», fährt Kornelis fort. «Du bist demütig, wo du zuschlagen solltest. Beuningen wäre besser nach Paris gereist.»

«Wir brauchen Frieden, Frieden, um alles in der Welt, Frieden. Noch ein Krieg, und um des Prinzen Stirn schließt sich unlöslich der Kronreif. Wir kämpfen nicht um uns, Kornelis. Die Witten werden zu fallen wissen. Aber Hollands Größe liegt in der Freiheit. Triumphieren Oranien und Calvin, wird Holland in die Ränke einer fürstlichen Hauspolitik gezogen und seine Freizügigkeit mit der religiösen Schere beschnitten, dann ist das Blut unserer Geschlechter nutzlos geopfert worden.»

«Und wenn der Franzos doch ins Land fällt?»

«Er wird nicht. Alles ist ein plumpes Spiel für Oranien. Bourbon wird nicht mit dem Stuart ein Bündnis schließen, um dem Sohne Marias von England die vermeintliche Krone zu schmälern. Die Niederländer sollen nur schmecken, daß ihr Freistaat in Zeiten der Welttyrannis ein ewiger Streitapfel auf dem europäischen Bankett bleibt. Würde der Prinz den Goldstreifen tragen, so läge die Welt in der Friedenssonne. Gegen die Republik, nicht gegen die Niederlande zielt alle Heimlichkeit. Es gilt, Kornelis. Loovestijn oder die Freiheit!»

«Ich werde die Sorge um die Südstaaten nicht los.»

«Solange die Hollandflotte, die Witten und De Ruiter leben, ist Holland fest.»

Johanna erhebt sich, sie umarmt ihren Bruder. Kornelis sieht zu und zuckt die Achseln.

«Ich gehe nach Dortrecht zur Mutter. Ich will sehen, was das Volk meint, unterdes leb wohl, Jan. Gott schenk deinen Worten ein Ohr!»

Johanna geleitet Kornelis.

«Er hat sich wiedergefunden», flüstert sie. «Wenn er nur gutes Mutes bleibt!»

Kornelis nickt ernst.

Als der Pensionär die Schritte seiner Geschwister nicht mehr vernimmt, sinkt er matt in einen Polsterstuhl und vergräbt sein Gesicht in die Hände.

Das Unwetter erhebt sich unerbittlich, unabwendbar. Die Freiheitssonne der Niederlande sinkt. Jan de Witt, der Schwan, schwingt zum letzten Flug aus.

In den Provinzen und Generalstaaten fordert man den Prinzen als Kriegsherren.

Noch einmal hebt Jan de Witt seine Stimme: «Wohl ist das Landheer schwach, und die Festungen mögen hinfällig sein. Aber keine Macht der Erde kann wider die Flotte, und die ist mein Werk. Der Prinz mag das Landheer führen, die Flotte gehört unter De Ruiters Stab.»

Einmal noch siegt Jan de Witt im Rate, die Ernennung des Prinzen zum General-Kapitän fällt.

Allein Jan de Witt traut seinen Hoffnungen selbst nicht mehr. Er hat voll Bitterkeit gesprochen.

Turenne, Condé und der Marschall von Luxemburg überschwemmen den Süden. Die Bischöfe von Köln und Münster stehen zu ihnen. Oberyssel ergibt sich ohne Schwertstreich, und der Prinz muß mit den armseligen Zwanzigtausend zurück. Die Franzosen stehen am Rhein. Das Landvolk ist nach Norden geflüchtet. Keine Menschenseele leistet den Plünderungen Widerstand.

Im Zollhause bei der Yssselmündung räuchern sie einen alten Bauern aus dem Heu. Er soll sie hinüberführen, doch er hat einen niederrheinschen Dickschädel. Da werfen sie ihn auf den Boden und geben ihm einen Schwedentrunk, nur Branntwein statt Jauche. Das überzeugt den Katholiken gegen den calvinischen Norden. Er führt sie durch den Rhein.

Der Prinz weicht von Yssel nach Utrecht. Die Vorposten der Franzosen stehen in Holland. Utrecht ist ein Tollhaus geworden. Sie wollen dem Prinzen die Tore nicht öffnen. Sie verhindern die Vorstädte abzubrechen. Sie wollen's nicht glauben, nein, sie wollen's nicht glauben. Die Franzosen präsentieren sich alsbald in Person.

Yssel, Geldern, Utrecht liegt unter den Siegern. Utrecht bleibt Hauptquartier. Die Republik hat keine Vorwerke mehr. Hollands Leib schüttelt das Angstfieber. Jeder glaubt das blitzende Richtschwert über sich. Sie schicken Weib und Kind mit Geld und Gut nach England, Dänemark, Hamburg. Fort, nur fort. Oder sie vergraben ihre Schätze. Handel und Wandel stehen. Kein Arm wagt die Abwehr. Nur warten und warten.

Im Kanal ringen De Ruiter und Kornelis gegen York.

Der Kampf bleibt unentschieden. Jan sucht die Feinde durch geheime Verhandlungen hinzuhalten. Alles hofft auf den Frühling. Die Wasser müssen frei werden. Der Feind

bringt ins Überschwemmungsgebiet, da müssen die Wasser frei sein.

Am Haager Schloßteich steht Tauwasser auf dem Eise. Jan geht dem Ufer entlang. Durch die laubleeren Äste grüßt ihn sein Haus.

Eine stürmische Ratsversammlung hat sich hinter ihm geschlossen. Immer unzufriedener werden die Herren. Seine Partei schmilzt wie der Schnee.

Oft werden ihm der wenigen Schritte zum Kneuterdijk zu viele. In seinen vier Wänden ist Ruhe, sonst nirgends mehr. Dort warten seine beiden Knäblein und die stille Schwester.

Als seine Hausfrau Wendela vor vier Jahren starb, meinte er den Schmerz nicht verwinden zu können und jetzt segnet er ihren Tod. Damals war er auf seines Ruhmes Höhe gestanden. Es ist ihr erspart geblieben, den Wittenstern verblassen zu sehen.

«Steh Hollandfeind! Vaterlandsverkäufer! Franzosenkriecher!»

Die beiden Brüder Van der Graaf dringen auf ihn ein. Er hat gedankenschnell den Degen herausgerissen und hält sie im Schach, Schritt für Schritt nach seinem Hause weichend. Da fallen ihm zwei in den Nacken und durchbohren seinen Rücken. Er taumelt besinnungslos nieder.

Die Kunde des Mordanschlags verbreitet sich in den Provinzen, noch ehe Jan wieder zu Bewußtsein gekommen ist. An vielen Orten feiern sie heimlich die Graafen als Retter des Vaterlands. Man hat die Mordbuben entwischen lassen. Überall werden die Orangisten laut. Das ewige Edikt muß fallen.

Die Franzosen erwarten zu Utrecht die Landungsbotschaft ihrer Verbündeten, allein die See ist wider die Hollandfeinde. Ein Unerhörtes geschieht: die See hält ihren Atem an, zwölf Stunden ebbt sie. England muß vor De Ruiter weichen. Die See verläßt ihr liebstes Volk nicht.

‚Ich steh' bei dir, ich, deine Mutter, die dich groß gezogen hat. Sei ruhig, Holland.'

Kornelis muß ans Land getragen werden, er ist fieberkrank.

Mit einem Freudenlaut eilt Johanna an das Lager des Verwundeten, auch Kornelis steht schwerfällig auf.

Jan hat die Augen aufgeschlagen und versucht sich emporzurichten, aber die Binden halten ihn.

Allmählich gewinnt er die Erinnerung.

«Kornelis ... nicht auf See?»

«Krank.»

«Sind die Grachten voll? ... Ich sehe die Sonne ... ist es lang her ... sprecht.»

«Vierzehn Tage, Jan. Du sollst nicht viel reden. Draußen ist Sonne und Frühling.»

«Kornelis ...»

«Die Wasser steigen, Jan.»

Der Kranke seufzt erleichtert und schließt die Lider.

«Die Wasser steigen. Die See wird Holland retten ... Jan de Witts Auge war blind ... des Prinzen Arm zu schwach. Die See wird Holland ...»

Dann heftet er wieder die Augen auf Kornelis' Züge.

«Ist etwas geschehen, Kornelis?»

Johanna beugt sich über ihn.

«Jan, du mußt Ruhe halten. Der Chirurg sagt, daß du in wenigen Tagen aufstehen wirst, wenn du ruhig bleibst.»

«Kornelis ... nicht schweigen!»

«Das ewige Edikt ist gefallen.»

Jan lächelt nur.

«Sie haben ... vierzehn Tage benutzt.»

Da fällt Kornelis vor dem Lager auf die Knie.

«Jan, auch mich haben sie gezwungen ... ich halt's nicht aus ... du mußt es hören, Jan!»

«Erzähl, Kornelis.»

«Ich bin nach Dortrecht gebracht worden. Ich liege im

Bett, der ganze Rat kommt in die Fieberstube, an der Spitze der Dominus Klerkius. Sie tragen ein schweres Testimonium auf Eselshaut mit dem Siegel der Stadt. Allerorts seien derlei Testimonien verfaßt, sagen sie. Darin werde überall die Abschaffung des Edikts verlangt. Die Ratsherren, Prädikanten, alle Personen von Rang hätten unterzeichnet, auch ich müßte. Ich habe ihnen die Tür gewiesen. Ohne ein Wort. Aber sie sind nicht gewichen. Das war ein endlos Geschrei. Hundertmal haben sie den Kiel in die Tinte tunken müssen und er ist ihnen immer wieder eingetrocknet. Endlich hab' ich meinen Namen hingeschrieben, aber ein ‚Vi Coactus' darunter gesetzt. Das hat der Klerkius gesehen. Die andern wollen sich schon zufriedengeben, er aber stellt sich in die Tür, erhebt ein dröhnendes Geschrei von Verrat und Niedertracht, daß allen die Haare zu Berge stehen. Er erläutert die Glosse, die unter meinem Namen steht, die sie der Gewalt beschuldigt. Viel hat nicht gefehlt und sie hätten mich umgebracht. Die Mutter beschwört mich und bettelt. Da hab' ich das ‚Vi Coactus' ausgestrichen.»

Kornelis preßt die Stirn in die Decken. Jan legt seine Hand auf ihn.

«Sei ruhig ... im Fieber ... und die Mutter, alt ... . gebrechlich.»

Johanna steht am Fenster und weint lautlos.

«Was ist mit den Mordbuben geschehen?»

Der Admiral richtet sich auf.

«Der jüngere Graaf ist festgenommen worden. Das war mein Erstes. Der andere ist entflohen.»

«Haben sie ihm den Prozeß gemacht?»

«Er ist enthauptet worden.»

«Was sagt das Volk?»

Kornelis wendet sich ab.

«Mein Gott — das Volk ...»

Dem wunden Manne zu berichten, daß man das Andenken dieses Wegelagerers feiert, hat Kornelis nicht das Herz.

*

Die Versöhnung De Ruiters und des jungen Tromp ist auf Wunsch des Prinzen geschehen. Noch ehe Kornelis de Witt zur Flotte zurück kann, werden die beiden von Amalia von Solms und Wilhelm im Oraniensaal empfangen.

De Ruiter, ein Feind der lauwarmen Unterhaltung, hat bald seinen Urlaub genommen, er hat Tromp und den Staatsrat Van der Graaf, den Vater des Hingerichteten, beim Prinzen zurückgelassen.

Der Prinz blickt zu Boden und ringt mühsam darnach, seiner Erregung Herr zu werden.

Er hat von Kindheit auf unter dem Zwiespalt seiner Erscheinung und seines Wesens gekämpft. Die hohe, schlanke Gestalt, das blasse, verschlossene Gesicht erinnern an die englische Mutter. Seine Muskeln scheinen laß, müde seine Augenlider. Aber in seinem Blut brennt die Leidenschaft des Vaters.

Wenn Tromp und Graaf wüßten, wie ein jedes ihrer Worte die ehrgeizigen Träume seiner Nächte aufpeitscht, wie weit geringerer Kraft es bedürfte, sein Gewissen zu betäuben!

«Vielleicht bin ich zu jung, zu unerfahren, die Staatsnotwendigkeit einzusehen», kommt es zögernd von seinen Lippen, das erste geneigte Wort.

Tromp schnellt in die Höhe.

«Durch meine Versöhnung mit De Ruiter beweisen Eure Hoheit das Gegenteil. Die Zeit ist da. Jan de Witt darf nicht vor dem Rate erscheinen, ehe seine Verbannung beschlossen ist. Er wird in wenigen Tagen hergestellt sein. Kornelis aber muß zuerst fallen.»

«Ohne Unrecht scheint beides unmöglich.»

«Unser Recht sind die Niederlande, Hoheit. Die sind von den Witten ins Verderben gerissen. Wenn ein hochmütiger Feind die Generalstaaten in einem Monat schmählich unterjocht hat und überall nur Furcht und Schrecken, nirgends mannhafte Wehr gefunden hat, wenn die Mühsal unserer Bauern der Meeresflut preisgegeben werden muß und Hollands Ruhm und Ehre, sein allmächtiger Handel, ein Ge-

spött der Briten geworden ist — wer trägt die Schuld, welche Strafe hat genug Gewicht, solche Verbrechen aufzuwiegen! Durch ein Jahrzehnt ist Euer erlauchter Name unter den schimpflichsten Staatsbeschlüssen und Edikten niedergehalten worden, als hätte Oranien an der Freiheit der Niederlande den geringsten Anteil! Wo lauern da Unrecht und Tücke! Der Aufschub dieses Gerichtes ist ein Makel an Hollands Ehre. Wer jetzt zurückbebt, versündigt sich wider Gott und Staat!»

Der Prinz starrt, am ganzen Leibe zitternd, in die Augen des Redners.

«Tromp, Ihr seid fürchterlich in Eurem Haß! Ich ... es ist so viel wie ein Mord!»

Tromp beugt sein Knie und Van der Graaf folgt seinem Beispiel.

«Hoheit, nicht wir — Euer Volk, freie Bürger der Niederlande blicken zu Euch auf, zu ihrer Hoffnung! Verschließt Euer Herz nicht!»

Die Huldigung bringt dem Prinzen einige Fassung.

«Er hat meine Erziehung geleitet. Ich muß ihm danken wie einem Lehrer. Ich kann nichts wider ihn.»

«Gebt uns freie Hand», fordert der alte Graaf.

«Euer erlauchter Name soll nicht besudelt sein.»

«Ihr habt einen Sohn zu rächen.»

«In meinem Hause hält sich der Wundarzt Tichelaar auf, ein glühender Patriot und ergebener Diener Eurer Hoheit. Er hat sich bereit erklärt, Kornelis de Witt eines Mordanschlages gegen Eure geheiligte Person öffentlich zu bezichtigen.»

«Still davon! Nichts hören! Um Gottes Barmherzigkeit! Ihr macht mich zu einem Lumpen!»

«Es gibt nur eine Wahl, Hoheit: die Witten oder die Niederlande.»

«Geht, meine lieben Herren, geht! Ich ... ich kann es nicht hören! Es sei, als hättet ihr nicht gesprochen! Nichts habe ich gehört! Meine Hände sind rein!»

«Gewährt uns Freiheit der Handlung nach unserem Gewissen.»

«Ich habe nichts gehört. Tut, was ihr um des heiligen Vaterlandes Wohl verantworten könnt.»

Als hinter den beiden die Tür zugefallen ist, wankt der Prinz auf seine Großmutter zu. Sie war der Unterredung stumm gefolgt und nimmt den Erschütterten in ihre Arme.

«Habe ... habe ich noch reine Hände!»

«Ruhig, mein Sohn, du warst weise. Um jedes Thrones Fundament fließt die häßliche, rote Flut. Das Auge muß kühn sein, das Herz entsagungsfroh und stolz der Wille, daß der Thron, das heilige Zeichen, rein stehe über dem Fundament.»

Eine Sänfte, deren Fenster verhüllt sind, wird vor dem Hause Hendriks van der Spyck abgesetzt. Benediktus eilt dem Gaste voll Freude entgegen und geleitet ihn zu einem bequemen Stuhl.

«Hättet Ihr nur ein Wort an mich gerichtet, ich war bereit!»

«In meinem Hause ist kein Frieden mehr. Ich will noch einmal Euren Frieden genießen. Wir sehen einander vielleicht zum letztenmal.»

«Das scheint mir unmöglich! Ihr seid wieder gesund, hochmögender Herr.»

«Sie betreiben unsere Verbannung, Mijnheer de Spinoza. Morgen werde ich mir selbst das Urteil aus der Staatsversammlung holen. Dann kommen lästige Geschäfte im Hauswesen, da muß ich zugegen sein. Ich habe heute von allen Freunden Abschied genommen — es war nicht allzu ermüdend. Ihr seid der letzte. Entgegnet mir nicht. Ich weiß, meine Stunde ist da. Sie machen's mir nicht schwer. Mir ekelt.»

Sie schweigen eine lange Weile. Der Ratspensionär läßt seinen Blick über den Geisthof schweifen. Die Greisinnen besorgen ihre sechsunddreißig Gärtchen. Sie bücken sich zu jedem grünen Stenglein, rupfen und zupfen, werfen Un-

kraut und vergilbte Blätter auf den Weg, neigen hie und da einer Blüte zu und genießen die Farbe und den Geruch. Sie wissen wenig von den großen Dingen außerhalb ihres Hofes, oder zucken mit den Achseln, wenn davon etwas hineinflattert.

«Und die haben auch ihren Anteil an der Ewigkeit, an dem großen Naturgott? — Seht, Mijnheer de Spinoza, als ich jetzt stundenlang müßig lag, sind mir manche Gedanken wider Euch gekommen. Es fehlt die Waage, die Hoffnung, die Erlösung in Eurem Gottesbilde. Ihr seid der grausamste Denker, den die Erde getragen hat.»

«Ich habe einen Freund gehabt, der hat mir gesagt: ‚Deine Lehre ist ein Feiertagskleid'. Er hat den großen Gott verleugnet, weil sein Gewand ein Sträflingsgewand geworden war. Das Leid hat ihn geblendet. Ihr aber müßt sehen.

Auch die Weiblein im Geisthofe haben ihr Teil an der Ewigkeit Gottes. Aber das Kieselrollen im Bache ist nicht ein und dasselbe wie der Sternengang am Firmament.

Gott ist erhaben über Grausamkeit und Liebe. Er wirkt sein unendliches Leben. Alles in uns und um uns und wir gleichen der Knotung zahlloser Fäden, die von Ewigkeit her einander durchdringen, umschlingen und, von gleichen Gesetzen gebunden, in der Zeit das Bild formen, das wir mit unserem schwachen Sinn umfangen und mit Namen belegen: Menschheit, Sonnenwelt, Meeresbrandung, Ich, Du, das Glück, das Leid eines Augenblicks. Alles ist nur ein Finden der ewigen Möglichkeiten unter der Sammellinse der Not.

Doch wie nur eine besondere Linsenordnung uns das Sternenbild näher zwingt und wie sich in jedem Gewebe Formen und Ornamente leuchtend vom Untergrunde heben und das Auge bannen, so ist auch eines Jan de Witt Wirken und eines Jan de Witt Freude und Leid nicht in dem Untergrunde der Zeit verloren — wohl aber das der Geisthofweiblein und ihrer Blumen. Diese müssen gehen und welken. Sie haben keine Melodie in das Menschheitsgeschehen eingeflochten. Die Melodie Jans de Witt wird aber bleiben.»

Der Ratspensionär ist in den Stuhl zurückgesunken, er hat die Augen geschlossen, seine Hände ruhen gefaltet im Schoße.

«Ihr seid ein Zauberer, Benediktus de Spinoza — nein, kein Zauberer, kein Lügengeist: ein Medikus seid Ihr. Ihr bettet das Herz, das an der bangen Stunde zittert und bersten will vor Bitternis, in den stillen Gang der Ewigkeit, da kann es sich ausweinen wie ein Kind in Mutterarmen.»

*

Die beiden Witten werden am frühen Morgen durch Geschrei aufgeschreckt. Ein Trupp Reiter hat das Haus umzingelt und wehrt das wütende Volk ab. Ein Offizier und Soldaten dringen ein.

Ohne Aufklärung wird Kornelis auf einen Haftbefehl hin, der das Staatssiegel trägt, gebunden und, notdürftig gekleidet, hinuntergeschleppt. Die Reiter schließen sich eng um ihn. Das Volk ist kaum zu halten.

«Laßt uns den Hund! Den Prinzenmörder! In den Dreck mit den Witten!»

Kornelis geht wie im Traume.

Er wird in die Gevangenpoort geschleppt. Dort wartet ein Gerichtshof unter dem Vorsitz des Ratsherrn Van der Graaf. Tromp sitzt unter den Schöppen.

Ein kurzbeiniger, rotschädeliger Mensch springt auf den Gefesselten zu und schleudert ihm eine volle Börse vor die Füße.

«Da — friß dein Blutgeld!»

Dann wirft sich der Mensch vor den Richtern hin, jammert ihnen Hunger und Not seiner Familie vor, so sei es möglich gewesen, daß er den Verführer angehört hat, das Geld habe überwältigend geklungen, er habe sich bereit erklärt, den Prinzen niederzustechen. Dann aber sei die Reue über ihn gekommen, wie ein Höllenbrand habe sie in seinem Herzen gefressen, das Brot, das er sich und den Seinen aus der

Börse gekauft, sei ihnen im Munde gequollen, fast wären sie daran erstickt.

In vier Seeschlachten hat Kornelis sich dem Feinde gestellt. Er hat verlernt, vor dem Tode zu zittern. Er durchschaut die Komödie.

Der Gerichtshof kennt die fürchterliche Anklage längst. Die Schöppen und Ratsherren tragen ihre Entrüstung zu stark auf. Er mustert einen nach dem andern. Kein einziger Freund. Etliche sitzen darunter, die schulden ihm Dank und zahlen jetzt.

Van der Graaf richtet Fragen an ihn. Er schweigt lange verächtlich. Um die Würdelosigkeit dieses Prozesses zu beenden, läßt er sich dann laut und ruhig vernehmen: «Ich habe diesen gedungenen Schurken nie gesehen.»

«Kornelis de Witt», gurgelt der Vorsitzende heiser, «ich fordre Euch auf, das Schriftstück hier, das Euer Bekenntnis enthält, zu unterzeichnen.»

Kornelis zuckt nur die Achseln.

Sie ziehen ihn auf den Hof der Gevangenpoort hinunter. Aus der Peinkammer dringt der blaue Dunst eines anglimmenden Kohlenbeckens.

Seine Hände werden gelöst. Ein Knecht zieht das glühende Eisen aus den raschelnden Kohlen, zwei andre halten Kornelis' Linke aufgespreizt.

«Wollt Ihr unterzeichnen?»

Kornelis schweigt.

Sie brennen ihm den Handteller aus. Brenzlicher Dampf füllt das niedrige Gewölb. Kornelis steht totenblaß, doch ohne zu zittern.

Langsam und bedächtig arbeitet der Knecht, als müsse er ein Kunstwerk vollenden, Linie um Linie der Pulsader zu. Als der Schmerz unerträglich zu werden droht, öffnet Kornelis die Lippen.

Der Ratsschreiber drängt sich hastig mit Feder und Schrift hinzu.

Kornelis beginnt mit starker Stimme:

«Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor ...»

Die Ratsherren überläuft es, der Knecht tut seine Blutarbeit hastiger. Als Kornelis die zweite Strophe der Horazischen ‚Bürgertugend' beendet —

« ... Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae ...»

— bricht Graaf das peinliche Verfahren ab.

Sie binden ihn und führen ihn in die Gerichtsstube zurück.

Die wird nun sein Gefängnis.

Vom Fenster aus sieht Kornelis die wütende Menge Kopf an Kopf auf dem Prangerplatz, während er die angelaufene Linke in den Wasserkrug taucht. Graf von Tilly an der Spitze seiner Reiter sucht das Volk im Zaum zu halten.

Gemeinster Pöbel und der pfaffenverhetzte Mittelstand hat sich zusammengetan, die Gevangenpoort zu stürmen.

«Heil Oranien! Die Witten in den Kot!
Wer anders will, den schlag der Donner tot!»

Die Richter sind in der unangenehmen Lage, ohne Beweisstück vor dem Rate erscheinen zu müssen. Jan hat für den Bruder und sich Pässe erlangt. Er gelobt, noch vor der Dämmerung den Haag zu verlassen. Unter Bedeckung muß er auf den Kneuterdijk geführt werden. Am Abend, wenn die vor der Gevangenpoort müde geworden sind, will er die Flucht bewerkstelligen.

Da meldet ein Soldat, daß Kornelis den Bruder dringend zu sprechen wünsche. Jan eilt die wenigen Schritte hinüber. Unbedroht läßt ihn die Menge passieren, nur die Blicke brennen ihn.

Ein Offizier öffnet die Zelle und entschuldigt sich, daß er hinter dem Pensionär wieder schließen müsse — der Leute wegen.

Jan küßt die verstümmelte Hand, dann fragt er nach dem Begehr seines Bruders. Kornelis weiß von keiner Botschaft. Sie stehen einander wortlos gegenüber. Von draußen schallt

wildes Jauchzen herauf. Kornelis sinkt an die Brust des Bruders.

»Sie haben deine Liebe mißbraucht!»

«Tilly hält Wache.»

Jan schlägt das Fenster ein und will den befreundeten Oberst anrufen. Der Volkshaufe ist verstummt.

Das Kommando schallt herauf. «Aufsitzen!»

Der Oberst bemerkt den Pensionär am Fenster. Ehrerbietig grüßt er. Dann ruft er laut und zu hören:

«Über schriftlichen Befehl, von Seiner Hoheit dem Prinzen Wilhelm signiert: Ralliiert euch!»

Die Reiter ordnen sich zu einem Zug.

Jubelgeschrei verschlingt den Marschbefehl.

Jan sieht die Reiter im Trab abziehen.

«Gott schütz' meine Kinder!»

Die schwere Gefängnistür zersplittert unter den Kolbenschlägen.

Sie reißen die Brüder voneinander und treiben sie unter fürchterlichen Stößen die Stiege hinab.

Nur wenige Schritte sind hinüber zum Pranger vor der Gevangenpoort. Der Weg ist vom Gedränge verstopft.

Wutgeheul. Rasende Hämmer, Axte, Knüppel, Steine. Die Witten sinken noch unter dem Torbogen der Gevangenpoort.

Sterbend werden sie weitergerissen. Jeder der Patrioten will sein Messer in ihre verhauchende Brust gerannt, Zähne in das Fleisch gehauen, die Daumen in die ausgeronnenen Augenhöhlen getrieben haben. Sie balgen sich um das Vorrecht der Leichenschändung. Die Augen starren trunken, die blutrünstigen Mäuler gurgeln vor Wollust.

Die nackten Leichname werden an die Prangersäule gebunden, kopfnieder wie gefälltes Schlachtvieh.

Sie reißen mit Messern und Krallen die Leiber auf, zerren das Eingeweide über den Boden, fangen das sickernde Blut in den hohlen Händen auf.

Eine grauenhafte Stille legt sich über das Gewühl. Nur hie und da das Ächzen eines Getretenen, das Stöhnen eines Verzückten, der Schrei eines Gesättigten, der seine Hände bis an die Ellbogen in die aufgebrochene Brust der Witten senkt und sich an einem Muskel verbeißt ...

Benediktus hat von seinen Hausleuten den Schrecken vernommen. Er eilt über den Binnenhof. Da kommen sie ihm entgegen: Fleischfetzen, bluttriefende Tücher schwenkend, taumelnd wie von einem Feste. Sie halten einander umschlungen, streicheln einander die besudelten Wangen, küssen einander.

Auf der Mordstätte steht ein kurzbeiniger Rotschädel und hält die beiden Herzen an den Aderbüscheln hoch, sie sollen an den Meistbieter verkauft werden.

Da schreit eine Stimme aus dem Fenster der Gevangenpoort: «Schmeiß sie vor die Hund!»

Benediktus erkennt Tromp.

Er wirft dem Roten die Börse zu und erhält die Herzen.

Seine Knie drohen zu versagen, er kann kaum atmen.

Er hastet auf den Kneuterdijk hinüber.

Die Tür ist verrammt. Er pocht an ein Fenster. Die Sinne wollen ihm schwinden.

Johanna de Witt öffnet ein Fenster. Benediktus hält ihr die Herzen entgegen.

Sie vermögen beide keinen Laut von sich zu geben. Ihre Augen hangen ineinander voll grenzenlosem Entsetzen.

Sie beugt sich nieder, nimmt die geretteten Reliquien.

Benediktus hastet weiter, von einer stickenden Qual gejagt.

Unversehens ist er vor seine Wohnung gelangt.

Er tappt hinauf, reißt einen Bogen Papier aus der Lade.

Schluchzend schreibt er. Er verwahrt die Menschheit vor den Bestien in Menschengestalt, er verwahrt die Erde vor der Ruchlosigkeit einer Politik, die unter gottgefälliger Fratze die Menschenwürde schändet.

Er will das Plakat an die Haustür schlagen, Da tritt ihm

Hendrik van der Spyck entgegen und fleht ihn an, die Raserei nicht unter sein armes Dach zu beschwören. Spycks Weib umklammert seinen Arm.

Benediktus läßt das Schriftstück fallen. Er sinkt auf die Stiege und bedeckt sein Gesicht.

Die beiden Eheleute wagen nicht ihn zu berühren. Sie stehen mit gefalteten Händen und ehren sein Schluchzen.

Nie haben sie ihn weinen sehen, den stillen Hausgenossen, nie haben sie ihn zornig gesehen, den sanftmütigen Grübler, sie stehen wie fürchtige Kinder und haben ihre Hände gefaltet.

Benediktus ist nach dem Wittenmord wochenlang in schwerem Fieber gelegen. Sein Rijnsburger Leiden hat ihn überwältigt und läßt nicht mehr von ihm. Aber er lebt längst nicht in der Welt des leiblichen Behagens, über Studien und Experimenten und über der Schleifarbeit vergißt er Husten und Fieber.

Die «Ethik» wandert handschriftlich von Freund zu Freund. Den Widersachern des Traktats ist es gelungen, den Druck zu verhindern. Allein die neue Lehre von der Gottnatur, die zu Rijnsburg erblüht und zu Voorburg und im Haag die unvergängliche Frucht schwellen ließ, weiß ihren stillen Weg durch die Niederlande, darüber hinaus nach Deutschland und Frankreich zu finden. Die Zahl der Schüler wächst, doch alle sind sorglich gewählt, kein unberufenes Ohr kann die Botschaft hören.

Ein hoheitsvoller Frieden liegt über den abgezehrten Zügen des Philosophen, seit auch der letzte Verzicht auf öffentliche Ehre überwunden ist. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hat ihm einen Lehrstuhl der Philosophie an seiner Universität zu Heidelberg antragen lassen, und Benediktus hat abgelehnt.

Er weiß, daß sein Boden noch nicht bereit ist. Glauben und Meinung haben den Herzensacker erhärtet, und es mangelt in all der Dürre an dem läuternden Vernunftregen. Die Luft ist schwer und schwül. Wer aber berufen ist, von höchster Kanzel auszusäen, der darf nicht erst fragen müssen, ob der Herzensacker bereit sei, der muß das Bewußtsein tragen, daß seine Worte ein Aufjauchzen und Ausblühen bringen, keine unreifen Zweifel und keinen Zwist und Wider-

willen, der in jungen Herzen Verzagtheit oder wirren Dünkel zeitigt.

Denn die Jugend kennt nur den Glauben an ihre Kraft und an ihr Gewissen. Wehe, wer an diesen Glauben tastet!

Der Graf St. Denis verplaudert mit ihm die wenigen Stunden der Erholung. Unermüdlich trägt der greise Marschall die Tagesanekdoten zu. Aber Benediktus hat sich in den letzten Monaten bisweilen der Ungeduld kaum zu erwehren vermocht. St. Denis behandelt ihn wie ein krankes Kind.

Auch Mayer kommt hie und da von Amsterdam. Benediktus entgeht es nicht, daß der Besucher immer bekümmerter um das Brustübel wird.

Seit jenem Schreckenstage haben die Eheleute Van der Spyck an ihrem Einwohner keine laute Regung mehr vernommen. Manchmal, in stillen Abendstunden, wenn De Spinoza einige Augenblicke bei ihnen gesessen und wieder in sein Studierzimmer emporgestiegen ist, reden sie von den Tränen, die auf der Treppe geflossen sind.

Benediktus pocht an ihre Tür. Sie kennen seine Art und fordern freundlich auf. Der Tisch mit der Öllampe, die ihr schüchternes Licht kaum über die nächste Umgebung breitet, ist an den Kamin gerückt. Draußen treibt der Spätherbst sein Unwesen. Benediktus und Sieur de Saint-Evremond sind in ihre Wohnungen gebannt.

Da bringt der Bote ein dickes Kuvert für den Philosophen. Als er entlohnt ist, betrachtet Benediktus die fremde Schrift und das italienische Siegel. Er öffnet, indes die Hausleute erwartungsvoll schweigen. Seine Stirn verfinstert sich, eine rote Zornwelle überflutet sein Gesicht, er rafft die Blätter zusammen und verläßt die beiden Eheleute.

Die wispern nun wieder über jenen Tag und jene Tränen.

In der Studierstube liest Benediktus. Dann läßt er die Hand in den Schoß sinken. Seine Züge sind finster, seine

Augen starren in die dunkelste Zimmerecke. Dort wächst die Gestalt des Studiosus Keezer aus dem Schatten. Leidenschaft und Gier nach dem neuen Wissen zittert um Mund und Augen, ein hündisches Schuldbewußtsein schrumpft die Stirn. Aus seinen Händen ist das Manuskript der «Ethik» — es war damals der erste Teil — gefallen. Jetzt wagt er sich mit diesem Briefe vor seinen Lehrer.

Das phantastische Bild erweitert sich ... kein Einzelwesen mehr, der unlautere Geist, der damals vor ihm gekniet war, seine Arme schützend über den Kopf gebreitet hat ... das Persönliche ist verloren ... ein Zeichen! Das Symbolum trägt die Larve heiligen Friedens und würdevollen Gleichmutes. Die Menschen blicken zu der Larve auf, suchen Seelenruhe aus ihr zu gewinnen. Das Symbolum trägt die Larve heiligen Zornes und unbesieglicher Gewißheit. Die Menschen wagen nicht an der Larve zu tasten. Das Symbolum trägt die Larve heiligen Mitleides und selbstüberwindender Liebe. Die Menschen liegen vor der Larve auf den Knien, schlagen an die Brust, flehen den Gott an um die gleiche Gnade des Friedens, der Gewißheit und der Liebe. Sie gewahren die Larve nicht. Das Symbolum hat sehr bewegliche Lippen und eine gehobene Stimme, die am eigenen Schalle satt wird und vor Selbstberauschung bebt. Es hat verstanden, Begeisterten, Erlebenden, Sehern den Rhythmus abzulauschen.

Jesus von Nazareth, wo ist deine Geißel? Du hast sie über den klimpernden Wechseljuden geschwungen!

Dein heiliger Zorn, die Mannhaftigkeit deiner Worte, die den Schriftdünkel und Wortzauber der Pharisäer zerschlugen, daß sie nach deinem Tode lechzten, sind verraten! Jetzt töten sie dich nicht mehr, du Begeisterter, du Erlebender, du Seher: sie hängen dir am Munde, stehlen die Waffen deines Geistes und schänden sie.

Johannes Keezer steht vor ihm und predigt Buße und Einkehr: «Ich beklage und beweine dich, der ich einst deines Geistes Freiheit und Schärfe bewunderte. Was ist deine

Philosophie: Täuschung und Schimäre. Teuflische List spricht daraus. Elender, als ich sagen kann, bist du, der du Christum nicht wahrhaft glaubst. — Doch auch für dich leben Gnadenmittel. Bekehre dich von deiner Anmaßung, deinen tristen, unsinnigen Gedanken.

Was willst denn du gegen die katholische Lehre. Patriarchen, Apostel, Märtyrer und heilige Jungfrauen haben ihr nachgehangen. Und du, elendes Menschenkind, niedriger Erdenwurm, Staub und Würmerfraß, willst fürder noch die fleischgewordene Weisheit des ewigen Gottes mit deinen Lästerungen übersudeln?

Demut ziehe an und werde ein neuer Mensch!»

Der berauschte Mönch überschüttet den Schöpfer der ersten Bibelkritik mit seinen Widerlegungen und kleidet sein Lallen in die Falten der Nächstenliebe, Sanftmut, Geduld und des Gottvertrauens.

«Jetzt ruft dich Gott einmal noch durch mich, vielleicht zum letztenmal. Er erleuchte dich zum Ruhm seines Namens und zum beglückenden Beispiel deiner unseligen Verehrer! Amen.»

Benediktus erinnert sich der Winterabende, an denen er besorgt auf den heimkehrenden Scholaren gewartet hat. Er hatte gehofft, in der jungen Brust einen Altar zu errichten.

Die Menschheit scheidet sich. Uneins ist sie. Kein Bogen ist über den Abgrund gebaut. Sie stellt die ewig feindlichen Mächte, über deren Walstatt der Baum der Erkenntnis rauscht. Seine Wurzeln sind durstig nach dem sickernden Blute und seine Blätter scheinen Todesseufzer trinken zu müssen, bevor die wenigen Knospen erblühen und die Frucht reift.

Mag es fließen, das edle und das unedle Blut unter dem Erkenntnisbaum! Und ziehen Jahrtausende über dem Reifen einer Frucht hin, sie reift, Larventräger und Larvenvertrauer, sie reift!

*

Auf den Schnee des Geisthofes strahlen die Fenster der sechsunddreißig Häuslein ihr festliches Geflimmer. Die alten Mütterchen haben Kuchen und Wein erhalten und jedes ein Paar warmer Schuhe zu Ehren des Dreikönigstages. Sie laden einander zu Gast. Je drei und vier, die befreundet sind, sitzen beisammen, schmausen und trinken und sparen mit dem Lichte nicht.

Durch den Haag ziehen Knaben, an hoher Stange tragen sie den Stern aus geöltem Papier, durch ein Licht erhellt.

Benediktus ruht, hochgebettet, von Wolltüchern umwickelt, in einem Stuhl am Fenster.

Sie haben ihn hinuntertragen wollen, denn unten soll der vergoldete Bohnenkuchen angeschnitten werden. Die Hausfrau hat ein reichliches Mahl gerüstet, und die Kinder warten auf die Weisen aus dem Morgenlande. Jedes Kind hat seinen Kuchen für den tiefen Bettelsack der Könige bereit. Auch über die Paviljoensgracht wird der leuchtende Stern ziehen, sind nur erst die großen, reichen Gassen abgesammelt.

Benediktus hat sich geweigert, an dem häuslichen Feste teilzunehmen. Er ist zu schwach. Sein Atem geht schwer. Das Husten schmerzt.

Im Kamin haben sie ihm ein tüchtiges Feuer gemacht, und ein Tischchen mit Wein und Backwerk ist an seine Seite gerückt. Er hat gelesen und war dann eingeschlummert.

Ein Schlitten hält vor dem Hause mit lautem Schellenruck. Das weckt ihn. Nacht ist's geworden. Die Kaminglut erleuchtet das Zimmer.

Schwere Tritte stapfen die Treppe herauf. Benediktus reckt sich und will aufstehen.

Der späte Gast pocht.

«Darf man eintreten, Benedikt?»

«Wer ist ...?»

«An der Stimme werdet Ihr mich kaum erkennen, Benedikt. Es ist fast ein viertel Säkulum her. Ich will Licht machen.»

Er nimmt einen Holzspan und entzündet ihn an der Torfglut.

«Jarig! Wo kommt Ihr her, so spät!»

Jarig stellt die Kerze auf das Tischchen neben dem Kranken, wirft seinen Pelz ab, zieht einen Stuhl nahe. Er setzt sich breit nieder und lugt blinzelnd in das abgezehrte, todblasse Gesicht.

«Als ich heut morgen aufgestanden war, hat mich die Sehnsucht gepackt, nach Euch. Der Mayer hat mich in Unruh gebracht. Ich bin den ganzen Tag gefahren, ich will auch die Nacht wieder zurück, denn mein Haus hat sich wie eine Falle über mir geschlossen, es leidet mich nicht mehr in fremden Betten und an fremden Tischen. Aber ich will Euch gesehen haben, bevor ich mich wieder schlafen lege.»

«Jarig ... Dank, daß Ihr kommt ... es ist hoch an der Zeit...»

«Hm — so müßt Ihr das nicht nehmen, Benedikt. Der Mayer ist ein Trübsalblaser. Jetzt kommt der Frühling bald, wenig Wochen noch ... da wird sich das Übel schon begeben. Aber ich wollt nur meine Ruh haben.»

Er beugt den langen Oberkörper vor und umschließt die fieberheiße Hand Spinozas mit seinen großen, kühlen Pranken. Sie schauen einander schweigend in die Augen, lange. So kommen sie über fünfundzwanzig Jahre hinweg.

Dann lehnt sich Jarig zurück und tut einen tiefen Zug aus Spinozas Weinkrug.

«Am traurigsten ist es doch mit unserem Adriaan hergegangen. Daß er versinken muß, hab ich gewußt — aber so elend ...»

«Eines hat er nie begriffen, Jarig, ... das ... das war es. Er hat immer gegen die Gottesfeinde gekämpft ... hat nicht erkennen wollen, daß niemand Gott hassen kann.»

Jarig schüttelt bedächtig seinen Schädel und schlägt sich auf's Knie.

«Das ist der Lehrsatz in Eurer „Ethika", den ich nicht bewältige. — Wenn man das Treiben beschaut, schön gemäch-

lich und aus der Ferne, wie sie einander hetzen, jagen, kein einziger des anderen Freund ist — wie sie einem nicht den Atem lassen wollen zu dem Gebete, das man selbst gefunden hat — immer ihren Gott, ihren Glauben, ihr Fürwahrhalten einem in die Seele pressen wollen ... da wird man irre. Nur um ihre Meinung geht es ihnen und um die Macht über die Herzen. Das Wort Gott läuft so mit wie das Heiligenbild auf einer Prozessionsfahne. — Und das sind doch keine Freunde Gottes. Seine Feinde sind es.»

«Jarig», flüstert Benediktus, «Gott ist nicht in dem Spiegelwerk der Menschenworte ... das sind nur Formen. Wir müssen ihnen auf den Grund ... da lebt Gott auch in denen ...

Wenige haben ... wie ich in der Jugend ... erfahren, daß der Name des Ewigen mißbraucht wird, um eines eiligen Friedens ... um der Macht willen. Das ist alles nur Spiegelwerk ... richtet sich selbst ... Sie haben noch kein Auge für die Gotteswahrheit ... Die lebt in ihnen ... sie wissen nicht, daß sie trotz all ihrer Klugheit und Dürftigkeit ihren Einschlag geben müssen ... Teil haben an der großen Entwirkung der Gotteswahrheit ... Das weiß ich ... Das Glück meines Lebens:

In allen Leiden und Freuden, allem Tun und Lassen ... offenbart sich das unendliche Leben. Alles bestimmt nach gleichen Gesetzen, die in Gott wirken ... alles einig mit Gott. Darum kann niemand Gott hassen. Sie hassen und lieben nur ihren Wahn ...

Hätte Adriaan nicht den Wahn angehauen ... der muß sich selbst richten ... er steht sonst wieder auf ... ein tiefwurzelndes Unkraut ... so wäre Adriaan nicht verdorben ...»

Benediktus' Stimme ist matter geworden, er verstummt, es befällt ihn ein schwerer Krampf. Jarig labt ihn, trägt ihn ins Bett; er entkleidet ihn und hüllt ihn sorglich ein.

«Ist es besser?»

«Nicht schwer zu ertragen, Jarig ... fast keine Schmerzen.

... Schmerzen verwirren den Geist. Ihr wollt noch heute ... ins Utrechtische ...»

«Im Frühjahr komm ich wieder, Benedikt.»

«Schreibt an Lodewijk, er soll kommen ... meine Schriften für Rieuwertsz geben ... Verlöscht das Licht ...»

Jarig drückt die magere Hand.

«Schlaft wohl, Benedikt.»

Er löscht das Licht und schleicht behutsam hinaus.

Die Schlittenschellen jauchzen auf. Immer schwächer und schwächer läuten sie. Sie verklingen.

Aus der Stube von unten dringt Fröhlichkeit herauf. Sie haben gewiß den Bohnenkuchen angeschnitten. Gut, daß er oben geblieben ist.

Da singen helle Knabenstimmen von der Straße herauf:

«Wir kommen gezogen mit unserem Stern,
Lauwerier de Cransio.
Wir suchen den Heiland, wir haben ihn gern,
Lauwerier Guirlanda.
Sein König-Karls-Kinderlein.
Wo mag der gute Heiland sein?

O Stern, du darfst nicht stille stehn,
Lauwerier de Cransio.
Du mußt mit uns nach Bethlehem,
Lauwerier Guirlanda.
Der Stern steht vor der Heilandstür.
Du guter Heiland, komm herfür! ...»

Und ihm ist, als spanne sein Wesen sich in die Unendlichkeit, er fühlt Gott so nahe, so einig, er ist glückselig wie nie.

Stattliche Karossen und viele Fußgänger folgten dem Sarge zum Friedhof «auf dem Spuy».

Unweit von Jan de Witt, in einem Mietsgrabe, haben sie sein sterbliches Teil versenkt.

Gegen seine nachgelassenen Schriften hat sich alsbald alles erhoben, was Gottes Namen auf den Lippen getragen hat. Eine Synode hat sie verdammt, und der Staat hat Druck und Lektüre verboten.

Schimpf und Schande haben sie über den verfallenden Grabhügel gehäuft und damit Unsterbliches zu ersticken gewähnt.

,Spei auf dies Grab. Hier liegt Spinoza.
Seine Lehr
Sei mitverscharrt! Aus dem Gestank hebt sich
die Seelenpest nicht mehr!'

Aber das Reifen am Baum der Erkenntnis bleibt unbeirrt. Im zweiten Jahrhundert nach seinem Tode erglühten die Herzen neu. Große Seher verkündeten ihn, und aus der Dichtung des Größten strömte die Harmonie seines großen Gottes.

Der Roman «Amor Dei» wurde im Juni 1907 beendet; die Vorarbeiten waren 1904 begonnen und 1906 in Holland abgeschlossen worden. Er erschien in letzter Fassung zuerst 1937.

Druck von Julius Beltz, Langensalza

